This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Dr. Mgr. C. A. Wilkins
Pfarrer in Wien 1872.

open town lines

10 vol.

£ 2/10 k.

D 1 (FINCH)

International University Booksellers Ltd.
94 Gower Street, London, W.C. 1

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde

als ein

Lesebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit

Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde

herausgegeben

von

Carl Philipp Moritz.

Ersten Bandes erstes Stück.

Berlin,
bei August Mylius 1783.

BIBLIOTH. C. A. WILKENS PAST. VINDOB. VIVIT.

THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
14 FEB. 1939
OF OXFORD

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

I. Ein Schreiben aus Schlesien über einen Blödsinnigen. 4.
II. Einige Nachrichten von dem Leben des seeligen Herrn Johann Matthias Klug. 7.
III. Geschichte eines Inquisiten Friedrich Wilhelm Meyer aus den Kriminalakten gezogen. 16.
IV. Gemüthsgeschichte Christian Philipp Schönfelds, eines spanischen Webers in Berlin. 20.
V. Gemüthsgeschichte Christian Gragerts eines Gensd'armen in Berlin. 24.
VI. Geschichte des Kindermörders J. F. D. Seybell. 26.
VII. Parallel zu der Geschichte des Herrn Klug. 30.
VIII. Grundlinien zu einem ohngefähren Entwurf in Rücksicht auf die Seelenkrankheitskunde. 31.

Zur Seelennaturkunde.

I. Einige Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen. 39.
II. Aus einem Tagebuche. 44.

III. Stär-

Seite

III. Stärke des Selbstbewußtseyns. 47.
IV. Wachender Traum. 53.
V. Die letzten Stunden des seeligen Herrn Professors Johann Georg Zierlein. 56.
VI. Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit. 65.
VII. Hat die Seele ein Vermögen, künftige Dinge vorherzusehen? 70.
VIII. Verschiedenheit unsrer Empfindung bei der Vorstellung vom Tode. 85.
IX. Sprache in psychologischer Rücksicht. 92.

Zur Seelenzeichenkunde. 107.

Zur Seelendiätätik. 111.

Zur Seelenheilkunde. 114.

Mit

Mit Zittern ſchreite ich zu der Ausführung eines Unternehmens, deſſen Wichtigkeit und Nutzbarkeit mir von Tage zu Tage mehr in die Augen leuchtet, wobei ich aber auch die groſſen Schwierigkeiten immer deutlicher einſehe. — Was für ein Feld iſt es, wohin ſich meine unſichern Schritte wagen; welche unbetretne Pfade, welche Dunkelheit, welch ein Labyrinth! Wie leicht kann hier ein falſcher Tritt, den Suchenden irre führen, daß er ſein ganzes Leben hindurch nach einem Blendwerke haſcht, und nie den milden Strahl der Wahrheit findet, welcher nur den beglückt, der an der Hand der Vernunft geleitet, gleichfern von Enthuſiasmus und Kälte, den Weg der ruhigen Weisheit wandelt. O möcht' es mir gelingen, dieſen ſanften Strahl noch zu erblicken, ehe mich die Nacht des Grabes deckt, wie gerne wollte ich dann mein Haupt niederlegen, und ſterben!

Aber wie kann ich den ganzen übrigen Theil meines Lebens besser nutzen, als wenn ich ihn, neben der thätigen Ausübung meiner Pflicht, zur Erforschung und Betrachtung desjenigen anwende, was mir und meinen Mitgeschöpfen gerade am wichtigsten ist? Und was ist dem Menschen wichtiger, als der Mensch? Diesem vortreflichen Studium will ich daher meine Zeit und meine Kräfte widmen, und in Rücksicht auf dasselbe will ich studieren, lesen, beobachten, denken, und leben.

Daß ich das Publikum hiervon zum Zeugen mache, ist nicht Vermessenheit, als fände ich mich im Stande, gleichsam wie ein Repräsentant desselben, und ihm zum Nutzen, die Tiefen einer Wissenschaft zu ergründen, welche bisher noch von den hellsten Köpfen nicht ergründet sind: sondern ich wünschte bloß, daß mein Eifer und guter Wille bei demselben meine Vorredner seyn möchten, wenn ich es wage, einige Materialien zu einem Gebäude zusammen zu tragen, daß seinen Baumeister noch sucht, und ihn wahrscheinlich einmal finden wird.

Was mich darüber beruhiget, daß ich die gegenwärtige Sündfluth von Büchern noch mit einem neuen Buche vermehren will, ist dieses, daß ich Fakta, und kein moralisches Geschwätz, keinen Roman, und keine Komödie, liefere, auch keine andern Bücher ausschreibe.

Uebri-

Uebrigens beziehe ich mich wegen des Plans dieſes Magazins auf die ausführlichen Ankündigungen in verſchiednen öffentlichen Blättern und Journalen, und insbeſondre auf den Vorſchlag zu einem ſolchen Magazine im deutſchen Muſeum vom Monath Junius im gegenwärtigen Jahrgange. Bei der Herausgabe binde ich mich an keine gewiſſe Zeit. Nach dem Vorſchlage des Herrn **Moſes Mendelsſohn** werde ich die Eintheilungen in der Arzneiwiſſenſchaft auf die Erfahrungsſeelenkunde anzuwenden ſuchen, und die Aufſätze in dieſem Magazine unter die Rubriken der **Seelennaturkunde, Seelenkrankheitskunde, Seelenzeichenkunde, Seelendiätätik**, u. ſ. w. zu ordnen ſuchen.

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Großglogau den 8ten May 1782.

Da ich aus einem mir vorgekommenen Avertissement ersehen, daß Beiträge zu einer Erfahrungsseelenkunde an Sie eingesendet werden können; so bin ich dadurch gereizt worden, eines mir in meinen jüngern Jahren vorgekommenen besondern Falls gegen Sie zu erwähnen.

Als ich bald nach meiner akademischen Zeit, vor bereits einigen und dreißig Jahren, auf dem zwischen Liegnitz und Lüben gelegenen Prinz Ferdinandschen Amte Brauchitsdorf Justitiarius war, traf ich einsmals in einem dortigen Vorwerke eine menschliche Gestalt, dem Ansehen nach von etwa zwanzig und einigen Jahren, in einem leinwandkittel ohne Beinkleider auf der Erde an einer Wand sitzend an. Auf mein Anreden bekam ich nicht die mindeste Antwort. Ich erkundigte mich nachher nach diesem Menschen, und erfuhr, daß er des dortigen Großknechts Sohn sey, und, ob er gleich

voll

vollkommen menschlich gebildet war, doch nicht den mindesten Grad von Menschenverstand, auch nicht einmal in so weit habe, daß er die nöthigen Nahrungsmittel für sich begehrte. Ich fragte weiter, ob man nicht einige Ursach angeben oder vermuthen könne, wie und woher es komme, daß dieser Mensch in solcher Verfassung sey: und man sagte mir, es könne keine andre Ursach angegeben werden, als, daß desselben Mutter, als sie mit ihm schwanger gegangen, einem in einer Clause gesessenen unsinnigen Menschen gemeiniglich das Essen habe zutragen müssen.

Ich habe mich auch noch vor kurzem bei dem jetzigen Brauchitsdorfer Prediger erkundigt, ob der beschriebene Mensch in solchen kläglichen Umständen verstorben, oder ob er nicht vielleicht vor seinem Ende noch einen Strahl von Menschenverstand bekommen; worauf ich die hier anliegende Antwort erhalten. Ich bin u. s. w.

Ritter,

K. Hof- Kriminal- und Just. Komiss. Rath.

Brauchitsdorf den 2ten May 1782.

Auf Ihr Begehren habe ich mich nach dem ehemals hier lebenden Menschen erkundiget, der ohne allen Gebrauch des Verstandes gewesen. Sowohl der Organist Metzig, der Ihnen noch erinnerlich

seyn muß, und der zur selbigen Zeit bereits im Amte gestanden, als auch andere Personen, welche damals zugleich in dem Vorwerk gedienet, wo gedachter Mensch gewohnet, stimmen auf mein genaues Befragen darinn überein, daß dieser **Gottfried Friese**, (so war sein Nahme) in der Verfassung, in welcher er bei gesunden Tagen gewesen, auch auf seinem Krankenbette, bis zu seinem Sterben verblieben, und nie zu einigem Menschenverstande gelangt sey. In seiner Krankheit hat er, wie in gesunden Tagen, sein Händeklatschen getrieben, und sein gewöhnlich Gack, Gack, ausgerufen. Niemand weiß also zu sagen, daß vor und bei seinem Sterben etwa was besonders vorgefallen, welches von einiger Veränderung seiner vorigen Umstände, und von einigem Gebrauch seiner Vernunft ein Beweiß seyn könnte. Laut unsers Kirchenbuchs ist dieser blödsinnige **Friese** den 16ten September 1748, in einem Alter von vierundzwanzig Jahren und neun Monathen, gestorben, also sechs Jahr vorher, ehe ich hieher ins Amt gekommen bin. Niemals soll gedachter Mensch Speise und Trank begehret haben, die Eltern haben ihm beides, wie einem kleinen Kinde, geben müssen. Ich bin u. s. w.

J. A. Schönau.

II.

Einige Nachrichten von dem Leben des seeligen Herrn Johann Matthias Klug *).

Dieser Mann war aus Soest gebürtig, und ehemals Sekretair bei dem Englischen Kommissariat im letzten Kriege, vorher aber bei dem Herrn Grafen von Truchßes Gouverneur gewesen. Nachdem er sich etwa sechzehn Jahre in Arolsen aufgehalten hatte, starb er am 7ten Jänner 1776, in einem Alter von sechzig Jahren. In seiner Verlassenschaft befand sich eine zwar nicht zahlreiche, aber auserlesene Bücherſammlung. Aus den Anmerkungen, welche er in die Bücher geschrieben, ersiehet man leicht seine große, mit guter Beurtheilung verbundene Belesenheit. Er war der deutschen Sprache so mächtig, wie es von einem Gelehrten mit Recht erwartet werden kann: auch verstand er die lateinische, französische und englische; und letztere beiden redete er auch sehr gut.

Seine Wissenschaften erstreckten sich auf die Rechtsgelehrsamkeit, nach ihrem ganzen Umfange, auf die Weltweisheit und Geschichte: er hatte sich

*) Ist mir von dem Herrn Kriegsrath Dohm gütigst mitgetheilt worden.

dabei auch in der höhern (oder wissenschaftlichen) Gottesgelehrsamkeit umgesehen, und vielleicht die Arzneikunde nicht ganz vernachlässiget.

Was ihn aber vor den mehresten Gelehrten von Profession auszeichnet, ist seine große Künstlichkeit in Verfertigung mancher zum bequemen Leben erforderlichen Dinge; wovon nachher Beispiele sollen angegeben werden.

Er scheint auch auf die Autorschaft Anspruch gemacht zu haben: ob aber mit würklichem Recht, oder nur eingebildeterweise? kann ich nicht bestimmen. Doch wehe allen Schriftstellern, wenn ihre gute oder aber eigennützige Absichten so schlecht erreicht werden, wie bei unserm Herrn **Klug**! denn hier ist der Grund von seiner ganz sonderbaren Lebensart zu suchen, weswegen er in der Geschichte der Menschheit oder des menschlichen Verfalls, angemerkt zu werden verdienen möchte.

Wir müssen daher vor allen Dingen sein Vorgeben: er habe gegen den König von Preussen, oder eigentlich gegen dessen Gesinnungen in Ansehung der Religion, ein Buch geschrieben *); nicht

auſſer

*) Ob es geschehen sey, weiß ich nicht; denn es kann ja auch leere Einbildung gewesen seyn. Soviel mir bekannt ist, hat man nach seinem Tode weder Original noch Abschrift einer solchen Piece gefunden.

äuſſer Acht laſſen. Denn daraus entſtand ſeine falſche Vorſtellung, als ſei dieſer groſse König deshalb höchſt ungnädig auf ihn, und thue alles, ihn in ſeine Gewalt zu bekommen. Schon eine Zeitlang hatte er, bei ſeinem zu Arolſen genommenen Aufenthalte, dieſen Gedanken nachgehänget; aber noch war er immer in die Geſellſchaften ſeiner Freunde gekommen: als er vor etwa vierzehn Jahren von dem ſeeligen Herrn **Biſen**, ſeinem dortigen Anverwandten und vertrautem Freunde, zu einem Spatziergange in einen nahe gelegenen dichten Wald, die düſtre Wieſe genannt, eingeladen wurde. Hier, glaubt Herr **Klug**, ſey eine Nachſtellung. Sein Freund ſey beſtochen, ihn zu verrathen, und ſeinen Feinden in die Hände zu liefern. Er ſchlägt deswegen dieſen Spatziergang nicht allein aus, ſondern nimmt davon auch die Veranlaſſung, niemals wieder Geſellſchaft zu ſuchen, ſondern ſich feſt in ſeine Stube einzuſchlieſsen.

Damals logirte er in dem Hauſe eines italiäniſchen Kaufmanns, Namens **Brentano**, (der noch jetzt in Frankfurt am Mayn lebt). Als der Herr Geheimerath **Hermann** aber daſſelbe Haus vor ſieben oder acht Jahren an ſich kaufte, war dieſem daran gelegen, des Einſiedlers los zu werden. Gleichwol waren alle deshalb genommene Maſsregeln nicht vermögend, den Herrn **Klug** von ſeiner Stube zu vertreiben. Er erwartete eher

die äusserste Gewalt, (und mit welcher Gefahr diese würde versucht worden seyn, wird die Folge der Erzählung zeigen,) als herunter zu gehen. Und dabei legte er sich dermaßen auf das Bitten, daß der Herr Geheimerath endlich sich bewegen ließ, diesen Mann in seinem Hause zu behalten.

Die Einrichtung seiner Stube, welche im Dache, gerade gegen der Treppe, war, (so daß die, welche die Treppe heraufkamen, vor die Thüre sahen,) übertrift alle Erwartung. Die Thüre war mit eisernen Stangen zugeriegelt: und konnte nur zum Theil aufgemacht werden, weil starke Stricke in die eine Wand und an die Thüre befestiget waren. Brachte man ihm Essen und Trinken, und andere Sachen, so wurde so weit aufgemacht, als nöthig war, es hinein zu nehmen. Denn niemand durfte die Stube betreten. Und nur bei bedeutenden Krankheiten wurde der Pfarrer, Arzt, und Aufwärter hineingelassen.

Ueber und in die Stubenthüre hatte er Schießscharten in die Wand gegraben, die weder in noch ausser der Stube konnten bemerket werden. Er war mit einer Anzahl Flinten und Pistolen, und allen Erfordernissen zum Schießen, immer versehen. Seiner Einbildung nach hatte er einen gewaltsamen Ueberfall zu befürchten: und deshalb waren alle diese Anstalten gemacht, um

seine

seine Feinde, schon bei dem Heraufkommen, auf der Treppe zu bewillkommnen.

Ferner: weil er in der Furcht stand, seine Feinde möchten durch den gewöhnlichen eisernen Ofen in die Stube brechen, so band er diesen mit Ketten und dicken Stricken: und machte sich dagegen selbst einen gar künstlichen Kachelofen, den er selbst innerhalb der Stube heitzte, und auf dem er zugleich das Theewasser kochen, Chocolade machen, Biscuit u. d. g. backen konnte. Und da er alles in der Stube haben mußte, so verdient diesesmal auch ein Nachtstuhl in Betrachtung gezogen zu werden. Diesen hat er ebenfalls selbst erfunden und gemacht, mit der subtilen Einrichtung, daß sich eine Art von Ventilen sogleich verschlossen, wann er gebraucht worden: damit die übelriechende Ausdünstungen das Zimmer nicht verunreinigten.

Seine Bettlade, Tische, Stühle, Vogelkäfige, ja sogar alle seine Kleidung, hat er sich selbst verfertiget; alles mit besonderer Erfindung und Geschicklichkeit.

Kurz: alles war bei ihm sauber und bequem, und er führte eine würklich kostbare Lebensart, die er mit dem im Kriege *) erworbenen und großentheils

*) Man kann nicht sagen, daß er dieses Vermögen im Kriege auf eine ungerechte Art erworben habe. Es kann

theils auf Leibrenthen ausgegebenen Gelde wohl bestreiten konnte. Apfelsinen- und Citronenhändler, und dergleichen Leute, kannten seine Stube gar wohl. Und so wenig er seinem Leibe abzog, so wenig war er auch unerkenntlich gegen die Personen, die mit ihm in Verbindung standen. Weil er der evangelischreformirten Religion zugethan war, so hat er einstmals aufs Neujahr dem reformirten Pfarrer in Arolsen, dem nunmehrigen Herrn Professor **Roller** in Bremen, einen alten Kalender überschickt, darinn er zwischen jedes Blatt einen Dukaten gelegt hatte. Auch seine Aufwärterin, und andere Personen, die Vortheile von ihm hatten, haben ihn ungern verloren.

Dieser Bequemlichkeit und dieses Ueberflusses ohngeachtet, muß ihm doch die Gesellschaft, selbst in seiner großen Einsamkeit, da er, ohne durch eine äußere Gewalt gezwungen zu seyn, die ärgste Gefangenschaft übernommen hatte, angenehm gewesen seyn. Dieses schließe ich aus zweien Vorfällen, die gewiß gegründet sind.

Er hatte eines Brudersohn, einen jungen Menschen von etwa achtzehn Jahren. Diesem ver-

kann rechtmäßig zugegangen seyn, weil er für seine erstaunenden Arbeiten doch auch gut wird belohnt worden seyn.

verſprach er, ſein ganzes Vermögen zu vermachen, wenn er bei ihn zöge. Der junge Menſch that's. Nun muſte dieſer wie jener leben, und durfte niemals wieder aus der Stube *). Die Folge war, daß der junge Menſch nach einigen Jahren an der Abzehrung ſtarb. Daß derſelbe krank war, wußte man im Hauſe, weil der Arzt war gehohlt und auf die Stube gelaſſen worden: aber ſein Tod war unbekannt, bis des Morgens ganz früh von Herrn **Klug** ein Brief herausgereicht wurde, worinn er den Herrn Geheimenrath erſuchte, den Verſtorbenen aus dem Hauſe ſchaffen zu laſſen, und der Frau Hofcommiſſariin **Hartmann** den Auftrag zu geben, das Begräbniß zu beſorgen. In der Nacht nehmlich hatte Herr **Klug** ſeinen todten Vetter in Bettücher gewickelt, und ihn hinter den Umgang an der Treppe gelegt. Der Leichnam wurde darauf in das Haus der gegenüber, jenſeit der Straße, wohnenden Frau **Hartmann** getragen, und von daraus begraben.

Das andere, was mich veranlaſſet, zu glauben, daß er doch die Geſellſchaft geliebt habe, iſt, daß

*) Man erzählt, der junge Menſch habe manchmal gebeten, er möchte ihn wieder gehen laſſen; aber ſeine Bitte ſei immer mit erbärmlichen Schlägen zurück gewieſen worden. Eine Sache, die doch kein gutes Herz verräth.

daß er die dicht neben ihm wohnende französische Mademoiselle gar gern hat heirathen wollen *). Bloß der Umstand, daß sie sich mit ihm einsperren sollte, verhinderte diese Verbindung, da sonst ein reicher, noch wohl aussehender Mann, der auch Welt hatte, von einem Frauenzimmer nicht leicht möchte ausgeschlagen werden.

Noch eine wunderliche Einbildung dieses Mannes zu berühren, muß ich seines Traumbuches erwähnen. Er hielt die Träume für eine Art von göttlicher Eingebung, und schrieb sie sorgfältig früh Morgens sogleich auf. Freilich würde dieses kein Geschäfte für manchen mit Arbeit beläſtigten Mann seyn; aber Herr Klug hatte eigentlich gar nichts zu thun, und zu leben hatte er doch. Man erzählt, daß ihm unter andern geträumt habe, er sollé seinen Vetter drei Tage hungern lassen: dieses habe er auch richtig gethan, und der junge Mensch habe in der Zeit nichts zu essen bekommen.

Ja, dieser bei ihm auf der Stube eingesperrte Vetter ist durch Schläge von ihm dahin gebracht worden, eidlich zu versichern, daß er seines Onkels Träume für göttliche Eingebung halte.

Die

*) Mit dieser Mademoiselle unterredete er sich auch oftmals, indem er alsdann seine Stubenthüre öfnete, und sich ihr präsentirte.

Die Traumbücher sollen verbraunt worden seyn. Wären solche noch vorhanden, so ließe sich daraus noch wohl manches hernehmen, was über die Denkungsart dieses Mannes nähern Aufschluß geben könnte. Von seinem Tode und der bestimmten Zeit desselben soll ihm auch oft geträumet haben.

Er starb, ohne daß ein Mensch davon etwas gewahr wurde. Als man Nachmittags durch den Schreiner die Thüre aufschlagen ließ, fand man ihn so ordentlich im Bette liegend, als habe er sich zu dem Tode vorher zurecht gelegt. Vermuthlich war er vom Schlagfluß gerührt worden.

Hier muß ich noch zwo Anmerkungen machen, welche zur Aufklärung dieser Erscheinung etwas beitragen können.

1) Man weiß, daß in der **Klugischen** Familie etwas tiefmelancholisches ist.

2) Dazu kommt, daß unser Subjekt im letzten Kriege als Sekretair bei dem Engl. Kommissariat unablässig mit dem Kopfe hat arbeiten müssen, wegen der weitläuftigen, mehrentheils sehr wichtigen, Korrespondenz.

Bald nach des Herrn Klug's Tode aufgesetzt.

III.

Berlin den 5ten October 1782.

Ich habe Ihnen neulich verſprochen, einen Auszug aus den Kriminalacten, die ich jetzt eben unter Händen habe, zu liefern, und darinn beſonders dasjenige, was zu pſychologiſchen Betrachtungen Anlaß geben könnte, aufzuzeichnen. Da ich aber weiß, daß oft dasjenige, was mir oder auch einem andern wichtig und bemerkungswerth ſcheinen möchte, ein dritter ganz unbedeutend finden würde, und mancher geringſcheinende Umſtand einer Thatſache, in Vergleichung mit einer andern, zu großen und wichtigen Betrachtungen Anlaß geben kann, ſo habe ich Ihnen die Handlungen des Inquiſiten ſo nackend, wie ich ſie in den Acten gefunden, hingeworfen.

Der Musquetier **Friedrich Wilhelm Meyer**, achtundzwanzig Jahr alt, aus Dresden gebürtig, eines Kaufmanns Sohn, lernte in ſeiner Jugend bei einer chriſtlich guten Erziehung die Orangeriegärtnerkunſt, und ging nach geendigten Lehrjahren, um ſein Glück nun weiter zu ſuchen, 1737 nach Prag. Hier traf ihn nebſt vielen andern Fremdlingen das Loos aufgegriffen und nach Ungarn transportirt zu werden. Er fand jedoch in der bei Molwitz 1741 vorgefallenen Schlacht Gelegenheit den Oeſtreichern zu entweichen, und deren Dienſte mit den preußiſchen, unter Anführung des

Gene-

General **Dietrichs**, zu verwechſeln. Nicht lange nachher entwich er auch dieſem, und nun faßte er den Entſchluß, zu ſeinen Aeltern nach Dresden zurückzukehren. Ehe er noch dahin gelangte, traf ihn ein preußiſcher Werber in Duderſtadt auf einem Kaffeehauſe, der ihn durch allerhand liſtige Wendungen, und Verſprechungen einer dreijährigen Kapitulation, dahin brachte, daß er wieder in preußiſche Dienſte trat. Er ward darauf dem hochlöblichen damaligen **v. Kleiſtiſchen** Regiment überſandt, ohne daß auf die verſprochene Kapitulation weiter geachtet wurde. **Dieß führet Inquiſit Meyer als einen Hauptgrund ſeiner künftigen liederlichen Lebensart an.** Auſſerdem, daß er ſich zur Zeit, da er zum Exerciren erſcheinen ſollen, zum öftern betrunken und ſich ganze Tage verſteckt gehalten, fällt es ihm ein, ſeines Kameraden Sachen zu verkaufen und ſich alsdann zu verbergen. In dieſem Vorſatz geht er am 22ſten Jänner 1743 des Morgens früh aus. Als er eben auf dem Neukölniſchenmarkte mit einer Fiſcherfrau wegen der geſtohlnen Sachen im Handel begriffen iſt, trift ihn ein Unterofficier, der ihn deshalb zur Rede ſtellt, und als dieſer ihn zu arretiren drohet, ſo ergreift er die Flucht und ſpringt auf eines Tobacksſpinner **Tonliers** oberſten Boden. Wie er hier eine Nacht geſeſſen hat, ſo verſucht er herunterzuſteigen, findet aber die Thür des Bodens verſchloſſen. Weil er nun, wie er hernach ſehr oft

wiederhohlet hat, ſein Leben ſo ſatt gehabt, überdem auch befürchten müſſen, daß, wenn er ſich wieder ſehen ließe, er gleich einem Deſerteur beſtraft werden möchte, ſo **entſchließt er ſich, weil er gehört hatte, daß ein Menſch nicht über neun Tage hungern könne, Hungers zu ſterben.** Vierzehn Tage nachher geht der Tobacksſpinner auf ſeinen Boden, und findet dieſen Menſchen unter den Tobacksblättern ganz entkräftet liegen. Es wurden ſogleich Veranſtaltungen gemacht, ihn durch Suppen wieder aufzuhelfen, allein ſein Magen iſt ſo erſchlafft geweſen, daß es ſehr ſchwer gehalten hat, ihm einige Speiſen aufzudringen. Auf Befragen, wie es möglich geweſen wäre, ſo lange zu leben, ohne das geringſte von Nahrung zu ſich zu nehmen? Erwiederte er: die erſten acht Tage habe ihm ſehr gehungert. Zweimal habe er, um ſeinen Durſt zu löſchen, ſein eigen Waſſer getrunken, und einmal habe er, als es etwas geſchneiet, Schnee aufgefangen, und den zu ſich genommen; hernach aber ſei er zu ohnmächtig geworden, als daß er noch einige von dieſen Bedürfniſſen habe empfinden können. Nachdem er in den gehaltenen Verhören **alles, es mochte zur Milderung ſeiner Strafe gereichen oder nicht, geſtanden, welches er auch in der Folge treulich beobachtet hat,** ſo ward er ſeiner ſchwächlichen Geſundheitsumſtände wegen, die durch das lange Hungern ganz zerrüttet waren, ins Lazareth gebracht. Hier hatte er bereits einen Monath

nath zugebracht, als einige von seinen Kameraden ihm sagten, daß er seiner begangenen Verbrechen wegen schwerlich sein Leben verlieren würde, vielmehr glaubten sie, daß er Zeitlebens auf die Festung kommen möchte. Sowohl die Furcht, sein ganzes Leben hindurch zur Karre verdammt zu seyn, als auch der schon vorher geäußerte Ueberdruß seines Lebens, und das angebliche harte Verfahren der Krankenwärterin, hatten jetzt so heftig auf seine Seele gestürmt, daß er den Entschluß faßte, durch einen Mord seine Strafe zum Tode zu graviren. In dem Augenblick fiel es ihm ein, sich auf diese Art an der Krankenwärterin, die ihn geschimpft, und weswegen er besonders in dem Verhöre aufgebracht war, **zugleich zu rächen.** Des andern Tages frühe zog er von den im Hause befindlichen Gewehren ein Bajonet ab, und wollte die Ankunft der Krankenwärterin abwarten. Da aber diese wider ihre Gewohnheit sehr lange ausblieb, so bekennt er, er **sei ungeduldig geworden, und habe den Entschluß gefaßt, diese That an seinem noch schlafenden unschuldigen Kameraden, dem Musquetier Spannagel, zu verüben.** Er habe sich darauf desselben Bette gegenübergesetzt, und dem **Spannagel** einen Stich auf der rechten Seite und zwei auf der linken Seite der Brust beigebracht, und würde er, wie er wiederhohlentlich gestanden, den Mord

gewiß vollführt haben, wenn nicht die Leute aus dem Hause, welche über das Geschrei des Spannagels darzu gekommen, ihn davon abgehalten hätten. In dem nachmaligen Verhör hat er gleich **alles gestanden, und sehr bereuet, daß er das Leben einer unschuldigen Person zum Opfer seines Lebensüberdrusses gemacht.** Auf Befragen, wie ihm denn zumuthe gewesen, als er diese That begehn wollen? Antwortete er: „**bei Verrichtung der That** sei ihm angst und bange geworden. Er wolle gern sterben, man solle ihm nur Zeit zur Buße übrig lassen.“

Frölich.

IV.

Gemüthsgeschichte

Christian Philipp Schönfelds,

eines spanischen Webers in Berlin.

Der Herr Doktor und Stadtphysikus **Pihl**, welcher die Gelegenheit, wichtige Beobachtungen zum Besten der Menschheit zu machen, so gewissenhaft und vortreflich nutzt, hat mir einige seiner Gutachten über den Gemüthszustand verschiedener Personen gütigst mitgetheilt, um zweckmäßige Auszüge für mein Magazin daraus zu machen. Ich habe

mich

mich gröſtentheils ſeiner eignen Ausdrücke bedient, die Sachen aber nach meiner Abſicht geordnet.

Das beſtändige krumme Sitzen, oft ſcharfes Nachdenken, und weitläuftiges Ueberrechnen bei ſchweren und künſtlichen Muſtern, veranlaßt faſt alle die Leute, welche auf dem ſogenannten Stuhl arbeiten, zur Hypochondrie und daraus entſpringenden Uebeln. Iſt nun vollends ihr Temperament ſehr lebhaft, ſo entſteht um ſo leichter ein Hang zum Projektmachen, wobei nicht ſelten der Verſtand leidet, und mit der Zeit, beſonders wenn ſie noch in Noth und Unglück gerathen, Blödſinn, oder würklicher Wahnſinn entſtehet.

Unſern Schönfeld brachte wahrſcheinlich eine Neigung zum Müſſiggange, und Unluſt zu arbeiten, zuerſt auf die Gedanken, Schätze zu graben. Beſtändiges Nachdenken darüber, drückte dieſe Idee ſeiner ohnedem ſchon äußerſt lebhaften Einbildungskraft ſo feſt ein, daß ſie ihm am Ende beſtändig gegenwärtig war, und er ſich ſelber einen Traum ſchuf, den er nach und nach anfing für Wirklichkeit zu halten. Dieß verwirrte ſchon ſeinen Verſtand. Nun kam noch Krankheit, äußerſte Nothdürftigkeit und Kummer hinzu; dieſe zerrütteten vollends denſelben, und ſein Wahrheitsgefühl war nun ſo abgeſtumpft, daß er ſich von der Wirklichkeit folgender Einbildungen feſt überzeugen konnte.

Er glaubte nehmlich ungezweifelt, daß er, im Jahr 1764, einen Schatz von zweihundert Millionen an Werth gefunden, der in großen Diamanten, einem großen silbernen und goldenen Crucifix mit Augen von Karfunkelstein, welches auch Sr. Majestät der König selbst in Augenschein genommen, nebst vielem Gelde, bestanden habe. Dieser ungeheure Schatz sey von ihm in des Tuchscheerers Kerchow Keller, mit Hülfe seines schon verstorbenen Bruders, entdeckt und aufgegraben worden.

Die heiligen Engel und Geister, wie auch zwei jetzt schon verstorbne Bürger von der Friedrichsstadt haben es ihnen offenbart, daß der Schatz da läge, und mit Hülfe eines solchen Geistes und einer Wünschelruthe hat er die eigentliche Stelle entdeckt. Böse Geister aber haben ihm so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß er die erste Nacht mit seinem Bruder den Schatz nicht heben konnte.

Er entdeckte also die Sache dem Tuchscheerer Kerchow, und einem Kupferschmidt Nahmens Jury, um ihn mit deren Beihülfe die andre Nacht zu heben. Diese aber gehen allein hin, ohne ihm ein Wort zu sagen, und leugnen darauf gänzlich gegen ihn, daß sie einen Schatz gefunden haben. Er weiß dieses aber ganz gewiß, und ob er gleich

dasjenige, was in den Gefässen enthalten gewesen ist, nicht selbst gesehen hat, so hat er es doch durch Rechnen und durch seine Wünschelruthe richtig herausgebracht.

Von dem Gelde haben verschiedne Personen einen Theil bekommen, unter andern auch der Herr Prediger Woltersdorf, welcher dafür den Geist aus dem Keller bannen mußte, der nach dem gehobenen Schatz nicht weichen wollte. Auch nach Potsdam ist eine große Menge davon gekommen, wie dort die ganze Stadt weiß. Er hat mit verschiednen vornehmen Personen, die er aber oft verwechselt, und einen für den andern nimmt, vertraulich über seine Angelegenheiten gesprochen, und diese haben seine Foderungen gebilliget.

Dieß alles sind seine Einbildungen und jetzt nun auch seine Ueberzeugungen. Man denke sich einen Menschen, noch dazu von sehr unruhigem und lebhaftem Temperamente, der sich Herr so vieler Millionen glaubt, und Hunger und Kummer leiden muß!

Als der Herr Doktor und Stadtphysikus Pihl den 18ten Junii 1781 seinen Gemüthszustand untersuchte, war er anfänglich ganz gelassen, sobald man aber auf den Punkt des Schatzgrabens und der gefundenen zweihundert Millionen kam, ward er hitzig.

Man überführte ihn wirklich aus seinen eignen Reden, daß seine Phantasie ihn alle Augenblick täuschte, dahin aber war er auf keine Weise zu bringen, die Schatzhebung selber auch nur im mindesten für Täuschung zu halten. Der Herr Doktor Pihl ließ seine Schwester Cath. Elisab. Schönfeld zu sich kommen, um über die Umstände ihres Bruders mehr Licht von ihr zu erhalten. Diese aber bekräftigte alle thörichten Einbildungen ihres Bruders wörtlich, und war völlig so närrisch, wie er. Ein Beleg zu der Erfahrung, daß der Wahnwitz ansteckt.

V.

Gemüthsgeschichte

Christian Gragerts

eines Gensd'armes in Berlin.

Dieser Christian Gragert scheinet, bei einem übrigens gutem und stillem Naturell, immer etwas einfältig und leichtgläubig gewesen zu seyn. Wegen einer besondern Steifigkeit des Körpers und Ungelehrigkeit konnte er sich nicht gut mit dem Exerzieren behelfen, und mußte darüber manche Strafe leiden, welches ihm sehr nahe ging. Hiezu kamen noch dürftige Umstände, erlittene Unglücksfälle in seiner

seiner kleinen Haushaltung, und gänzliche Abneigung gegen das Soldatenleben.

Darüber gerieth er endlich in eine ganz besondre, ungewohnte Aengstlichkeit, vorzüglich des Nachts, die ihn gar nicht schlafen ließ, und die er, seiner Aussage nach, bloß durch **Lesen in geistlichen Büchern** und **Singen geistlicher Lieder**, vertreiben konnte, worauf ihm immer leichter und besser ward. Indem er nun fleißig in der Bibel las, gerieth er unter andern auf den **Propheten Daniel**, den er nun zu seiner Lieblingslektüre machte. Und von der Zeit an entstand bei ihm die Idee von Wundern, die sich nachher seiner Einbildungskraft so sehr bemeistert hat, daß er selbst Wunder zu thun, im Stande zu seyn glaubte.

Er war nehmlich fest überzeugt, daß durch seine Macht, auf einem von ihm gepfropften Apfelbaume Kirschen wachsen würden.

Man gab ihm seinen Abschied, und er kam in das hiesige Arbeitshaus, wo er sich sehr stille, ordentlich, und fleißig betrug, und nichts vornahm, was eine Verwirrung des Verstandes vermuthen ließ. Es wurde daher beschlossen, ihn nach seiner Heimath zurückzuschicken, und der Herr Doktor Pihl untersuchte zu dem Ende den 25sten März 1781 seinen Gemüthszustand. Dieß geschahe ohngefähr zwei Jahre nachher, da er die erste Aengstlichkeit empfunden hatte.

Er gab auf alles sehr ordentliche und passende Antworten, nur wenn es auf die Wunder kam, so blieb er bei seiner alten Meinung, vertheidigte aber dieselbe nicht hartnäckig, sondern versicherte, wenn er zu Hause käme, und fände, daß es sich nicht so verhielte, wie er gedacht hätte, so wolle er gern zugeben, daß er sich geirrt haben könnte. Auch habe er auf die Weise schon einmal einen Irrthum eingesehen, indem er eine dortige alte Frau für eine Hexe hielt, nachher aber fand, daß er ihr Unrecht gethan hatte. Endlich wünschte er nichts mehr, als zu seiner Frau und Kindern nach Hause zu kommen, wo er sich redlich nähren, friedlich leben, und keinen Menschen mehr beunruhigen wolle. Worauf der Herr Doktor Pihl sein Gutachten gab, daß dieser Mensch ohne Gefahr entlassen, und wieder in seine Heimath geschickt werden könne.

VI.

Geschichte des Kindermörders J. F. D. Seybell.

Dieser Seybell wurde vom vierten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre im großen Waisenhause zu Potsdam erzogen, wo er das Schneiderhandwerk lernte, und war nach den Zeugniß aller, die ihn kann-

kannten, von jeher ein ſtiller, arbeitſamer und gottesfürchtiger Menſch, dabei aber immer ſehr einfältig, ſchüchtern, und mehr zur Traurigkeit, als zur Freude aufgelegt. Schon in ſeiner erſten Jugend hat er oft ſchleunige Anfälle von Tiefſinn, und wunderlichem Weſen geäußert, daher ihn auch die andern Knaben den Spottnahmen, der irre Seybell, beilegten.

Er war immer außerordentlich vollblütig, und zu heftigem Aufwallen, und Andrang des Bluts nach dem Kopfe geneigt, wobei ſich ſtarke Unruhe, Angſt, und Bangigkeit einfand, die ſich mit der Vollblütigkeit und Wallung im Blute vermehrte und verminderte, in ſpätern Jahren aber in eine wahre melancholiſche Schwermuth ausartete.

Er hatte ſeine Profeſſion nicht vollkommen genug erlernet, um ſich davon ernähren zu können; auch konnte er ſich in ſeinem Dienſte bei verſchiednen Herrſchaften nicht recht behelfen; dabei war er ſich mit Unmuth ſeiner eignen Einfalt und Schwäche bewußt, und befürchtete beſtändig, daß ſeine Herrſchaft ſeiner überdrüſſig werden, und ihn fortjagen möchte, wo er alsdann ganz verlaſſen und ohne Brodt ſeyn würde. Aus dieſer Urſach verließ er ſo ſchleunig, und ohne den geringſten ihm gegebnen Anlaß, ſeinen Dienſt bei dem Herrn Hofrath Oeßfeld in Potsdam, wollte ſich bei dem Herrn Hauptmann

mann von Winterfeld erschießen, und stürzte sich bei dem Herrn Ordensrath Wißmann aus dem Fenster des dritten Stockwerks.

Er kam wirklich in traurige Umstände, konnte vom December 1772 bis zum Februar 1781 mit der größten Mühe, durch Nähen, kaum seinen höchst nothwendigen Unterhalt erwerben, und hatte noch einige kleine Schulden, die er gern bezahlen wollte, und doch kein Mittel, dieses zu bewerkstelligen, sahe.

Von der heftigsten innren Unruhe und Angst gefoltert, die er lange durch brünstiges **Gebet zu Gott und Singen** unterdrückte, aber nicht zu heben vermochte; von der grausamsten Furcht gequälet, ein unglückliches und elendes Leben führen zu müssen; seiner Schulden wegen, die freilich unbeträchtlich waren, verklagt zu werden, und sich öffentlicher Beschimpfung ausgesetzt zu sehen; und von der Einbildung hingerissen, daß seine Leiden nicht anders, als durch seinen Tod, gehoben werden könnten; kam er auf den unglücklichen Entschluß, durch den Tod eines unschuldigen Kindes, seinem qualvollen Leben und seinem Leiden ein gewisses und sichres Ende zu machen.

Er **liebte** dieß Kind außerordentlich, sowohl nach seinem eignen Geständniß, als nach dem Zeugniß

niß der Eltern des Kindes, welche bezeugen, daß er immer **still und gottesfürchtig** gewesen sey, auch das Kind viele **Gebete** und **schöne Sprüche aus der Bibel** gelehret habe.

Eben diese **große Liebe** war es, die ihn einigemal abhielt, Hand an das Kind zu legen, bis ihn endlich mit einemmal der Wahnsinn in einem unglücklichen Augenblicke überwältigte, und er dasselbe in einem Anfall von rasender Wuth ermordete; nachdem er freilich vorher die Stubenthüre zugeschlossen hatte, um nicht gestört zu werden, und nachher das Kind in die Kammer trug, welches den Anschein hätte, als habe er die That verbergen wollen, wenn er nicht sogleich selbst hingegangen wäre, um sich von freien Stücken anzugeben.

Dieser Seybell hatte gemeiniglich ein rothes Gesicht, und einen scheuen, etwas starren Blick. Er war achtunddreißig Jahr alt, da er die That beging. Auf den Beweiß des Herrn Doktor Pihl, daß er die That im Wahnsinn begangen, wurde er nicht am Leben gestraft. **Sein schon verstorbner Bruder ist ebenfalls einfältig und tiefsinnig gewesen.**

VII. Paral-

VII.

Parallel zu der Geschichte des Herrn Klug.

Der Herr Doktor Pihl besuchte den gewesenen hiesigen Kaufmann D....s, um seinen Gemüthszustand zu untersuchen, und fand ihn in einem sonderbaren Aufzuge. Er war mit einem Schlafrocke bekleidet, hatte aber einige eiserne Ringe um den Leib. Auf dem Kopfe trug er einen ungeheuren Aufsatz, der aus leinenen Tüchern und Mützen bestand, die er theils mit Bändern, theils mit dünnen eisernen Pfeiffen und dazwischen gesteckten Papiere, u. s. w. befestiget hatte. Sein Bette war ebenfalls mit eisernen Reiffen und Platten, Brettern u. d. g. versehen. Als ihn der Herr Doktor Pihl um die Ursache dieses Aufzuges und dieser wunderlichen Anstalten fragte, so antwortete er: daß er es deshalb thun müßte, weil er keinen Augenblick Ruhe vor bösen Geistern habe, die ihn Tag und Nacht beunruhigten, ihm schon Lunge und Leber ausgerissen, und grosse Summen aus seiner Haut gelöset hätten, u. s. w.

Herr Klug hatte sich in den Kopf gesetzt, er habe ein Buch wieder den König von Preussen geschrieben, und sich dadurch seinen Zorn auf den Hals geladen. Herr D...s glaubte, er sey ein unmittel

mittelbarer Abgesandter der heiligen Dreieinigkeit, die jetzt die Regierung auf Erden selbst übernommen, und also die Gewalt aller Könige und Fürsten verachtet und aufgehoben habe. Er besonders habe von ihr den Auftrag erhalten, zu sehen, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt, und die Häuser im guten Stande erhalten würden, die fast alle zum Umsturz da stünden, weswegen auch Herr D...s im Anfange seines Wahnwitzes in viele Häuser ging, und den Eigenthümern derselben, Kraft seines Amtsbefahl, daß sie unverzüglich sollten bauen lassen.

Herr Klug verrammelte nur seine Stube, Herr D...s sogar seinen Leib. Jener fürchtete sich vor Menschen, dieser vor dem Teufel.

VIII.

Grundlinien

zu einem ohngefähren Entwurf in Rücksicht

auf die Seelenkrankheitskunde.

In einem Magazine der Erfahrungsseelenkunde müssen, insbesondre anfänglich, der eingestreuten Reflexionen so wenige als möglich seyn. In der Folge kann es immer mehr durch wichtige Reflexio-

flexionen und wichtige Fakta wachsen, die sich wechselseitig einander zu Hülfe kommen.

Alles ängstliche Hinarbeiten aber auf ein festes System muß dabei gänzlich vermieden werden, und fürs erste muß alles nur ohngefährer Entwurf seyn, worinn immer noch manche Linie wieder verwischt werden kann, wenn auch sogar das Ganze darüber eine völlig andre Gestalt gewinnen sollte.

Zu einem solchen Entwurfe habe ich es gewagt, folgende Grundlinien auf gut Glück zu ziehen, und werde mit der größten Gleichgültigkeit eine nach der andern wieder auslöschen, sobald sich Fakta einfinden, welche dagegen streiten. Mit ununterbrochner Aufmerksamkeit will ich über die Unpartheilichkeit meiner Gedanken wachen, und gelingt mir dieser Vorsatz, so hoffe ich, daß er mich dereinst zur Wahrheit führen wird.

Wenigstens können folgende Winke dazu nutzen, daß sie zu mehrern Arten von Beobachtungen Veranlassung geben, wodurch sich vielleicht ganz etwas anders ergiebt, als worauf man zuerst bei seinen Untersuchungen ausging: denn wer ein schlechtes Stückchen Silber sucht, kann wohl statt dessen einen Edelgestein finden.

---

1) Man-

1) *) Mangel der **verhältnißmäßigen Uebereinstimmung** aller Seelenfähigkeiten ist Seelenkrankheit.

Es kömmt daher nicht sowohl auf die Stärke oder Schwäche einer einzelnen Seelenfähigkeit, an und für sich betrachtet, an, als vielmehr, in wie ferne dieselbe, in Absicht aller übrigen Seelenfähigkeiten, entweder zu stark oder zu schwach ist.

Eine sehr starke Einbildungskraft kann daher bei einem solchen, wo Gedächtniß, Beurtheilungskraft u. s. w. ihr die Wage halten, in einem völlig gesunden Zustande der Seele statt finden; bei einem andern, wo dieses der Fall nicht ist, kann sie Krankheit seyn.

Hieraus folget, daß ein jeder Mensch nach dem ihm eignen Maaß seiner Seelenfähigkeiten, auch seinen eignen Seelengesundheitszustand habe, und daß selbst dieser nach dem verschiednen Alter desselben abwechselt; so daß z. B. ein gewisser Grad der Beurtheilungskraft, der in spätern Jahren natürlich

*) Wegen der auffallenden Aehnlichkeit, welche die Erfahrungsseeleukunde mit der Arzneikunde im Ganzen hat, ist mir des Herrn Doktor Markus Herz medicinische Encyklopedie, bei meinen Betrachtungen über die Seelenkrankheitskunde sehr zu statten gekommen.

türlich ist, in frühern Jahren Ueberspannung und Krankheit der Seele gewesen seyn würde.

2) Diese Zerstörungen des nöthigen Verhältnisses zwischen den Seelenfähigkeiten heben sich oft von selber wieder auf, und nur, wenn sie lange und anhaltend fortdauren, sind sie eigentlich Seelenkrankheit.

Mangel an Thätigkeit, überspannte Thätigkeit, zwecklose Thätigkeit, u. s. w. sind Symptomen solcher Seelenkrankheiten, oder zerstörten Verhältnisse.

Diese Symptomen können oft gefährlich scheinen, ohne es zu seyn, oft können sie es seyn, ohne es zu scheinen. Zuweilen müssen sie plötzlich unterdrückt, oft nur eingeschränkt, und manchmal wohl gar befördert werden.

Wie wichtig würde die Ausführung und Bestätigung dieses Satzes in der Pädagogik seyn!

3) Die thätigen Kräfte müssen mit den vorstellenden Kräften in einem gewissen Verhältniß stehen; sind sie gegen dieselben zu stark, und bekommen das Uebergewicht, so ist dieses Krankheit der Seele, und eben der Zustand, wo man oft klagt, meliora video proboque, deteriora sequor; sind sie gegen dieselben zu schwach, so ist die-

dieſes ebenfalls Krankheit; die herrlichſten Entſchlieſſungen, die vortreflichſten Entwürfe werden nicht ausgeführt; ſchwinden ſie ganz oder zum Theil, ſo iſt dieſes gleichſam eine **Seelenlähmung**, ein Zuſtand, worinn ſich ſo mancher Unglückliche befindet, der die ausgezeichnetſten Talente durch Ueberſpannung unbrauchbar machte.

4) Von den Ideen, welche täglich und Augenblicklich in die Seele ſtrömen, müſſen nothwendig immer eine gewiſſe Anzahl bald wieder verdunkelt werden, wenn die Denkkraft in einem geſunden Zuſtande bleiben ſoll.

Werden zu wenige verdunkelt, ſo entſteht ein Ueberfluß von Ideen, welcher Unordnung und Verwirrung verurſacht, und die Reinigkeit und Klarheit im Denken hemmet; werden zu viele verdunkelt, ſo entſteht Unfruchtbarkeit, Leere und Armuth des Geiſtes.

Es ſcheinet, als wenn die Ideen, welche wir im Traume erhalten, ordentlicher Weiſe wieder verdunkelt werden müſſen. Mir iſt wenigſtens die Erinnrung von Träumen höchſt unangenehm, weil ſie den ganzen Tag über einige Unordnung in meinen übrigen Ideen erweckt.

5) Der Mangel des gehörigen Zuſammenhangs zwiſchen den Ideen ſcheinet die Urſach vieler

Krankheiten der Seele zu seyn. Im gesunden Zustande der Seele muß es immer einige gewissermaßen fixirte Ideen geben, die zwar eine Zeitlang, durch den Strom der neuen Vorstellungen, aus ihrer Lage gebracht werden können, aber doch allemal in dieselbe wieder zurückspringen; es muß vollkommen fixirte Ideen geben, die durch nichts erschüttert werden können. Bei dem Mangel des gehörigen Zusammenhangs aber springen die erstern nicht wieder in ihre Lage zurück, und die andern halten nicht Stand. Wodurch Leichtsinn, Wankelmuth, und die daraus entspringenden Laster entstehn.

Eben so nachtheilig scheinet aber auch ein zu fester und unerschütterlicher Zusammenhang zwischen den Ideen zu seyn, woraus Starrsinn und Härte entsteht. Die Seele stößt eine Menge von den hinzuströmenden Ideen zurück, und kann aus ihrem Zufluß keine wohlthätige Nahrung ziehen.

6) Die Krankheiten der Seele können vielleicht, eben so wie die körperlichen, von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt, oder in ganzen Familien erblich seyn. Wie dieses einige von den vorhergehenden Faktis zu beweisen scheinen.

Sie können bei einem Volke oder in einem Lande vorzüglich herrschen.

Sie können ansteckend seyn.

Sie können heilbar oder unheilbar seyn.

7) Da die Krankheiten der Seele aus verschiednen Ursachen entstehen, so giebt es auch gewiß gegen dieselben kein Universalmittel, sondern der moralische Arzt muß diese Krankheiten nach ihren Erscheinungen, nach ihren Ursachen, und Folgen studieren, wenn er es unternehmen will, sie zu heilen.

Er muß das verletzte Verhältniß zwischen den Seelenfähigkeiten, wo möglich, wieder herzustellen suchen.

Er muß schädliche Ideen zu verdunkeln, und andre wieder gehörig zu erhellen wissen.

Er muß den gehörigen Grad des Zusammenhangs zwischen dem ganzen System der Ideen bewürken, und wieder in die innersten Fugen des allzufesten Zusammenhangs derselben, wenn es nöthig ist, eindringen können.

8) Kann es moralische Aerzte geben, und hat es solche gegeben?

Sokrates scheinet diese erhabenste Kunst in hohem Grade verstanden und ausgeübt zu haben.

Vielleicht haben sie mehrere in ihren kleinen Cirkeln im Stillen ausgeübt, deren Nahmen nur im Buche der Allwissenheit verzeichnet stehen.

Kleinjog soll zu unsren Zeiten, Personen, die sich eine Zeitlang bei ihm aufgehalten, durch seinen Umgang und durch sein Beispiel, wirklich von moralischen Krankheiten geheilt, und den zerstörten Frieden in ihrer Seele wieder hergestellt haben *).

*) Möchte ich doch viele Beiträge von Eltern, Erziehern und Schulleuten, oder andern Personen, denen das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, erhalten, worinn ausführliche und specielle Nachrichten gegeben würden, durch welche Mittel es jemanden gelungen ist, irgend einen verirrten nach und nach auf den Weg der Tugend wieder zurückzubringen, oder ihn von diesem oder jenem eingewurzelten Laster allmälig abzuziehen; wie äußerst wichtig und allgemeinnützig würde die Bekanntmachung solcher wirklich in Ausübung gebrachter Verfahrungsarten seyn!

Zur Seelennaturkunde.

I.

Einige Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen.

Es verdient wohl bemerkt zu werden, in wie ferne die Seele, ohngeachtet des gänzlichen Mangels eines Sinnes, wodurch sie einen so großen Zufluß von Ideen erhält, sich dennoch in einem **gesunden** Zustande befinden kann, da überdem noch die Sprache fehlt, wodurch der Mensch seine Ideen allein zu fixieren scheinet.

Ich kam vor einiger Zeit auf den Gedanken, mit einem Taub- und Stummgebohrnen einen Versuch zu machen, ihn reden zu lehren, und zugleich über die Entwickelung seiner Ideen und Geistes-kräfte Beobachtungen anzustellen.

Um Ostern dieses Jahres machte ich wirklich einen solchen Versuch mit einen taubstummen Knaben von funfzehn Jahren, Nahmens Karl Friedrich

Mertens, den ich in dieſer Abſicht aus dem hieſigen Chariteehauſe zu mir nahm.

Er ſchien es zu wiſſen, daß ihm ein Sinn mangle, indem er allemal mit dem Kopfe ſchüttelte, und eine betrübte Miene machte, ſobald man auf das Ohr zeigte. Auch ſchien er den Mangel der Sprache zu empfinden, und bezeigte eine große Begierde, reden zu lernen.

Gleich anfänglich bildete er mir zwar die leichten Buchſtaben **b**, **d**, **f**, u. ſ. w. durch die Bewegung des Mundes nach, aber er ſetzte keinen vernehmlichen Laut hinzu, bis ich durch Lachen und Huſten, welches er mir ebenfalls nachmachte, endlich einen Ton aus ſeiner Kehle hervorlockte, und ihn nun in demſelben Augenblick die obigen Buchſtaben, mit dieſem Tone verknüpft, wieder ausſprechen ließ. Dieß alles war das Geſchäft einer einzigen Stunde.

Anſtatt der Buchſtabencharaktere machte ich ihm nun erſtlich einige natürliche Zeichen, und fand zu meiner größten Verwundrung, daß er eine kleine Wellenlinie, gänzlich ohne mein Zuthun, und von freien Stücken, ſogleich mit der Volubilität der Zunge verfolgte, und dieſes wiederhohlte, ſo oft ich ihm dieſe Linie wieder vorzeichnete, ſo, daß er auf die Weiſe zuerſt das **l** ausſprechen lernte. Eben ſo verfolgte er nachher, auch ohne mein Zuthun,

den vorgezeichneten graden Strich mit einem Stoß der Zunge, und lernte auf die Art das d aussprechen.

Ich ging nun in diesem Versuche weiter, und zeichnete ihm einen etwas großen halben Cirkel vor, welchen er, auch ohne mein Zuthun, durch eine weite Oefnung des Mundes nachahmte, und auf die Weise einen lauten Schrei hervorbrachte. Ich fiel darauf, innerhalb dieses Cirkels einen kleinern, und immer einen kleinern, zu beschreiben, und bewirkte dadurch ein sehr verhältnißmäßiges Fallen, und schwächer werden der Stimme. Und da sich der letzte und kleinste halbe Cirkel endlich in einem Punkte verlor, so schwand auch die Stimme bis auf einen leisen und feinen Laut, welcher mit dem i viele Aehnlichkeit hatte.

Ich fing nun an, ihn verschiedne Gegenstände zuerst mit einzelnen Lauten benennen zu lassen, und er konnte sogleich, ohne mein Zuthun, die Dinge, welche zu einer Art gehörten, sehr wohl von andern, die verschiedner Art waren, unterscheiden. So ließ ich ihn z. B. ein gläsernes Dintenfaß l benennen, und zeigte darauf mit dem Finger nacheinander auf ein Fenster, auf einen Spiegel, und auf ein Trinkglas, welches er alles ebenfalls mit l benannte; da ich aber auf einen Stuhl zeigte, so schüttelte er mit dem Kopfe. Ein Stück Papier ließ ich ihn b nennen, eben so benannte er nun auch ein

Buch, und einen verſiegelten Brief, den ich ihm vorzeigte; da ich ihm aber unmittelbar darauf eine Feder wieß, ſchüttelte er aufs neue mit dem Kopfe, und ſchwieg ſtill.

In den erſten vierzehn Tagen, da ich ihn kaum alle Tage eine Stunde vornehmen konnte, lernte er ſchon Silben aus Buchſtaben zuſammenſetzen, und ſie vernehmlich ausſprechen; und nach vier Wochen konnte er ſchon verſchiedne zweiſilbige Wörter, als **Blume**, **Papier**, u. ſ. w., obgleich mit einiger Anſtrengung, hervorbringen, wie auch mehrere Perſonen, die ihn bei mir geſehen haben, wiſſen.

Er verſtand die kleinſten Merkzeichen, wodurch man ihm eine Sache deutlich zu machen ſuchte. So konnte ich z. B. die Figur des k, ſo wie es geſchrieben ausſiehet, darzu nutzen, um ihn dadurch zu erinnern, daß er die Zunge an den Gaumen zurück ziehen müſſe, weil dieſe Figur zufälliger Weiſe etwas Aehnliches darſtellt.

Er machte nun ſtarke Progreſſen, bis ich zu Pfingſten in dieſem Jahre eine Reiſe that, von welcher ich erſt vor Kurzem zurückgekehrt bin, und ihn bis jetzt, vieler Hinderniſſe wegen, noch nicht habe wieder vornehmen können. Freilich hat er während der Zeit das meiſte wieder verlernet; ich werde

werde aber demohngeachtet nunmehro meine Lektionen von neuen mit ihm anfangen, und meine Beobachtungen über ihn fortsetzen, um sie in der Folge in diesem Magazine ebenfalls bekannt zu machen.

Noch muß ich, das Gedächtniß dieses Taubstummen betreffend, hinzufügen, daß er sich nach geraumer Zeit des Vergangnen sehr lebhaft erinnern kann, wie aus folgenden Umstande erhellet.

Vor einem Jahre lief er noch wild auf der Straße herum, und da ich einmal mit einem jungen Menschen auf einem Kahne fuhr, half er nebst noch einem Knaben für Geld mit rudern, indeß ich mit dem jungen Menschen auf dem Kahne in einem Buche las. Dieser junge Mensch besuchte mich einmal, und ich fing an, im Beisein des Taubstummen, mit ihm in einem Buche zu lesen, als dieser sich sogleich an alle Umstände des Kahnfahrens zurückerinnerte, und uns durch viele, sehr verständliche Zeichen seine Ideen deutlich machte.

Seine Einbildungskraft ist stark und richtig. Er bezeichnet fast alle Leute, die er gesehen hat, durch Miene und Gang.

Dabei ist zugleich seine Beurtheilungskraft so gut, daß ihm nicht leicht jemand ein Blendwerk vormachen, oder ihm, durch etwas einen leeren

Schreck

Schreck einjagen, und ihn aus seiner Fassung bringen könnte.

Uebrigens scheint er viel Anlage zum Stolz zu haben, und ist außerordentlich neidisch.

II.

Aus einem Tagebuche.

Den 18ten September 1780.

Ein unbedeutender, höchst uninteressanter Ausdruck aus einer Arie in einer Operette, den ich selbst nur vor ein paar Tagen von einem guten Freunde hörte, welcher ihn sich zu wiederhohltenmalen, aus langerweile vorsang, kam mir heute Nachmittag, während dem ernsthaftesten Nachdenken, alle Augenblick, wieder meinen Willen, in den Sinn, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn mir ebenfalls zu wiederhohltenmalen vorzusingen, ohne den mindesten Gefallen daran zu finden.

Dieses habe ich schon öfter bei mir gespürt. Auch habe ich zuweilen junge Leute gefragt, was sie denken, wenn sie eine lange Strecke für sich allein gehen? und sie hatten ebenfalls irgend einen solchen unbedeutenden Ausdruck im Kopfe, den sie sich

den

den ganzen Weg über ohne Zweck und Absicht wiederhohlten.

Den 4ten August 1781. Abends.

Während dem **Gehen** gelang es mir, die Gedanken, die mich traurig machten, nach und nach zu unterdrücken. Es traten andre an ihre Stelle, welche sie verdrängten. Ich fand, wie klein und unbedeutend mein gegenwärtiger Verdruß im Verhältniß gegen meine Entwürfe sey. Diese Entwürfe rollten sich alle in meiner Seele auseinander, und der Gedanke an ihre wahrscheinliche Ausführung gewährte mir eine süße Täuschung. Dieß alles aber ereignete sich erst bei mir, nachdem ich eine Weile **schnell gegangen** war.

Ich erinnere mich hiebei, daß ich im neunzehnten Jahre, da ich noch in Hannover auf der Schule, und wegen meiner schlechten Glücksumstände und traurigen Aussichten auf die Zukunft oft bekümmert war, allemal eine merkliche Veränderung in meinem Gemüthe spürte, wenn ich, mit einiger Schnelligkeit, einen Spatziergang um den dasigen Wall gemacht hatte, es mochte auch für Wetter seyn, was es wollte. Ich brauchte dieses zuletzt sehr oft, **mit Vorbedacht**, als ein Mittel, um mir wieder Muth zu machen, und meine gesunknen Hoffnungen wieder zu erwecken.

Den

Den 21sten August 1781. Abends.

Als ich über die Wiese gegen die Dämmerung zu ging, dachte ich eine Reihe sehr angenehmer Gedanken, die ich mir jetzt so gut wie möglich wieder zurückrufen will:

Beschränke deine Aussichten und deine Wünsche, so kannst du hier einst wandeln, als Mann und als Greis, dein Weib an deiner Seite, und deine Kinder um dich her; kannst dann auch an diesen Abend dich zurückerinnern.

Hinter mir dämmerte die Abendröthe so schön, wie ich sie lange nicht dämmern sahe — ich ging noch etwas weiter, um bei der Rückkehr ihren Anblick desto länger zu genießen —

Und nun, da ich gegen den Glanz der Abendröthe zurückkehrte, wie ganz verändert waren auf einmal meine Gedanken! lebhaftere, stärkere Bilder traten an die Stelle der sanftern, die Freuden des Ruhms an die Stelle der ruhigen häuslichen Freuden. — Doch wurden die erstern nicht ganz verdrängt; sie milderten noch das aufwallende Streben nach den letztern, wie die zunehmende Dämmerung den Glanz der funkelnden Abendröthe.

Wie sehr hängt oft die ganze Richtung unsrer Gedanken von den äußern Gegenständen ab!

Viel-

Vielleicht iſt es in dem Augenblicke, wo wir eine große Entſchließung faſſen ſollen, kein unwichtiger Umſtand, ob die Gegenſtände, welche wir um uns her erblicken, roth oder grün ſind.

III.

Stärke des Selbſtbewußtſeyns.

Ich habe verſchiedenemale einen Zufall gehabt, der zwar wohl nicht unter die ganz ſeltenen, und unbekannten Erſcheinungen gehört, der mir aber doch einiger Umſtände wegen einen Platz in einem Magazine der Erfahrungsſeelenkunde zu verdienen ſcheint.

Im Grunde mag er wohl nichts anders ſeyn, als das ſogenannte Alpdrücken, das nur vielleicht bei jedem einzelnen Menſchen eine etwas andere Geſtalt annimmt.

Soviel ich weiß, hat man bisher dieſen Zufall, mehr in mediciniſcher, als pſychologiſcher Rückſicht beobachtet, und doch ſcheint er mir in dieſer letztern Hinſicht nicht minder merkwürdig zu ſeyn.

Beſonders kann er zur Beſtätigung des Paradoxen Satzes dienen, daß man bei einer gänzlichen Verwirrung der Vorſtellungs- und Einbildungskraft,

kraft, dennoch ein ziemlich deutliches Bewußtseyn von sich selbst, und von seinem Zustand behalten könne.

Der Zufall, von dem ich rede, hat sich immer bei mir auf folgende Art geäußert. Ich wache bisweilen des Nachts plötzlich auf, fühle mich aber zugleich in einen äusserst peinlichen, und sonderbaren Zustand versetzt, der schwer zu beschreiben ist, weil die damit verbundnen Empfindungen, mit andern gewöhnlichen, wenige oder gar keine Aehnlichkeit haben.

Es ist mir ohngefähr so, als ob ich mich über und über mit Feuer umgeben sehe, das mir aber eigentlich keine Empfindung vom Brennen, sondern nur eine heftige Beängstigung, verursacht.

Während dieses Zustandes ist die Phantasie in gänzlicher Verwirrung. Ungeheurre Schreckenbilder schweben um mich, und Vorstellungen, die keinen Zusammenhang und Menschensinn haben, gehn mir durch den Kopf.

Die Angst treibt mich zu schreien, aber die Kehle ist wie zugedrückt. Der ganze Körper ist wie gefesselt, oder eingekerkert, und alles Vermögen irgend ein Glied des Körpers zu bewegen, ist weg.

Dieſer Zuſtand dauerte ſelten über ein oder zwei Minuten, und pflegte eben ſo ſchnell zu verſchwinden, als er entſtanden war.

Ich war ohngefähr ſiebzehn Jahr alt, als ich dieſen Zufall zum erſtenmale bekam, und damals hatte ich während deſſelben nicht das geringſte deutliche Bewußtſeyn von mir ſelbſt, obgleich das peinliche Gefühl des Zuſtandes ſtark genug war, um mir hernach noch ſehr lebhaft in der Erinnerung zu bleiben.

Als ich wieder zur Beſinnung gekommen war, lag ich in einem Angſtſchweiß, und meine Beſtürzung war ſo groß, daß ich auf den thörichten Gedanken gerieth, etwas Uebernatürliches in dem Zufalle zu finden.

Da ich mich aber nachher wieder erhohlte, und zu völliger Beſonnenheit kam, fiel mir ſehr bald die Aehnlichkeit dieſes Zufalls mit dem Alpdrücken ein, wovon ich nicht lange vorher in einem mediciniſchen Buche, ich glaube im Arzt, eine Beſchreibung geleſen hatte. Ich wurde davon noch gewiſſer, da ich mehrere Perſonen fand, die ähnliche Zufälle gehabt hatten, ob ſie gleich von ihren Empfindungen etwas andere Beſchreibungen machten.

Wie oft ich nachher den Zufall wieder gehabt habe, weiß ich nicht ganz genau, doch kann es leicht acht bis neunmal ſeyn. Die Empfindung und

die Verwirrung der Phantasie, ist allezeit die nehmliche; allein in Absicht des Bewußtseyns, zeigte sich die folgendenmale ein merkwürdiger Unterschied.

Schon das zweitemal kam zugleich mit dem Zufall einiges Bewußtseyn, und Erinnerung an den ersten Fall, in die Seele, dieses Bewußtseyn ist bei jedem folgendenmale immer deutlicher geworden; und die ganze Erscheinung hat dadurch viel von dem Schreckhaften, das sie anfänglich hatte, für mich verloren.

Ich weiß jetzt, sobald der Zufall kommt, ganz deutlich, daß ich in diesem Zustande bin, daß er bald vorüber geht, und mir weiter keinen Schaden verursacht; ja, da ich einmal gehört habe, das Alpdrücken höre auf, sobald man nur ein Glied bewege, so habe ich doch bei aller Verwirrung oder Verrücktheit, die im Kopfe ist, genug Geistesgegenwart, um mich an diese Regel zu erinnern.

Ich bestrebe mich dann, irgend ein Glied zu bewegen, allein es ist nicht anders, als ob die Seele (man erlaube mir einen etwas sinnlichen Ausdruck) die Fäden, an welchen sie die Glieder bewegt, nicht finden könnte, als ob sie sie erst suchen müßte. Gemeiniglich war die rechte Hand das erste, was ich bewegen konnte, und dann verschwand das ganze Hirngespinst ziemlich bald.

Ich will indeſſen nicht beſtimmen, ob der Zufall nachläßt, weil ſich die Hand bewegt, oder ob die Hand beweglich wird, weil der Zufall nachläßt. Das erſte ſieht freilich ziemlich unwahrſcheinlich aus, da die Urſache des Zufalls wohl nicht in der Hand, ſondern im Gehirn liegt, wo vermuthlich das Blut ſtockt oder ſich anhäuft, und daher das Gehirn drückt, welches durch einen ſehr kleinen Umſtand z. B. durch eine unnatürliche Lage des Kopfs veranlaßt werden kann.

Es ſey mir erlaubt, vorjetzt nur noch eine Anmerkung hinzuzufügen.

Zufälle von dieſer Art, und tauſend andere Erfahrungen, ſcheinen zu beweiſen, daß in den Wirkungen der Seele etwas mechaniſches, oder ſo zu ſagen, materielles ſey. Jede Unordnung im Gehirne iſt unmittelbar mit einer Unordnung in der Denkkraft verbunden, und folglich ſetzt auch umgekehrt die regelmäßige Wirkſamkeit der Seele einen völlig geſunden Zuſtand des Gehirns voraus.

Da nun unſer Gehirn, wie jeder andere Körper, in ſeinen Veränderungen mechaniſchen Geſetzen unterworfen iſt, ſo muß von eben dieſen Geſetzen auch die Wirkſamkeit der Seele **zum Theil** abhängen.

Ich ſage zum Theil; denn eben dieſelben Erfahrungen, beweiſen eben ſo unleugbar, daß noch

etwas höheres in der Seele ist, welches bei allen Verwirrungen und Unordnungen des Gehirns doch immer dasselbe bleibt, und dessen Thätigkeit zwar durch wiedernatürliche aus Unordnungen im Gehirn entspringende Empfindungen gehindert, und gleichsam betäubt, aber wohl nicht vernichtet werden kann.

Bis jetzt ist wohl die Gränzlinie noch nicht gezogen, in wie weit die Wirksamkeit der Seele mechanisch ist, und wie weit sie es nicht ist. Es dürfte auch wohl etwas schwer seyn, und einen ungemein feinen und scharfsichtigen Beobachter erfordern; allein der Nutzen, den die Auflösung dieser Aufgabe haben würde, scheint mir so groß zu seyn, daß ich fast zweifle, ob man in der Seelenlehre irgend eine wichtigere Frage aufwerfen könne.

Ich wünschte, daß mehrere, die an sich selbst Beobachtungen über das Alpdrücken gemacht haben, so genau und treu als möglich, die Ausschweifungen ihrer Phantasie, während dieses Zustandes, beschreiben möchten. Ich vermuthe, daß die Phantasie bei jedem Menschen etwas anders schwärmt, und andere Bilder hervorbringt. Und bestätigte dieses die Erfahrung, so ließen sich vielleicht manche nützliche Folgerungen daraus ziehen, vielleicht auch einiges zur psychologischen Erklärung dieser Erscheinung sagen. Da aber dergleichen Folgerungen

nicht

nicht ehr einen reellen Nutzen haben können, als bis sie auf unstreitigen Erfahrungen beruhen, so würde es überflüssig seyn, für jetzt etwas mehr davon zu sagen.

Fischer,
Lehrer am grauen Kloster in Berlin.

IV.

Wachender Traum.

Als ich noch auf Schulen war, und ohngefähr das sechszehnte Jahr erreicht haben mochte, saß ich an einem Winterabend auf meiner Stube, und las einen lateinischen Autor.

Während dieser Zeit fiel mir's auf einmal ein, daß ich mir ein Pfund Kaffee und ein Pfund Zucker gekauft hätte, und dieser Gedanke machte mir während meinem Lesen außerordentlich viel Freude. Ich war hiebei, so viel ich mich entsinnen kann, in Auflösung mancher schweren Stelle glücklich, und wenn ich anders meiner damaligen Empfindung trauen darf, auch heiter.

Wie nun die Zeit heran kam, daß ich und meine Stubenburschen zu Tische gehen sollten, so stand ich auf, ging an mein Fach, worinn jeder Schüler seine ihm gehörigen Sachen aufbewahren

mußte, und griff nach dem Orte, wo ich den Zucker und Kaffee hingelegt zu haben glaubte. Zu meiner größten Verwunderung fand ich weder eins noch das andre. Ich schalt auf meine Mitschüler, und meinte nun, daß die ihn mir entwandt hätten: Allein diese versicherten mir hoch und theuer, daß sie unschuldig wären, und jeder von ihnen half mir suchen.

Endlich ging ich traurig fort, und der Gedanke an meinen verlornen Kaffee begleitete mich eine ganze Straße lang, durch welche ich erst zu dem Speisesaale gehen mußte.

Bei Tische fand ich gute Freunde, die gerade geschickt genug waren, durch ihre muntere und scherzhafte Laune, mich meines Verlustes vergessen zu machen.

Ich ward mit ihnen aufgeräumt, und mitten im Lachen — das weiß ich noch recht eben — fiel mir's ein, daß ich niemals Kaffee und Zucker gekauft, und dieser Gedanke war mir auf einmal so gegenwärtig, daß ich mich nicht genug wundern konnte, wie's möglich gewesen, nach einer Sache, woran ich den Tag über gar nicht, wenigstens doch nicht stark gedacht hatte, und die nach meinen damaligen Vermögensumständen, mir anzuschaffen, völlig unmöglich war, mit so vielem Ernst, in einer so langen Zeit, zu suchen. —

Ich

Ich weiß mich gar nicht zu erinnern, daß irgend ein Umstand meine Seele damals besonders beschäftigte, vielmehr waren wir an dem Tage spazieren geführt worden, wo wir es doch nicht an Zerstreuungen fehlen ließen. *)

Frölich.

*) Ich erinnre mich hiebei eines ähnlichen Falles, da ich als ein Knabe, von ohngefähr zwölf Jahren, mich einige Tage lang fest überredete, daß eine junge Kaufmannsfrau in unsrer Nachbarschaft todt sey, bis ich sie einmal vor der Thüre stehn sahe, und über ihren Anblick sehr erschrack.

Nachdem ich aber etwas nachdachte, fiel es mir plötzlich ein, daß mir vor einigen Tagen von dem Tode dieser Frau geträumt hatte, so daß ich sie in einem Sterbekittel im Sarge liegen sahe.

Die Ideen vom Traume hatten sich nicht gehörig verdunkelt, und sich daher mit den Ideen von der Wirklichkeit vermischt. Im obigen Falle kann gleicherweise ein solcher Traum vorhergegangen seyn, dessen sich aber die Seele nicht wieder erinnern, und folglich auch nicht wissen konnte, woher sie zu einer ihr ganz fremdscheinenden Idee gekommen war.

Dauert ein solcher Zustand lange und anhaltend fort, so kann er in Wahnwitz ausarten. Und es lassen sich aus dem Mangel einer hinlänglichen Verdunkelung der Traumideen gegen die Wahrheitsideen, die obige Schönfeldsche und Gragertsche Geschichte vielleicht am besten erklären.

M.

V.

Dasjenige, was die augenscheinliche Zerstörung des Körpers mit Gleichmuth ansehen, und bis auf den letzten Augenblick bemerken kann, muß nothwendig etwas anders, als der Körper selber, muß ein höheres, sich dem Staube entschwingendes Wesen seyn. In dieser beruhigenden Rücksicht denke ich immer gern an die letzten Stunden meines unvergeßlichen Freundes, des **seeligen Herrn Professors**

Johann Georg Zierlein.

Mit Wehmuth schreib' ich seinen Nahmen nieder. — Denn vor zwei Monathen dachte ich es noch nicht, daß ich jetzt von seinem Tode reden würde. Wenn aber die letzten Stunden solcher Personen, welche sich in ihrem ganzen Leben durch redlichen Wahrheits- und Tugendeifer vorzüglich ausgezeichnet haben, merkwürdig sind, so sind es gewiß die seinigen.

Ich werde davon erzählen, was ich aus dem Munde seines Bruders des Herrn Kandidat **Zierlein**, jetzigen Lehrers am hiesigen großen Friedrichs-Hospital, der bis an den letzten Augenblick bei ihm war, mit Gewißheit weiß, wenn ich vorher noch das Nöthige von seinen Lebensumständen vorangeschickt habe.

Er

Er ward am 10ten November im Jahr 1746 zu Jüchsen, einem Dorfe im Meiningischen, gebohren. Sein Vater, welcher daselbst Cantor war, unterrichtete ihn selbst so lange in Sprachen und Wissenschaften, bis er die lateinische Schule in Meiningen besuchen konnte, wo er fünf Jahre zubrachte, und von da nach der Universität Halle ging.

Nachdem er hier vier Jahre zugebracht, wovon er die erste Hälfte bloß zum Zuhören, die andre aber auch, als Lehrer in den obern Klassen der lateinischen Schule des Glauchischen Waisenhauses, zum Unterricht angewandt hatte, so ward er im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters zum Rektor der Schule in Prenzlow erwählt, eben da er im Begriffe war in Halle Magister zu werden, und sich der Universität zu widmen.

Als er fünf Jahre lang das Rektorat zu Prenzlow mit ungemeinem Eifer und Treue verwaltet, die Schule in innere und äußere Aufnahme gebracht, und sich den Ruhm eines vorzüglichen Schullehrers erworben hatte, fühlte er, daß sein Körper nicht mehr fähig war seiner Seelenthätigkeit das Gleichgewicht zu halten, und von Tage zu Tage schwächer wurde. Er sahe sich daher genöthiget, sein Rektorat mit einer Landpredigerstelle zu vertauschen, welche er auch in dem uckermärkischen Flecken Gerswalde erhielt.

So wie er aber hier anfing, ſich wieder von ſeiner Schwachheit zu erhohlen, ward auch der Wirkungskreis, in welchen er nun verſetzt war, für ihn zu klein, und ſein Verlangen wiederum an einer höhern Schulanſtalt nützlich zu werden, von Tage zu Tage größer. Er erreichte ſeinen Wunſch, und ward im Jahr 1778 als Profeſſor der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, und der chriſtlichen Lehre an das Berliniſche Gymnaſium beruffen, nachdem er viertehalb Jahr in Gerswalde Prediger geweſen, und zweiunddreißig Jahr alt war.

Sein Eifer und ſeine Treue, womit er ſeinem hieſigen Amte, bis an ſeinen Tod, vorgeſtanden hat, ſind allgemein bekannt. Er ließ ſich das Beſte der Anſtalt, woran er arbeitete, ſo ſehr angelegen ſeyn, daß er würklich die Sorge für ſeine Geſundheit oft darüber vergaß, und daher immer einen ſchwächlichen Körper behielt, der ihn endlich zu einem ſo frühen Tode reif machte.

Wir waren, beſonders in den letztern Jahren, vertraute Freunde geworden, und ſprachen bei unſern Spatziergängen oft über unſre Beſtimmung, über die Seele, über Tod und Unſterblichkeit. Dieß war auch noch unter andern der Gegenſtand unſrer Unterredung als wir neun Tage vor ſeinem Tode, des Sontags, an einem heitern Morgen, zum letztenmal nach Strahlau ſpatzieren gingen.

Es

Es war am Ende des Auguſt. Das Gras auf der Wieſe war abgemäht, und von dem Heu ſtieg uns ein angenehmer Duft entgegen. Die ganze Natur lächelte. Wir waren außerordentlich vergnügt, und machten Entwürfe auf die Zukunft. Kein Gedanke dran, daß dieß unſer letzter Spaziergang ſeyn ſollte.

Er ward von der rothen Ruhr befallen, und den andern Tag ſchon lag er nieder. Als ich ihn im Anfange ſeiner Krankheit beſuchte, äußerte er, daß er ſchwerlich glaubte, durchzukommen, hatte aber demohngeachtet immer noch einige Hofnung, bis an den folgenden Sonntag, da er des Morgens früh zu ſeinem Bruder mit vielem Nachdruck und Gewißheit ſagte: **ich ſterbe!** Wie dieſer darüber in die äußerſte Wehmuth geräth, ſpricht er ihm Troſt ein, und verſichert ihn zu wiederhohltenmalen, er werde **gewiß bald**, und ehe er ſich's verſehen würde, eine ſehr gute Verſorgung erhalten: welches auch ſogleich nach ſeinem Tode eingetroffen iſt, indem man dem **Herrn Candidat Zierlein**, noch ehe ſein Bruder begraben ward, eine einträgliche Pfärſtelle auf dem Lande übertrug.

Nachdem der ſeelige dieſen Vormittag noch mit vieler Faſſung verſchiednes geſprochen hatte, bat er ſeinen Bruder, ihm einige Pſalmen im hebräiſchen Grundtext vorzuleſen, und ſagte unter andern die

Worte

Worte griechiſch: ich begehre aufgelöſet und bei Chriſto zu ſeyn. Endlich unterſchrieb er noch mit zitternder Hand einen letzten Willen, worinn er ſeinem Bruder ſeine Bücher vermachte.

Den Sonntagnachmittag beſuchten ihn verſchiedne Freunde, denen er aber bloß die Hände drücken konnte, ohne ein Wort zu reden. Gegen die Nacht ſchien er ſich etwas wieder zu erhohlen, und bat ſeinen Bruder bei ihm zu wachen. Dieſer mußte ihm wiederum im hebräiſchen Grundtext zuerſt aus den Sprüchen Salomonis und hernach aus den Pſalmen vorleſen. Bald darauf aber wünſchte er einige Pſalmen in Luthers deutſcher Ueberſetzung zu hören, und da ſein Bruder einige nicht zum Zweck dienende Stellen, während dem Vorleſen, ausließ, ſo merkte er dieſes ſogleich, und bezeigte ihm darüber ſeinen Beifall.

Da es gegen Mitternacht hinkam, bat er ſeinen Bruder, er möchte nun aufhören zu leſen, und ſich ein wenig mit ihm unterreden, worauf er ihm verſchiedne Fragen, in Abſicht des Daſeyns und der Fortdauer der menſchlichen Seele, that, mehr als ob er ihn prüfen, als ſich ſelbſt erſt überzeugen wollte, er empfahl ihm hiebei, Kants Schriften fleißig zu leſen.

Aber, fuhr er fort, wie willſt Du mir das auflöſen, daß ich jetzt ſterben muß, da ich kaum

ſechs-

ſechsunddreißig Jahr alt bin, und hier das Ziel meiner Thätigkeit noch lange nicht erreicht zu haben ſcheine? — Sein Bruder antwortete ihm: da Du in Prenzlow fünf Jahre als Rektor nützlich geweſen wareſt, und nun wegen der Schwächlichkeit Deines Körpers Dein dortiger nützlicher Einfluß aufgehört hatte, ſo hatteſt Du auch da Dein Ziel erreicht, und Gott fügte es ſo, daß Du in Gerswalde Prediger wurdeſt, wo ſich Deine Kräfte wieder erhohlen konnten. Als aufs neue viertehalb Jahr um waren, ſo hatteſt Du auch dort wieder das Ziel Deiner Erhohlung erreicht, und Gott ſetzte Dich nun wieder in einen Wirkungskreis, wozu Deine Kräfte reif geworden waren. Aus dieſer zweimaligen weiſen göttlichen Fügung kannſt Du nun mit vieler Gewißheit ſchließen, daß Du auch das drittemal Dein jetziges Ziel erreicht habeſt, und Gott Dich nun wieder in einen ganz andern Wirkungskreis verſetzen werde.

Bruder! ſagte der ſeelige, nachdem er ausgeredet hatte, Bruder! und drückte ihm voll Inbrunſt die Hände, da biſt Du auf dem rechten Wege der Philoſophie, o dabei bleibe ja beſtändig! Auf dieſen Faden was ich ſelbſt noch nicht einmal ſo gefallen. Gott wird es Dich gewiß gut gehen laſſen, und Du wirſt in Deinem Berufe gewiß viel, viel Nutzen ſtiften! Hiebei rollten ihm Thränen der Freude und Wehmuth die Wangen herab.

Nach

Nach einiger Zeit ſagte er: nun Bruder, geh' zu Bette, ich will auch ein wenig ſchlafen! — Sein Bruder mußte ſeinem Bitten nachgeben, ging zu Hauſe, und legte ſich ein paar Stunden nieder. Die noch lebende Mutter des ſeeligen, welche er in ſeinen drei Aemtern beſtändig bei ſich gehabt, und ſie immer auf das zärtlichſte geliebt hat, blieb noch einen Theil der Nacht bei ihm, und er tröſtete ſie ebenfalls über ſeinen Verluſt, und rühmte ihr vieles von ſeinem Bruder, der nun künftig ihre Stütze ſeyn, und gewiß bald und unverſehens eine gute Verſorgung erhalten würde: auch wiederhohlte er ihr die Worte deſſelben, worüber er ſich kurz vorher ſo gefreuet hatte.

Bald nachher erheiterte ſich auf einmal ſeine ganze Miene. Ei wie ſchön! ſagte er lächelnd, o das iſt was Herrliches! ſolch einen Geſang habe ich noch nie gehört! wenn doch das mein Bruder hören könnte! —

Er ſchlummerte ein wenig. — Den Montag Morgen kam ſein Bruder zu ihm, und fand ihn im Bette aufgerichtet ſitzen, und eine Taſſe Kaffee trinken, worinn er Zwieback tunkte und aß. Gott ſey Dank, rief ſein Bruder, daß ich Dich beſſer finde! Ja, antwortete er, mir iſt beſſer! und als der Arzt kam, fragte er ihn, ob er wohl etwas Wein trinken dürfte, und wie viele Gläſer? zugleich bat

er

er ſeinen Bruder, ihm etwas Wein zu verſchaffen: dieſer eilte, um ſelbſt den allerbeſten zu hohlen. Man gab ihm erſt einen Löffel voll zu koſten; allein er wiederte ihn auf der Zunge, und er konnte keinen Tropfen davon trinken.

Der Arzt zog darauf den Bruder bei Seite, und ſagte ihm, daß nun eben, da ſich der Kranke ſo augenſcheinlich erhohlt zu haben ſchiene, gar keine Hoffnung mehr übrig, und der kalte Brand in den Eingeweiden ſey. Dieſer faßte ſich nun ſo viel wie möglich, um die Beklemmung ſeines Herzens nicht merken zu laſſen, und blieb bei dem Bette ſeines ſterbenden Bruders, deſſen ſchon kalt werdende Hand er in der ſeinigen noch zu erwärmen ſuchte.

Nun beklagte er ſich ſtark über Froſt an den Füſſen. Sein Bruder rieb ſie ihm eine Weile, aber ſie erkälteten ihm zwiſchen den Händen. Der Kranke bat darauf ſeinen Bruder, ihn aufzuheben, dieſer konnte es aber nicht allein mehr, und ſagte: Du biſt mir zu ſchwer, Bruder, ich muß jemanden zu Hülfe rufen. Worauf er antwortete: **bald werde ich noch ſchwerer werden.**

Gegen zehn Uhr hörte er auf zu ſprechen, drückte aber immer noch ſeines Bruders Hand, und ſahe ihn heiter und lächelnd an. Machte auch Bewegungen mit dem Haupte, als ob er

andäch-

andächtig im Gebete mit Gott redete. Als sein Bruder ihn einmal verließ, sah er sich etwas unwillig nach ihm um, und schien beruhigt zu seyn, da er wieder kam.

Kurz vor zwölf Uhr streckte er noch einmal seine Hand aus, reichte sie seinem Bruder, drückte ihm die seinige zum letztenmale, und sagte ihm mit seinem sterbenden Blicke Lebewohl. Darauf zog er die Füße nach sich, das Deckbette fest über sich, und sagte auf einmal, nachdem er schon seit zwei Stunden nicht mehr gesprochen hatte, wie vom entsetzlichsten Frost erschüttert: **Hu, wie kalt!** Alsdann zeigte er mit der Hand und mit einem bedeutenden Nicken erstlich auf die Hüfte, dann auf die Seite, dann etwas höher, als ob er bezeichnen wollte, wie der Tod allmälig heraufrükte. Und endlich fuhr er mit heftiger Gewalt mit der Hand aufs Herz, und verschied ohne weitere Zuckung, um zwölf Uhr, sanft und mit lächelnder Miene.

VI.

Erinnerungen
aus den früheſten Jahren der Kindheit.

Die allererſten Eindrücke, welche wir in unſrer früheſten Kindheit bekommen, ſind gewiß nicht ſo unwichtig, daß ſie nicht vorzüglich bemerkt zu werden verdienten. Dieſe Eindrücke machen doch gewiſſermaßen die Grundlage aller folgenden aus; ſie miſchen ſich oft unmerklich unter unſre übrigen Ideen, und geben denſelben eine Richtung, die ſie ſonſt vielleicht nicht würden genommen haben.

Wenn die Ideen der Kindheit bei mir erwachen, ſo iſt es mir oft, als ob ich über die kurze Spanne meines Daſeyns zurückſchauen könnte, und als ob ich nahe dabei wäre, einen Vorhang aufzuziehn, der vor meinen Augen hängt. Daher iſt es auch ſeit mehrern Jahren oftmals die Beſchäftigung meiner einſamen Stunden geweſen, dieſe Erinnerungen in meine Seele zurückzurufen.

Freilich merke ich es deutlich, daß dieſes oft nur Erinnerungen von Erinnerungen ſind. Eine ganz erloſchne Idee war einſt im Traume wieder erwacht, und ich erinnere mich nun des Traumes, und mittelbar durch denſelben erſt jener wirklichen

Vorſtellungen wieder. Auf die Art weiß ich es, wie meine Mutter mich einſt im Sturm und Regen, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Arme trug, und ich mich an ſie anſchloß, und ich kann die wunderbar angenehme Empfindung nicht beſchreiben, welche mir dieſe Erinnerung gewährt.

Im meinem dritten Jahre zog meine Mutter mit mir aus meiner Geburtsſtadt weg, die ich ſeitdem nicht wieder geſehen habe. Ich erinnere mich aber demohngeachtet noch einiger Gegenſtände, die dort einen vorzüglichen Eindruck auf mich machten. Einer dunkeln tiefen Stube bei unſerm Nachbar, den wir des Abends zuweilen zu beſuchen pflegten. Der kleinen Schiffe, welche auf der Weſer fuhren, und wo ich einige Weiber am Rande ſitzen ſahe. Eines Brunnens nicht weit von unſerm Hauſe, deſſen Bild mir immer auf eine ganz eigne Art im Gedächtniß geſchwebt hat, und wobei es mir noch jetzt in dieſen Augenblick iſt, als ob ich wehmüthig in eine dunkle Ferne blickte.

Sollten vielleicht gar die Kindheitsideen das feine unmerkliche Band ſeyn, welches unſern gegenwärtigen Zuſtand an den vergangnen knüpft, wenn anders dasjenige, was jetzt unſer Ich ausmacht, ſchon einmal, in andern Verhältniſſen, da war? Unzähligemale weiß ich ſchon, daß ich mich bei irgend einer Kleinigkeit an etwas erinnert habe, und

ich

ich wußte ſelbſt nicht recht an was. Es war etwas, das ich nur im Ganzen umfaßte, was irgend eine dunkle entfernte Aehnlichkeit mit meinem gegenwärtigen Zuſtande gehabt haben muß, ohne daß ich mir dieſelbe deutlich entwickeln konnte.

Auch erinnere ich mich von meiner Geburtsſtadt noch eines dunkeln Gewölbes, wo man, glaub' ich, durch ein Gitter, die Särger ſtehn ſahe; eines **ſchwarzen** Schranks, welches in einem der benachbarten Häuſer auf dem Flur ſtand, und mir ſo ungeheuer groß vorkam, daß ich glaubte, es müßten nothwendig Menſchen darinn wohnen; unſrer Wirthin einer böſen harten Frau, in einem **grauen** Kamiſohle, und ihres Mannes im **grünen** Rocke; der **gelben** Thüre in unſrer Stube; der Treppe, worauf ich oft ſaß, und auf und niederkletterte; eines Mangelholzes, womit ich ſpielte; überhaupt aber mehr der **Farben**, als der Geſtalten der Dinge.

Ein Umſtand iſt mir noch insbeſondre gegenwärtig. Meine beiden Stiefbrüder ſaßen auf einer ſteinernen Bank, vor einem Hauſe, welches dem unſrigen gerade gegenüber ſtand, und das **Klingenbergſche** hieß, wie ich mich noch von der Zeit an zu erinnern ſcheine, weil ich nachher von dieſem Hauſe nicht wieder reden hörte. Ich lief

quer über die Straße von unserm zu jenem Hause hin und wieder. Ein ansehnlicher Mann kam in der Mitte der Straße dahergegangen, und ich rannte ihm gerade auf den Leib. Nun weiß ich noch ganz genau, wie ich gegen diesen Mann anfing mit beiden Händen auszuschlagen, weil ich glaubte, er habe mir Unrecht gethan, da ich doch im Grunde der beleidigende Theil war.

Nicht weit von uns gegenüber wohnte der Garnisonprediger, in dessen Garten meine Brüder oft mit mir spazieren gingen. Von diesem Garten kann ich mich weiter nichts, als der grünen Weinranken an den Seiten erinnern. — Die Eindrücke **großer sichtbarer Gegenstände**, als der Thürme, Kirchen, des Umfanges der Häuser, u. s. w. sind von diesen Zeiten her gänzlich aus meinem Gedächtniß verwischt, und haben nicht die mindeste Spur zurückgelassen, nur das scheinet mir noch sehr klar zu seyn, daß unsre Hausthüre weit **größer** war, als die des gegenüberstehenden Hauses.

In der kindischen Einbildungskraft stellen sich die kleinen Gegenstände viel größer dar, als sie sind, und die großen faßt sie nicht.

Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit von mehrern Personen nebeneinander gestellt, würden vielleicht erweisen,

sen, wie sich die Ideen zuerst von der Farbe, dann von der Gestalt, dann von der verhältnißmäßigen Größe der Gegenstände, nach und nach in der Seele fixirt haben. Und könnte man nicht auf die Weise vielleicht dem geheimen Gange nachspüren, wie das wunderbare Gewebe unsrer Gedanken entstanden ist, und mit der Zeit die ersten Grundfäden desselben auffinden?

Den ersten starken und bleibenden Eindruck auf mich machte die freie offne Natur, als meine Mutter, während des siebenjährigen Krieges, da ich beinahe drei Jahr alt seyn mochte, aus der Stadt aufs Land zog. Ich weiß noch, wie ich, in ihren Mantel gehüllt, mit ihr auf dem Wagen saß, und gewiß glaubte, daß Bäume und Hecken vor uns vorbei flögen, so wie der Wagen fortfuhr. Auch erinnere ich mich noch, wie wir über eine grüne Wiese fuhren, worauf sich oft Wasser von Regen gesammlet haben mochte, daß mir damals wie lauter große Seen vorkam; und wie meine Brüder in rothen Röcken neben dem Wagen hergingen, die ich zu meiner Verwundrung bald erscheinen, bald wieder verschwinden sahe.

Von dieser Zeit an scheinet mir mein gegenwärtiges Daseyn erst recht seinen Anfang genommen zu haben. Der vorige Theil meines Lebens

kömmt mir wie abgerissen vor. Mit vieler Mühe kann ich ihn nur an mein eigentliches Daseyn anknüpfen, und die Erinnerungen aus demselben scheinen mir alle nur Erinnerungen von Erinnerungen zu seyn. Vom dritten Jahre an aber schweben mir die Ereignisse meiner Kindheit größtentheils noch sehr lebhaft im Gedächtniß.

M.

VII.

Hat die Seele ein Vermögen, künftige Dinge vorher zu sehen?

Ich meines Theils zweifle sehr daran, vielleicht deswegen, weil ich es, in so mancherlei Rücksicht, nicht wünsche. Allein es kömmt freilich hiebei auf Thatsachen an. Und wer weiß, ob es nicht, bisher noch unbekannte und ungenutzte Seelenfähigkeiten geben mag; die eben dadurch ihre allgemeine Wirksamkeit verloren haben, weil sie zu wenig gebraucht worden sind; so wie unsre linke Hand am Körper, bloß wegen Mangel des Gebrauchs, schwächer und unbehülflicher ist, als die rechte. In dieser unpartheiischen Rücksicht also sollen mir wirkliche Fakta sehr willkommen seyn, welche ein solches Vorhersehungsvermögen der Seelen zu beweisen

weiſen ſcheinen, wozu auch folgender Aufſatz gehört, der mir von dem **Herrn D. Knape** gütigſt mitgetheilt iſt.

Berlin den 27ſten Oktober 1782.

Sie wünſchen alſo, daß ich Ihnen dasjenige ſchriftlich mittheilen ſoll, was ich Ihnen neulich als einen Beweiß von dem Vorherſehungsvermögen der Seele mündlich erzählt habe. Da meine Erfahrungen auf Träumen beruhen, ſo muß ich freilich wohl befürchten, daß manche mich für einen phantaſtiſchen Träumer halten werden; allein wenn ich zu der Erreichung Ihres allerdings ſehr nützlichen Endzwecks etwas beitragen kann, ſo liegt nichts daran, man denke, was man wolle! Genug, ich bin Bürge für die Wahrheit und Zuverläſſigkeit desjenigen, was ich Ihnen ſogleich umſtändlicher erzählen will.

Im Jahre 1768, als ich in der hieſigen Hofapotheke die Apothekerkunſt erlernte, hatte ich in der 72ſten Ziehung der Königl. Preuß. Zahlenlotterie, die am 30ſten May deſſelben Jahres geſchahe, auf die Zahlen 22 und 60 geſetzet.

In der Nacht vor dem Tage der Ziehung träumte mir, daß des Mittags gegen zwölf Uhr, als zu welcher Zeit gewöhnlich die Lotterie gezogen zu werden pflegt, der Hofapotheker zu mir herunter ſchickte, und mir ſagen ließ, daß ich zu ihm her-

auffkommen sollte; als ich heraufkam, sagte er zu mir, ich sollte sogleich jenseits des Schlosses zu dem Auktionskommissarius Herrn Mylius hingehen, und ihn fragen, ob er die ihm kommittirten Bücher in der Auktion erstanden habe? sollte aber ja bald wieder kommen, weil er auf die Antwort warte.

Das ist vortreflich, dacht' ich bei mir selbst, jetzt wird gerade die Lotterie gezogen, da will ich sogleich, sobald ich meinen Auftrag ausgerichtet habe, geschwind nach dem Generallotterieamte hinlaufen und sehn, ob meine Nummern herauskommen *), wenn ich nur hurtig zugehe, so komme ich doch noch früh genug wieder zu Hause.

Ich ging also sogleich meinem erhaltnen Befehl zufolge zu dem Auktionskommissarius Herrn Mylius, bestellete meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich eiligst nach dem Generallotterieamte an der Jägerbrücke. Ich fand hier die gewöhnliche Zurüstung, und eine ansehnliche Menge Zuschauer. Man hatte schon angefangen die Nummern in das Glücksrad hineinzuzählen, und in dem Augenblick, als ich ankam, wurde Nummer 60 vorgezeiget und ausgerufen. O, dacht' ich, das ist eine gute Vorbedeutung, daß gerade eine von

*) Die Lotterie wurde damals auf öffentlicher Straße, vor dem Generallotterieamte gezogen.

von meinen Nummern ausgerufen wird, indem ich dazu komme.

Da ich nicht lange Zeit hatte, so wünschte ich nun nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen, der noch übrigen Nummern, soviel als möglich eilen möchte. Sie wurden endlich alle hereingezählet, und nun sahe ich dem Waisenknaben die Augen verbinden, und nachher auf die gewöhnliche Art die Nummern ziehen.

Als die erste gezogene Zahl vorgezeiget und ausgerufen wurde, so war es Nummer 22. Schon wieder eine gute Vorbedeutung, dacht' ich; nun wird 60 gewiß auch herauskommen! Es wurde die zweite Nummer gezogen, vorgezeiget und ausgerufen, und siehe da! es war Nummer 60.

Nun mögen sie meinetwegen ziehen was sie wollen, sagte ich zu jemand, der neben mir stand, meine Nummern sind heraus, ich habe nicht länger Zeit, indem drehete ich mich um, und lief spornstreichs zu Hause. —

Hier erwachte ich, und war mir meines Traums so deutlich bewußt, als ich ihn jetzt erzählt habe. Wäre mir nicht der so sehr natürliche Zusammenhang und die ganz besondere Deutlichkeit auffallend gewesen, so würde ich ihn

für nichts anders als einen Traum im gewöhnlichen Verstande gehalten haben: diese aber machten mich aufmerksam, und reizten meine Neugierde so sehr, daß ich kaum den Mittag erwarten konnte.

Endlich schlug es Eilf, aber noch war kein Anschein zur Erfüllung meines Traumes. Es schlug ein Viertel, es schlug halb Zwölf, und auch noch jetzt war keine Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden. Schon hatte ich alle Hofnung aufgegeben, als unvermuthet einer von den Arbeitsleuten zu mir kam, und mir sagte, ich sollte sogleich zu dem Herrn Hofapotheker heraufkommen.

Ich ging voller Erwartung herauf, und hörte von ihm mit der größten Verwunderung, daß ich sogleich zu dem Auktionskommissarius Herrn Mylius jenseits des Schlosses hingehen und ihn fragen sollte, ob er die ihm kommittirten Bücher in der Auktion erstanden habe? zugleich sagte er mir aber auch dabei, ich sollte ja bald wiederkommen, weil er auf die Antwort warte.

Wer war wohl geschwinder als ich? Ich ging eiligst zu dem Auktionskommissarius Herrn Mylius, bestellete meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich, so geschwind ich konnte, nach dem Generallotterieamte an der Jägerbrücke. Und voller Erstaunen sahe ich, daß Nummer 60 in dem Augen-

Augenblick als ich herankam, vorgezeigt und ausgerufen wurde.

Da mein Traum bis jetzt so pünktlich eingetroffen war, so wollte ich doch nun auch gerne das Ende abwarten, so wenig ich auch Zeit dazu hatte; ich wünschte daher nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen der Nummern eilen möchte. Endlich wurde man damit fertig, Es wurden dem Waisenknaben, wie gewöhnlich, die Augen verbunden, und nun kann man sich leicht die Begierde vorstellen, mit welcher ich die letzte Erfüllung meines Traumes erwartete.

Die erste Nummer wurde endlich gezogen und ausgerufen, und siehe da! es war — Nummer 22. Es wurde die zweite gezogen, und auch diese war, so wie mir geträumt hatte, Nummer 60.

Jetzt fiel's mir ein, daß ich mich schon länger verweilet hatte, als es mir mein Auftrag erlaubte, ich bat also die mir im Gedränge zunächststehenden, mich durch zu lassen. Ei, antwortete mir einer, wollen Sie nicht warten bis die Nummern alle heraus sind? nein, sagte ich, ich habe nicht länger Zeit, meine Nummern sind heraus, und nun mögen sie meinetwegen ziehn was sie wollen, indem wandte ich mich um, drängte mich durch und lief eiligst und freudig zu Hause, und so wurde mein

ganz

ganzer Traum nicht nur dem wesentlichen Verlauf, sondern sogar den Worten nach erfüllet.

Vielleicht ist's Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen noch ein paar Erfahrungen von ähnlichem Inhalte erzähle.

Am 18ten August 1776 träumte mir gegen Morgen, als wäre ich in der Gegend am Schlesischen Thore spatzieren gegangen, und wollte von da quer über das hier befindliche Feld durch die Riecksdorfer- oder Dresdenerstraße zu Hause gehen.

Ich fand das Feld voller Stoppeln, und es schien, als wenn das Korn, was hier gestanden hatte, nicht längst abgemähet und eingeerndtet war*). Als ich in die Riecksdorferstraße hereinkam, so ward ich gewahr, daß sich vor einem der ersten Häuser einige Menschen versammelt hatten, die nach dem Hause hinsahen. Ich vermuthete also, daß in oder vor dem Hause irgend eine Neuigkeit vorgefallen seyn würde, und aus dieser Ursache frug ich, als ich herankam, den ersten, der mir aufstieß, was giebts denn hier? J, antwortete er ganz gleichgültig, die Lotterie ist gezogen, so! sagte ich, ist sie schon gezogen? was sind denn für Nummern heraus? J, gab er zur Antwort, da stehn sie,

*) Dies verhielt sich wirklich so, ob ich es gleich nicht vorher gesehen hatte.

ſie, und zugleich zeigte er mit dem Finger nach der Thüre eines im Hauſe befindlichen Kramladens, den ich jetzt zuerſt gewahr wurde.

Ich ſahe die Thüre an und fand, daß die Nummern mit Kreide an einer ſchwarzen Leiſte der Thüre angeſchrieben waren, ſo wie es wirklich nicht ſelten zu geſchehen pflegt *).

Zu meinem größten Verdruß ward ich aber gewahr, daß nur eine einzige Nummer von denen, die ich geſetzt hatte, heraus war: ich überſahe die Nummern noch einmal, um ſie nicht zu vergeſſen, und ging darauf verdrießlich nach Hauſe. Ehe ich aber noch zu Hauſe kam, erwacht ich. —

Ich ward, als ich erwachte, durch ein zufälliges Geräuſch verhindert, mich meines Traums ſogleich zu erinnern, kurz nachher aber fiel er mir wieder bei, und nachdem ich etwas nachgedacht hatte, erinnerte ich mich deſſen zwar ſo deutlich, als ich ihn jetzt erzählt habe, jedoch fiel es mir ſchwer, mich auf alle fünf Nummern ganz genau zu beſinnen.

Daß

*) Um zu wiſſen, ob ſich wirklich am Anfange der Mecksdorferſtraße ein Kramladen nebſt einer Lotterieeinnahme befindet, ſo habe ich mir den Weg dahin nicht verdrießen laſſen, und gefunden, daß ſich beides in der That ſo verhält.

Daß Nummer 42 die erste, und Nummer 21 die zweite von den Nummern war, die ich angeschrieben gesehen hatte, dieß wußte ich mich ganz gewiß zu erinnern, daß die dritte, die hierauf folgte, eine 6 gewesen war, dieß wußte ich auch noch ganz gewiß, nur wußte ich nicht zuverläßig, ob die Null, die ich in dieser Gegend gesehen hatte, zur 6 oder zu der darauf folgenden Nummer 4 gehörte, die ich mich auch noch sehr deutlich gesehen zu haben erinnerte, und da ich dies nicht gewiß wußte, so konnte es sowohl 6 und 4 allein, als auch 60 und 40 gewesen seyn.

Auf die fünfte Nummer konnte ich mich am allerwenigsten mit Zuverlässigkeit besinnen, so viel wußte ich zwar gewiß, daß es eine aus den funfzigern gewesen war, welche aber, konnte ich nicht mit Gewißheit bestimmen. Nummer 21 hatte ich wirklich schon gesetzt, und dieß war diejenige, die, meinem Traume nach, von meinen Nummern herausgekommen seyn sollte.

So merkwürdig mir auch übrigens mein Traum zu seyn schien, so machte mich doch dies mißtrauisch, daß ich mich nicht ganz deutlich auf alle fünf Nummern besinnen konnte. Ob ich gleich ganz gewiß wußte, daß unter den sechzehn angeführten Nummern, nämlich den zehn Funfzigern und den sechs vorher genannten, alle fünfe waren,

die

die ich im Traume gesehen hatte, und obgleich noch Zeit genug zum Einsetzen war, so wollte es mich doch, des beträchtlichen Einsatzes halber, nicht behagen, sechzehn Nummern miteinander verbunden zu setzen: ich ließ es also bei einigen Amben und Ternen bewenden, und hatte noch dazu, wie der Erfolg lehrte, den Verdruß, eine schlechte Verbindung der Zahlen gewählt zu haben.

Am dritten Tage nachher, den 21sten August 1776, ward die Lotterie gezogen, es war die 215te Ziehung, und es kamen richtig alle fünf Nummern heraus, die ich im Traume gesehen hatte, nämlich 60. 4. 21. 52. 42., und nun erinnerte ich mich auch ganz deutlich, daß Nummer 52 die fünfte von denjenigen war, die ich im Traume gesehen hatte, und auf die ich mich bisher nicht mit zuverlässiger Gewißheit besinnen konnte.

Statt einigen tausend Thalern, die ich hätte gewinnen können, mußte ich mich jetzt mit einigen zwanzigen abspeisen lassen.

Nun also noch die dritte und vorjetzt letzte Erfahrung.

Am 21sten September 1777 träumte mir, daß mich ein guter Freund besuchte, und nachdem das Gespräch auf die Lotterie gekommen war, aus meinem kleinen Glücksrade, welches ich damals hatte, Nummern zu ziehn verlangte.

Er

Er zog verschiedene, in der Absicht, sie zu besetzen. Als er aufgehöret hatte zu ziehn, so nahm ich alle Nummern aus dem Glücksrade heraus, legte sie vor mir auf dem Tisch hin, und sagte zu ihm, die Nummer, die ich jetzt greifen werde, kömmt in der künftigen Ziehung ganz gewiß heraus; indem griff ich unter den ganzen Haufen eine Nummer heraus, wickelte sie auseinander und besahe sie: es war Nummer 25 sehr deutlich. Ich wollte sie wieder zusammen wickeln und in die Kapsel stecken, aber in dem Augenblick erwachte ich.

Da ich mir meines Traumes so deutlich bewußt war, als ich ihn jetzt erzählt habe, so hatte ich viel Zutrauen zu dieser Nummer, und besetzte sie daher auch so, daß ich mit dem Gewinnst zufrieden gewesen seyn würde: aber zwei Stunden zuvor, ehe die Lotterie gezogen wurde, erhielt ich von dem Lotterieeinnehmer meinen Einsatz zurück, mit der Nachricht, daß meine Nummer gänzlich gestrichen sey. Die Lotterie wurde am 24sten September gezogen, und meine Nummer kam richtig heraus *).

Ob ich gleich sehr gerne zugebe und sehr wohl weiß, daß viele, und vielleicht die mehresten Träume, aus solchen Ursachen entstehen, die bloß im Kör-

*) Es war die 234ste Ziehung.

Körper gegründet sind, und daher auch von keiner weitern Bedeutung seyn können; so glaube ich doch aus vielfältiger Erfahrung hinreichend überzeugt zu seyn, daß es nicht selten Träume giebt, an deren Entstehung und Daseyn der Körper, als Körper, keinen Theil hat, und zu diesen gehören, wie ich glaube, die drei angeführten Beispiele.

Ich denke nicht, daß der Inhalt dieser Träume jemanden zu irgend einer schiefen Beurtheilung Gelegenheit geben sollte, denn sonst hätte ich eben so gut andere wählen können, aber gerade des ähnlichen Inhalts wegen habe ich sie zusammengestellt *).

Christoph Knape,
der Weltweisheit, Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst Doktor.

*) Mir scheinen diese Träume auch aus dem Grunde zum Beweise des Vorhersehungsvermögens am besten gewählt zu seyn, weil die Vorhersehung gerade eines der allerzufälligsten Dinge, das Herauskommen einer Zahl in der Lotterie, betrift.

M.

Berlin den 5ten November 1782.

So wollen Sie denn noch immer im Ernſte, daß ich Ihnen den Traum meiner Kindheit, den ich Ihnen bei unſerer letzten Zuſammenkunft, als ſich die Unterredung auf das Vorherſehungsvermögen der Seele gelenkt hatte, erzählte, jetzt ſchriftlich aufſetzen ſoll? Gut, ich gehorche. Aber ich bleibe dabei — dieſer Traum war ſicher nichts weiter, als ein Spiel meiner im Schlaf geſchäftigen Seele! daß gerade damals eine wirkliche Begebenheit vorfiel, die mit der geträumten völlige Aehnlichkeit hatte, war — Zufall *).

Sprechen wir nicht ſogar wachend öfters von einem Dritten? ſagen wir da nicht, wenn ſich irgend etwa ein Geräuſch an unſerer Thüre hören läßt, im vollen Spaß: da wird er kommen, weil wir's vielleicht wünſchen, daß dies geſchehe; und — ſiehe! der tritt herein, von dem wir im Ernſt es gar nicht vermuthet hatten, daß er hereintreten würde. Wem iſt es noch zur Zeit eingefallen, daraus ein Vorherſehungsvermögen unſerer Seele herzuleiten?

Der

*) Für jetzt bin ich auch noch dieſer Meinung, glaube aber, daß mehrere Fakta, die das Gegentheil zu beweiſen ſcheinen, doch in Erwägung zu ziehen ſind.

M.

Der Traum.

Ich hatte einen Oheim, meiner Mutter Bruder, einen Prediger auf dem Lande, nicht weit von Halle. Zwei Jahre lang, nach dem frühzeitigen Tode meines Vaters, war er mir ein anderer Vater gewesen. Er sorgte für mich; er liebte mich; alle Stunden, die er etwa von Amts oder anderen Geschäften und Zerstreuungen übrig hatte, widmete er meiner Bildung. Meine ganze kindliche Liebe, Zärtlichkeit und Verehrung mußte ihm ja wohl gehören!

In meinem zehnten Jahre kam ich von ihm in's Waisenhaus nach Halle. Hier nun träumt' ich einstens, wie Diebe das Haus meines geliebten Oheims bestöhlen; ich sahe sie einbrechen, sahe sie dieser, sahe sie jener Sache sich bemächtigen. Ich bemerkte das alles so deutlich, als säh' ich's am lichten Tage mit offenem Auge. Ich war voller Angst und nicht geringer Besorgniß, selbst für das Leben meines Oheims. Ich erwachte und ängstigte mich immerfort, bis ich mit meinen andern Mitschülern um die gewöhnliche Zeit aufstand.

Ich erzählte sogleich meinen Traum. Wir gingen nachher zusammen in die Unterrichtsstunden, und noch denselben Vormittag ward ich herausgerufen. Ein Fremder, hieß es, wolle mich sprechen. Siehe da, es war mein Oheim. Ich lief

lief ihm entgegen, ich küßte ihm die Hand, und ohne etwas weiters zu sagen, erzählt' ich den bösen Traum.

Es läßt sich vermuthen, daß ihn meine Erzählung befremdete. Er befahl mir, nochmals alles zu erzählen, und versicherte mich endlich, gerade so habe es sich verwichene Nacht in seinem Hause begeben. Meine Erzählung traf fast in allem zu. Ich hatte den Ort des Einbruchs genannt, ich hatte bezeichnet, wo die Diebe zuerst geraubt, wo weiter, verschiedenes, was sie genommen. Sie hatten ihm unter andern alle Kleider entwendet, nur einen alten abgetragnen Rock ausgenommen, welcher nicht mit im Kleiderschranke gehangen. In diesem hatte er sich genöthigt gesehen, gleich nach Entdeckung des Diebstahls nach der Stadt zu reiten, um für neue Kleider zu sorgen; und hier besuchte er mich. So weit mein Traum.

Jetzt aber denke ich ihnen noch etwas zu erzählen, was vielleicht beträchtlicher seyn dürfte, wenigstens ist es das in meinen Augen. Suchen Sie es also, wenn Sie's für gut finden sollten, meiner Erzählung in Ihrem Magazine eine Stelle einzuräumen, unter eine Ihnen beliebige Rubrik zu bringen.

K. H. Jördens,
Lehrer am Schindlerischen Waisenhause in Berlin.

VIII.

VIII.

Verschiedenheit unserer Empfindungen bei der Vorstellung vom Tode.

Berlin den 1ten November 1781.

Ich habe mich in den Jahren meiner ersten Jugend stets einer blühenden Gesundheit zu erfreuen gehabt. Ich wußte selbst nichts, weder von eigentlichen Krankheiten, noch andern Unpäßlichkeiten und Schmerzen des Körpers. Aber ich konnt's auch nicht begreifen, wenn andre um und neben mir über etwas klagten, oder gar sich ungebärdig stellten, wovon ich noch bisher nicht das mindeste Gefühl gehabt hatte.

Ich konnte mich nicht enthalten, alsdann meine große Verwundrung darüber zu erkennen zu geben, oder wohl gar zuweilen in ein muthwilliges Gelächter auszubrechen, wenn ich, besonders ältliche Personen, über wer weiß was alles für Stiche, Reissen in Gliedern, Hitze und Frost im Körper, oder irgend einen andern Schmerz, sich beklagen hörte.

Kurz, ich stand in dem Wahn, das sei nichts wie Einbildung der Leute. An den Tod und die verschiedenen Arten desselben unter den Menschen dacht' ich entweder gar nicht, oder wenn ich ja von aussen her daran zu denken genöthigt ward; ge-

schah's mit der gleichgültigsten Art von der Welt. Wohl gar die Ursach oder Beschaffenheit der mancherlei Krankheiten und Tode, auch nur wie jeder andre Mensch, kennen zu lernen, davon war keiner entfernter als ich.

Mein leichtes Blut floß ja so ruhig, so ungehemmt in seinen Adern; was sollt' ich mich um Dinge kümmern, die vielleicht meine Seele durch ein düsteres Bild, sollt' es auch nur auf wenige Augenblicke seyn, umwölkt haben würden. War mir's doch, als würd' ich den Tod, wenn er ja auch mir Visite machen wollte, durch kraftvolles Sträuben schon zum Weichen zwingen, und durch überlegene Stärke dies dürre Knochengeripp' übermeistern können.

Aber in den folgenden Jahren, wo ernsteres Nachdenken über mich, selbst und das, was mir als Menschen wiederfahren konnte, an die Stelle des jugendlichen Leichtsinns zu treten anfing, hab' ich diesen Leichtsinn empfindlich genug gebüßt.

Ich hatte mir unter andern nie eine deutliche Vorstellung davon zu machen gesucht, was das heisse, **vom Schlage gerührt zu werden.** Ein plötzliches Ende des Lebens war alles, was ich mir dachte; der Schall des Worts schien das so mit sich zu bringen. Wie plötzlich dies Ende sei, ob

etwa

etwa mit Schmerz verknüpft, oder nicht, und solcherlei mehr, darnach zu fragen, war mir nie eingefallen. In den folgenden Jahren nun, wie schon gesagt, befand ich mich einstens in einer Gesellschaft, wo hintereinander von mehrern Personen erzählt ward, die vom Schlage getroffen worden. Ich hörte diesen Erzählungen jetzt zum erstenmal mit mehrerer Aufmerksamkeit zu, als bisher geschehen war, und das Bild des Todes brachte Schrecken in mein Herz! Ich ward plötzlich unruhig; ich empfand eine gewisse Bangigkeit, die ich sehnlich von mir wünschte. Es ward ein neues Beispiel erzählt, und ich fühlte eine zitternde Bewegung an meinem Körper. Jede Wiederhohlung des Wortes **Schlag** vermehrte meine Unruh' und Angst. Endlich faßte mich ein eiskalter Schauder!

Ich sah' mich genöthigt, mir ein Glas Wasser reichen zu lassen und trennte mich von der Gesellschaft. Mit schnellen Schritten und in entsetzlicher Unruh' ging ich nach Hause. Ich wollte nicht an die Todesart denken, die mich so mit Grausen und Beben erfüllte, und sie kettete sich nur desto fester an meine Gedanken. Ein dunkles, aber grauenvolles und fürchterliches Bild schwebte in meiner geängsteten Seele. Es deutlich zu beschreiben, würd' ich vergebens versuchen. Es glich ohngefähr einem plötzlichen sausenden und gewaltsamen Zusammenrollen, Verwirren und Wirbeln aller

Räder und Federn eines Uhrwerks, deſſen Kette jetzt, alles äußerſten Strebens, gleichſam ſich der Vernichtung zu entreißen, ohngeachtet, durch eine ſtärkere Macht zerriſſen wird, und nun auf einmal ohnmächtig ſtill ſteht.

Es kam dazu, daß ich alle Augenblicke dieſe gewaltſame Kataſtrophe an mir ſelber zu leiden befürchtete, und ſchon glaubt' ich den Anfang derſelben in meinem Kopf' zu empfinden. Ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe. Ach! und die Nacht, deren Dunkel mir gar den Anblick aller andern Gegenſtände, die mich noch etwa hätten zerſtreuen und von dem unſeeligen Bilde meines Gehirns losreißen können, entzog, ſie machte mich höchſt elend. Gegen Morgen war ich, vermuthlich vor Abmattung, in einen feſten Schlaf verſunken.

Den andern Tag war mein Zuſtand beinahe noch eben derſelbe. So wie meine Augenlieder ſich öfneten, dachte meine Seele nur an das, was ihr ſo fürchterlich war. Kurz, das dauerte ſo faſt ein ganzes Jahr, wiewol nicht mit der erſten Heftigkeit, und ſo, daß ich durch beſtimmte Arbeit und andre Zerſtreuung ganz ruhige Stunden erhielt. Doch oft auch während der Arbeit, wenigſtens auf meiner einſamen Stube, ward ich plötzlich beunruhigt, bisweilen in ſchwächerm, bisweilen in ſtärkerm Grade.

Ich

Ich ſank dann öfters ganz ermattet zurück auf die Lehne des Stuhls; es war, als ſollt' ich in den tiefſten Abgrund verſinken. Die erſte Hälfte der Nächte bracht' ich gewöhnlich in Unruh zu, bis endlich ein gütiger Schlaf meinen Plagegeiſt von mir ſcheuchte. Ich war zu gleicher Zeit nicht vermögend, meinen Zuſtand irgend jemanden zu entdecken. Ich konnte unmöglich davon reden, oder auch nur das bloße Wort **Schlag** ausſprechen.

Es traf ſich, daß einigemal in Geſellſchaft, wo ich zugegen war, davon geſprochen wurde, und mich ergrif ſogleich die quälendſte Bangigkeit. Ich entfernte mich alsbald, und gab nur zu verſtehn, man möchte meiner ſchonen, und nicht mehr davon ſprechen, doch ohne mich im geringſten weiter zu erklären.

Endlich nach Jahres Friſt wurde ich allmälig aus dieſem unſeeligen Zuſtande wieder herausgeriſſen. Noch muß ich bemerken, daß zu Anfange deſſelben überhaupt eine zu einförmige Lebensart, zu wenige Abwechslung in meinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, und Misvergnügen über mich ſelbſt, wenn ich in Kenntniſſen nicht die Fortſchritte zu machen glaubte, die ich wünſchte, ferner anhaltendes Sitzen und zu wenige Bewegung in freier Luft, meinen Geiſt trüber und finſterer, mithin für Ausartungen der Einbildungskraft empfänglicher, gemacht, in meinem Körper aber ein ſchwarzes

Blut, die Quelle ſchwarzer melancholiſcher Bilder, geſetzt hatte.

Doch kann ich verſichern, daß ich von Hypochondrie, auf die man etwa argwöhnen könnte, völlig frei geweſen. Mehrere Zerſtreuung und Aufheiterung des Geiſtes, die ich ſelbſt gefliſſentlich ſuchte, und die ſich mir glücklicherweiſe jetzt auch ungeſucht, mehr denn vorhin, darbot, ſind wohl meine ſtärkſten Heilungsmittel geweſen.

Sodann die Länge der Zeit, die öfters macht, daß wir uns an Dinge mit Gleichgültigkeit zu denken gewöhnen, die im Anfange für uns etwas Schreckliches hatten; endlich eigenes feſtes Streben, nach einiger wieder erlangter Uebermacht der vernünftigen ruhigen Betrachtung über Eindrücke der wilden Phantaſie, durch genauere Betrachtung des Phantoms, daſſelbe ſchwinden zu machen.

Jetzt kann ich ſchon ſeit geraumer Zeit nicht bloß an das, was mich vormals in meinen Gedanken ſo heftig erſchütterte, gelaſſen denken; ſondern auch, wie Sie, beſter Freund, ſehen, anſtatt ſonſt nicht einmal das Wort ausſprechen zu können, ohne die mindeſte Bewegung ſogar eine ganze Beſchreibung meines vormaligen elenden Zuſtandes machen.

K. H. Jördens,
Lehrer am Schindleriſchen Waiſenhauſe in Berlin.

Ich

Ich erinnere mich hiebei eines beinahe ähnlichen Falles aus meinem Leben. Als ich ohngefähr zehn oder eilf Jahr alt seyn mochte, hörte ich einmal der Erzählung von dem Todesfalle eines Mannes sehr aufmerksam zu, welcher sich durch einen Fall in den Bergwerken den **Kopf zerschmettert** hatte.

Je mehr ich hierüber nachdachte, desto lebhafter wurde mir die Vorstellung davon, und desto schrecklicher zum erstenmale das Bild des Todes. Die Empfindungen in der obigen Erzählung stimmen größtentheils mit den meinigen in dem damaligen Zustande meiner Seele überein; und was mir dabei am meisten auffält, ist, daß beinahe **einerlei** Eindrücke in das Gemüth diese Empfindungen verursachten.

In meinem siebenten Jahre schien es, als ob ich die Auszehrung hätte, und jedermann zweifelte an meinem Leben. Einen jeden, der mich sahe, hörte ich, wie ich mich noch deutlich erinnere, von meinem Tode reden, und ich empfand nicht das mindeste dabei, vielmehr kam mir die ganze Sache **lächerlich** vor.

Vor einiger Zeit hörte ich ein paar Bauren zusammen reden, wovon der eine erzählte, wie er beim Aderlassen in Ohnmacht gefallen sey. Darüber

über kamen sie auf den Tod zu sprechen, und nachdem sie eine Weile ernsthaft davon geredet hatten, kam ihnen auf einmal die Sache so sonderbar vor, daß sie in ein lautes **Gelächter** darüber ausbrachen.

Sollte selbst der Tod vielleicht wirklich auch eine **lächerliche** Seite haben? Die Vorstellungen von demselben mögen nach der verschiednen Denkart und Fähigkeit der Köpfe auch erstaunlich verschieden seyn. Und es würde vielleicht nicht unnütz seyn, mehrere solcher verschiednen Vorstellungen nebeneinander zu stellen.

M.

IX.

Sprache in psychologischer Rücksicht.

Daß es nützlich sey, die Sprache auch in dieser Rücksicht zu studieren, bedarf wohl keines Beweises, da sie selbst ein Abdruck der menschlichen Seele ist, von welcher sie uns in ihren Fugen und geheimen Verbindungen ein getreues Gemälde darstellt.

Das Studium der Sprache zu diesem Zweck ist seit einigen Jahren eine meiner vorzüglichsten Beschäftigungen gewesen, und ich habe in meinen kleinen Schriften, die deutsche Sprache betreffend, schon

ſchon Verſchiednes davon geäußert, worinn man aber dieſe Abſicht nicht bemerkt zu haben ſcheinet.

Ich glaube daher, daß dieſes der ſchicklichſte Ort ſey, wo ich jene Bemerkungen weiter ausführen, und das Urtheil der Wahrheitsfreunde darüber erwarten kann. Für jetzt will ich alſo zur Probe von den Reſultaten meines Nachdenkens über die Sprache einiges herausheben.

Mir ſcheinen die **unperſönlichen Zeitwörter** in jeder Sprache vorzüglich zu pſychologiſchen Bemerkungen Stoff zu geben; weil ſie die erſte Empfindung ausdrücken, nach welcher jemand irgend etwas nicht für eine **freie** Handlung, die von ihm abhängt, ſondern für etwas von dem Willen des Menſchen **unabhängiges** hält.

Nun aber liegt wohl in dem erſten Ausdruck der Empfindung zuweilen mehr Philoſophie, als in dem feinſten und kälteſten Räſonnement des gebildeten Philoſophen. In dieſem Betracht muß uns die Sprache heilig, und insbeſondre die einzelnen Wörter derſelben, in Anſehung ihrer Entſtehung, und ihres innern Gehalts, höchſt wichtig ſeyn.

Einige Philoſophen ſcheinen freilich zu viel und nicht das Rechte, andre aber auch wieder zu wenig in der Sprache zu ſuchen; im Grunde iſt ſie doch das einzige, woran wir uns halten können,

um in das innre Wesen unsrer eignen Begriffe, und eben dadurch in die Kenntniß unsrer Seele tiefer einzudringen.

Doch ich wende mich wieder zu meinem Gegenstande und betrachte die unpersönlichen Zeitwörter erstlich überhaupt, in sofern sie entweder Veränderungen außer uns in der Natur, oder Empfindungen und Veränderungen in uns selber bezeichnen, die nicht von unsrer Willkühr abzuhängen scheinen.

Ihren Nahmen haben sie natürlicher Weise daher erhalten, weil man sich unter denselben eine bloße Veränderung, ohne eine handelnde Person denkt, wodurch diese Veränderung hervorgebracht wird: ja man scheinet nicht einmal dabei auf eine nächste Ursach Rücksicht zu nehmen.

Denn wenn ich z. B. sage, **es donnert**, so stelle ich mir unter dem es doch eigentlich nichts weiter, als den Donner selber vor, und **es donnert** heißt daher nichts mehr, als **das Donnern geschiehet, oder es ereignet sich eine Veränderung in der Natur, die ich donnern nenne.** Da ich mir also das Donnern nicht als eine Handlung denke, so stelle ich mir auch kein handelndes Wesen vor, von dem es ausgeht, sondern es geschiehet, nach meiner Vorstellung, gleichsam vermöge seiner eignen Natur; und in und durch sich selber, weil

ich

ich mir keine erste Ursach, oder keinen ersten Anstoß irgend eines freien und handelnden Wesens bei dieser Naturveränderung denke.

Ich höre wohl, daß es donnert, aber wer oder was das Donnern aus **eigner Kraft** hervorbringt, weiß ich nicht: denn bis auf die erste wirkende Ursach desselben kann ich nicht zurückgehn, und die Gewitterwolken, als die nähere Ursach, kann ich mir unmöglich als handelnde Wesen denken, drum sage ich nie, im eigentlichen Verstande: **der Himmel donnert** oder **die Wolken donnern**, sondern, **es donnert.**

Woher mag es aber kommen, daß es der unpersönlichen Zeitwörter in der Sprache verhältnißmäßig nur so wenige giebt, da wir uns doch bei so vielen tausend Veränderungen und Erscheinungen in uns und um uns her keiner handelnden Person bewußt sind, welche dieselben hervorbringt? Man sollte denken, daß die meisten Zeitwörter eigentlich unpersönliche seyn müßten: allein weil bei uns jede Vorstellung äußerer Gegenstände erst durch die Vorstellung von uns selber oder von unserm Ich gleichsam durchgehn muß; und wir daher als lebende und denkende Wesen der leblosen Natur so gern unser Bild eindrücken; so ist es kein Wunder, wenn wir uns dasjenige, was eigentlich bloße Veränderungen und Erscheinungen sind, als Handlungen,

gen, und die nächste in die Augen fallende Urſach dieſer Verändrungen, als handelnde Weſen denken, und alſo z. B. ſagen: **die Bäume tragen Früchte**, anſtatt **die Früchte entſtehen auf den Bäumen**, oder **es fruchtet auf den Bäumen.**

Nur im höchſten Nothfalle bedient ſich die Sprache der unperſönlichen Zeitwörter, wenn uns ſtehmlich z. B. ſelbſt die nächſte Urſach einer Verändrung oder Erſcheinung in der Natur nicht einmal bekannt iſt, wie bei den Erſcheinungen, die man Geiſtern zuſchreibt, wo man z. B. ſagt: **es wandelt, es geht um**, u. ſ. w. und auf die Weiſe durch das unperſönliche **es** das **unbekannte etwas** bezeichnet, welches vor uns in Dunkelheit gehüllt iſt.

So ſagen wir auch, **es iſt helle, es iſt dunkel, es iſt kalt, es iſt warm**, u. ſ. w. und befeſtigen unſre Vorſtellungen von **helle, dunkel, kalt**, und **warm** an dem unperſönlichen **es**, weil wir ſonſt nichts haben, woran wir ſie befeſtigen könnten. Als man die Kälte zuerſt empfand, war vermuthlich nur ein einzelner laut, wie z. B. **kalk**, dasjenige, womit man ſie zuerſt bezeichnete. Da man aber nachher von der Kälte **reden** wollte, ſo machte das Bedürfniß die Wirklichkeit der Kälte anzuzeigen, daß man das Wort **iſt** hinzufügte. Weil man nun die Kälte ſelbſt nicht ſah und nicht

hörte,

hörte, sondern nur empfand, so betrachtete man sie als eine Eigenschaft, welche man irgend einem andern Wesen zuschreiben müsse, und da man ein solches nicht fand, so setzte man an die Stelle desselben das unpersönliche **es**, worunter man sich aber auch im Grunde weiter nichts, als die Kälte selber dachte.

Was nun von den unpersönlichen Zeitwörtern gilt, welche eine Veränderung oder Erscheinung **außer uns** in der Natur anzeigen, das gilt zum Theil auch von denen, welche Verändrungen und Erscheinungen **in uns** selber, entweder im Körper oder in der Seele, die nicht von unserm Willen abhängig sind, bezeichnen, und diese verdienen freilich in psychologischer Rücksicht, die meiste Aufmerksamkeit. — Wie fein ist z. B. die Grenzlinie zwischen den Ausdrücken **es scheinet mir, es däucht mir, es kömmt mir so vor**, u. s. w. und dem Ausdruck **ich glaube**, wo der Wille unsrer vorher schwankenden Meinung gleichsam noch den Ausschlag giebt, so, daß **glauben** etwas gewissermaßen von unsrer Willkühr **abhängiges, scheinen, däuchten**, und **vorkommen** aber etwas von ihr **unabhängiges** zu seyn scheint. —

So sagen wir auch nicht ohne Grund **es schläfert mich**, aber nicht **es schläft mich**, sondern **ich schlafe**, und betrachten das Schlafen als etwas,

das von uns abhängt, das Schläfern hingegen, als etwas, wovon wir abhängen: denn wenn wir gleich nicht wider Willen schlafen werden, so kann es uns doch wider Willen schläfern. Auch können wir wohl sagen, **ich will schlafen**, aber niemals, **ich will schläfern.**

Wenn wir aber nun sagen, **es frieret mich, es hungert mich, es dürstet mich, es schläfert mich** u. s. w., so denken wir uns unter dem **es** eigentlich weiter nichts, als das Frieren, Hungern, Dürsten, und Schläfern selber. Allein dieses scheinet nicht bei den unpersönlichen Zeitwörtern einzutreffen, welche von uns unabhängige Veränderungen in unsrer Seele anzeigen: wir sagen z. B. **es freuet mich, es wundert mich, es gereuet mich, es schmerzt mich, es verdrießt mich**, und wir denken uns unter dem **es** nicht nur das **freuen, wundern, gereuen**, u. s. w. selber, sondern **dasjenige, was** uns freuet, wundert oder gereuet. Daher können wir auch das **es** bei diesen Wörtern nicht füglich weglassen: wir können wohl sagen, **mich hungert, mich dürstet**, aber was würde es heißen, wenn ich sagen wollte, **mich freuet, mich wundert**, ohne noch etwas hinzuzusetzen, was mich freuete oder wunderte.

Wenn ich also sage, **es freuet mich, daß mein Freund wieder gesund ist**, so ist der ganze

Ge-

Gedanke von der Wiederherſtellung meines Freundes in dem es zuſammengedrängt. Nun ſcheinet es zwar, als ob dieſer Gedanke meine Empfindung des Freuens **hervorbrächte**, und das es alſo nicht ganz unperſönlich wäre; allein er bringt ſie nicht eigentlich hervor, und iſt nicht ſowohl die Urſach als vielmehr nur der **Stoff** zu derſelben. Denn der Gedanke an irgend eine Sache, die mit unſern Wünſchen übereinſtimmt, und unſre Empfindung der Freude ſind eins, ſie iſt mit ihm zugleich in der Seele da, und der Gedanke ſelber ſcheint gleichſam mit ihr zuſammen zu ſchmelzen.

In dem Ausdruck **es freuet mich**, denke ich mir unter dem **es** eine Gedankenreihe, welche erſt in meine Seele **kömmt**, unter **mich** das ganze Syſtem der Gedanken, welche ſchon in meiner Seele **ſind**, und unter **freuet** nichts als das Verhältniß zwiſchen beiden, wodurch in dem letztern Zuſammenhang und Harmonie auf eine dunkle und plötzliche Art befördert, oder hergeſtellt wird.

Um aber **freuen** in ein perſönliches Zeitwort zu verwandeln, müßte man die Silbe **er** hinzuſetzen. **Erfreuen** kann mich wohl eine Perſon, aber nicht **freuen**: denn **freuen** zeigt die Empfindung der Freude ſelber, **erfreuen** aber zugleich ihre Hervorbringung an. Dasjenige, was einer Perſon begegnet, oder was ſie thut, kann uns alſo wohl

freuen, das heißt, es kann mit unserer Empfindung der Freude eins werden, weil es in uns aus einer Reihe von Gedanken besteht, die unsrer Freude Nahrung geben, oder der **Stoff**, nicht aber die Ursach, derselben sind.

Sollte uns die Person an und für sich selber freuen, so müßte sich auch der Gedanke an sie gleichsam in unsre Freude verwandeln können, wie denn dieses der Gedanke an ihre Handlungen wirklich thut; allein wir bemerken hier einen Widerstand. Dieß kömmt vielleicht daher, weil zu der Freude eine Reihe von Vorstellungen gehört, und die Person, an und für sich selber, uns nur eine einzige Vorstellung gewähren kann. Und weil wir überdem auch die handelnde Kraft von der Person nicht absondern können, so kann sich der Gedanke an dieselbe auch niemals in unsre Freude so verweben, daß er **ganz** in Empfindung überginge, und daß wir uns die Person nicht zugleich auch als die hervorbringende **Ursach** unsrer Freude denken sollten.

Ob wir aber gleich einen Widerstand finden, wenn wir sagen wollten, **du freuest mich**, **ich freue dich**, so finden wir doch keinen Widerstand zu sagen, **ich freue mich über dich**. Dieses heißt soviel, als, die Person, **über** welche ich mich **freue**, bringt eine Reihe von Gedanken in mir hervor, und das Verhältniß dieser Gedanken gegen

den

der Zusammenhang derer, die ich schon habe, ist es, was ich **Freude** nenne. Nun setze ich aber mich selber, oder mein eignes **Ich** an die Stelle der Gedanken, welche durch eine andre Person in mir hervorgebracht sind, und sage, **ich freue mich** u. s. w. **Ich freue dich** aber kann ich deswegen nicht sagen, weil ich mein Ich wohl an die Stelle meiner eignen Gedanken und Empfindungen, nicht aber eines andern, setzen kann; um einen andern zu freuen, müßte ich mich in die Gedanken und Empfindungen desselben gleichsam verwandeln können.

Eben so ist es mit **schämen**, welches eigentlich auch ein unpersönliches Zeitwort seyn sollte, weil es eine bloße dunkle Empfindung ohne Rücksicht auf die Entstehung oder Hervorbringung derselben anzeigt, wie es denn bei den Lateinern auch unpersönlich ist. Allein wir setzen ebenfalls unser Ich an die Stelle der Gedanken, deren Verhältniß gegen andre Gedanken, eben dasjenige ist, was wir Scham nennen, und scheinen nun das Schämen, als **etwas von uns abhängiges** zu betrachten.

Ich schäme mich über mich selber, hieße daher so viel als: ich selber bin die **Ursach** einer Reihe von Vorstellungen, die in mir entstehn, und deren Verhältniß gegen andre, die schon da sind, dasjenige ist, was ich Scham nenne; an die Stelle dieser Vorstellungen aber setze ich **mich selber**,

gleichsam als ob dieselben **gegenwärtig mein ganzes Ich** ausmachten. — So wenig wie wir nun einen andern **freuen**, das heißt, uns in seine Empfindung der Freude verwandeln können, eben so wenig können wir auch jemanden, wie uns selber **schämen**, oder so unmittelbar, wie die Scham selber auf ihn wirken. Alles, was wir thun können, ist, daß wir ihn **beschämen**, oder solche Gedanken in seiner Seele **hervorbringen**, deren Verhältniß mit denen, die schon darinn sind, Scham heißt. Wenn wir mehr thun wollen, so müssen wir uns ganz in ihn **hineindenken**, daher rührt vermuthlich der bedeutungsvolle Ausdruck, **sich in der Seele eines andern schämen.**

Daß wir unser **Ich** an die Stelle unsrer jedesmaligen lebhafteren Gedankenreihe setzen, scheinet auch sehr deutlich in folgenden gewöhnlichen Ausdrücken zu liegen: **ich** freuete mich schon in **meinen Gedanken** darauf, **ich** wunderte mich in **meinen Gedanken** darüber, u. s. w. — **wundern** ist aber ebenfalls ein Verhältniß einer Reihe von Vorstellungen, die erst in meine Seele **kömmt**, zu dem ganzen Zusammenhang derer, die schon darinn sind, wie in folgender Darstellung von dem Ausdruck, **es wundert mich, daß ich einen Wagen rasseln höre.**

es	wundert	mich
Eine Reihe von Vorſtellungen, die erſt in meine Seele kömmt, daß etwas wirklich geſchehen ſey oder geſchiehet, daß ich z. B. jetzt einen Wagen raſſeln höre.	Das Verhältniß zwiſchen dem, was unter es und mich begriffen iſt, wodurch in dem letztern durch das erſtre die Vorſtellung von der Unmöglichkeit des Raſſelns eines Wagens, ohngeachtet ihres ſchwachen Zurückſtrebens, gänzlich aufgehoben, und in dem Zuſammenhange aller meiner übrigen Vorſtellungen eine augenblickliche nicht gewaltſame Veränderung hervorgebracht wird.	Der Zuſammenhang aller übrigen Vorſtellungen, die ſchon in meiner Seele ſind, worinn auch die befindlich iſt, das jenes, was geſchiehet, nicht geſchehen könnte oder würde, und daß es z. B. unmöglich ſey, gerade zu dieſer Zeit oder an dieſem Orte einen Wagen raſſeln zu hören.

Wenn ich alſo ſage, **es gereuet mich**, ſo denke ich mir unter dem **es** eine Reihe von Vorſtellungen, welche durch die Erinnerung an eine Handlung in mir erzeugt werden, die für mich von ſchädlichen Folgen iſt, und die ich nach meiner Meinung füglich hätte unterlaſſen können, weil ich mir aller dunkeln Bewegungsgründe zu derſelben nicht mehr bewußt bin: unter **mich** denke ich mir den Zuſammenhang aller der Vorſtellungen, die ſchon in meiner Seele ſind, und unter **gereuet**, das Verhältniß zwiſchen dem **es** und **mich**, wovon das letztre ein unwillkührliches Beſtreben hat, das erſtre aufzuheben, wenn es möglich wäre. — **Gereuen** iſt aber ganz außerordentlich auf mich ſelber einge-

ſchränkt, denn nicht einmal die Handlung eines andern kann mich **gereuen**, da ſie mich doch **freuen** und **wundern** kann: wir müßten uns nothwendig in eines andern **Ich** verwandeln können, wenn uns eine ſeiner Handlungen **gereuen** ſollte.

Daß wir aber bei den unperſönlichen Zeitwörtern den Zuſammenhang aller unſrer Vorſtellungen unter **mich** begreifen, iſt ſehr natürlich, weil dieſer Zuſammenhang eben unſer perſönliches Bewußtſeyn, oder dasjenige, was wir unſer **Ich** nennen, ausmacht. — Bei den körperlichen Empfindungen aber ſcheinet dieſes **mich** eine dunkle Vorſtellung von dem ganzen Zuſammenhange unſres Körpers zu enthalten, welcher auf mannichfaltige Weiſe zerſtört, getrennt, und wieder hergeſtellt werden kann; und ſo wie Verwundrung, Freude, u. ſ. w. bloß verſchiedne Verhältniſſe der Gedanken gegeneinander ſind, ſo iſt auch zu vermuthen, daß alle körperliche Empfindungen, als Hitze, Froſt, Hunger, Durſt, u. ſ. w. ebenfalls nichts, als die verſchiednen Verhältniſſe der körperlichen Theile gegeneinander ſind, welche ſich auf mannichfaltige Weiſe einander aufzuheben, zu zerſtören, und wiederherzuſtellen ſuchen.

Da nun **hungern**, **dürſten**, **frieren**, u. ſ. w. nicht ſowohl Reſultate von Gedanken, als vielmehr von gewiſſen Veränderungen in meinem Kör-

per

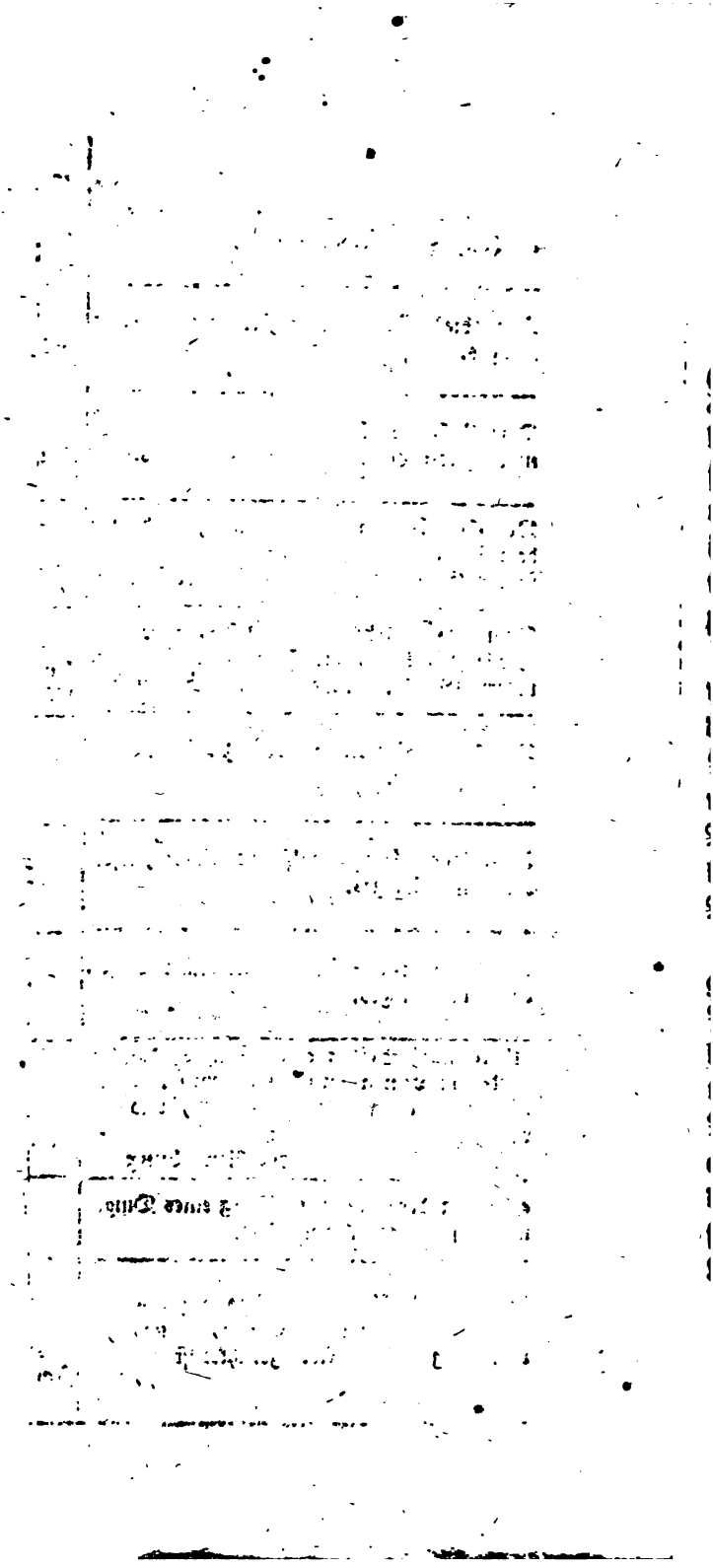
per ſind, deren nächſte Urſach, oder das **Verhältniß**, wodurch ſie bewürkt werden, auſſer der Sphäre meines Bewußtſeyns liegt, ſo kann ich mir, wenn ich z. B. ſage, **es hungert mich**, unter dem **es** nichts weiter, als die Empfindung des Hungerns ſelber denken, und kann es folglich auch ganz weglaſſen, und ſagen, **mich hungert**, ohne daß mein Gedanke von ſeiner Vollſtändigkeit etwas verliert. Freilich würde die nächſte Urſach der körperlichen Empfindungen, die wir uns allenfalls unter dem **es** denken könnten, ſich auch mit ihnen **in eins verweben**, und wir würden dadurch nur eine genauere Kenntniß von der wahren Beſchaffenheit dieſer körperlichen Empfindungen erhalten, ohne auf eine würkende Urſach zu ſtoſſen, welche ſie hervorbringt.

Aus allen dieſem erhellet, daß die unperſönlichen Zeitwörter das bezeichnen, was ſowohl in unſrem Körper, als in den innerſten Tiefen unſrer Seele vorgehet, und wovon wir uns nur dunkle Begriffe machen können; und daß wir durch das unperſönliche **es** dasjenige anzudeuten ſuchen, was auſſer der Sphäre unſrer Begriffe liegt, und wofür die Sprache keinen Nahmen hat. Eine Vergleichung der unperſönlichen Zeitwörter mehrerer Sprachen würde daher gewiß in dieſer Rückſicht eine nützliche Beſchäftigung ſeyn.

Um aber noch einmal die feste Grenzlinie zu bemerken, welche durch die unpersönlichen Zeitwörter zwischen den willkührlichen und unwillkührlichen Veränderungen in der Seele gezogen wird, wollen wir die Ausdrücke **ich denke**, und **es dünkt mich** neben einander stellen. **Dünken** ist etwas, das sich in uns selber und aus dem vorhergehenden Zustande unsrer Seele entwickelt. Es bezeichnet eine dunkle Erinnerung, oder ein dunkles unwillkührliches Urtheil, dessen wir uns selber noch nicht recht bewußt sind, indem wir z. B. sagen, **mich dünkt, Sie haben recht**, oder **mich dünkt, ich habe Sie irgendwo gesehen.** Wir fällen hier nicht eigentlich das Urtheil, sondern es ist beinahe, als ob es sich selber fällte, und wir uns leidend dabei verhielten. Wenn ich sage, **ich denke**, so ist es, als ob mein Gedanke von mir selber oder von meiner Willenskraft bestimmt wird, sage ich aber, **mich dünkt**, so ist es, als ob ich von meinem Gedanken bestimmt werde.

M.

berührend.	nd.
auf.	Nach der Annäherung.
Als den Ort.	von.
seiner Scheitel ruhte	Von seinem Haupte wurde
ist einer Krone. Auf sein	der Lorbeerkranz gerissen.
Schlag.	
an.	Nach der Annäherung.
Als den Ort.	von.
seiner Hüfte glänzte	Sein Freund ging von
Schwerdt. Der Pf	hm.
Schild.	
unter.	Nach der Annäherung.
Als den Ort.	unter weg.
r meinen Füßen wank-	Unter der Falle lief die
Boden. Unter	Maus weg.
ich den	
vor.	Nach der Annäherung.
Als den Ort.	vor weg.
dem Gesichte trug er	Vor dem Tische trat er
Maske. Vor da	weg.
einen	
hinter.	Nach der Annäherung.
Als den Ort.	hinter weg.
r dem Buche stand	Hinter mir ging mein
itel. Hinter	Begleiter weg.
gen die	
zwischen.	Nach der Annäherung.
Als den Ort.	zwischen hervor.
hen den Klauen trug	Zwischen seinen Feinden
dler die Beute. Zwisch	rat er hervor.
der Kri	
um.	Nach der Annäherung.
	um weg.
Nur als das Ziel.	m den Saturnus ist der
um seine Stirne windet sich	ing weg.
um.	Nach der Annäherung.
	um weg.
Nur als das Ziel.	m ihn zog sich das Dun-
um das ganze Brodt zieht sich	l weg.
in.	
Als den Ort.	Nach der Annäherung.
em Meere schwimmt	us dem Tempel trat
isch. In d	r König.
der S	
durch.	durch schon mit in der
Nur als das Zie	
Ich steche durch das	
	Allgemeinen anzuzeigen,
m. Um die Berührung im Al	räposition: denn weg
es keine eigne Präposition.	Worte stehen.



Zur Seelenzeichenkunde.

Weil es einigen Materialien, die ich zu dieſer Rubrik geſammlet habe, noch an Vollſtändigkeit fehlt, ſo will ich ſie bis auf ein künftiges Stück verſparen, und nur jetzt im Ganzen einiges niederſchreiben, was ich aus eigner **Erfahrung** hierüber ſagen kann, und wovon ich ſchon in meinen **Ausſichten zu einer Experimentalſeelenlehre** Verſchiedenes geäußert habe.

Der Schulmann und der Erzieher haben vor vielen andern Gelegenheit, Beobachtungen über den Menſchen anzuſtellen, weil bei Kindern die Verſtellungskunſt größtentheils noch nicht ſo weit, wie bei Erwachſenen gehet. Der Erzieher hat den Vorzug, daß er ſeine Subjekte beſtändig beobachten kann. Aber der Schulmann hat wiederum den Vortheil der Mannichfaltigkeit der Subjekte.

Als ich vor vier Jahren meine Lehrſtelle am grauen Kloſter antrat, machte ich mir ſchon einen Plan, wie ich Beobachtungen bei meinen Schülern anſtellen wollte. Man ſammlet tägliche Bemerkungen über das Wetter, dacht' ich, und den Menſchen ſollte man deſſen nicht werth achten? Ich entſchloß mich alſo, ein eignes Journal über verſchiedne der merkwürdigſten Köpfe zu halten, welches ich auch, freilich mit vielen Unterbrechungen, die durch meine Lage verurſacht wurden, fortgeſetzt habe.

Mein

Mein Plan aber ist folgender: ich suche an einem jungen Menschen, den ich zum erstenmale sehe, sogleich das Auffallende zu bemerken. Denn was uns oft beim ersten Anblick auffällt, das übersehen wir nachher schon leichter, wenn wir mit dem Subjekte bekannter geworden sind, und uns an sein Gesicht, seine Mienen, u. s. w. gewöhnt haben.

Freilich kann man sich beim ersten Anblick oft sehr in einer Person irren, aber selbst dieser Irrthum hat nachher seine Vortheile. Wenn man nur nicht gleich im Anfange etwas festsetzt, sondern sich gleichsam erst einen ohngefähren Grundriß zu seinen künftigen Beobachtungen zu entwerfen sucht, der nachher noch immer wieder abgeändert werden kann. Auch kömmt dieses noch zu statten, daß man gegen denjenigen, welchen man zum erstenmale siehet, gemeiniglich weder ein gutes noch ein böses Vorurtheil gefaßt hat, und also, in Ansehung der Unpartheilichkeit, seinen Beobachtungen am besten trauen kann.

Das Unterscheidende in der Gesichtsbildung, das mit dieser etwa Uebereinstimmende im Tone, im Gange, und jeder körperlichen Bewegung; Alter und Erziehung, in so fern ich von dem Stande seiner Eltern, oder aus andern Nachrichten auf dieselbe schließen kann, sind mir zuerst merkwürdig.

Dann werde ich erst das Zutrauen des jungen Menschen zu gewinnen suchen, um auf zweckmäßige an ihn zu richtende Fragen, aufrichtige

und

und unzurückhaltende Antworten zu bekommen. Dieß Zutrauen aber erwirbt oft ein Blick, eine Miene, ein Händedruck, wodurch das junge Herz eröfnet wird, daß der Mund reine ungeheuchelte Wahrheit spricht.

Ich gebe sehr aufmerksam auf sein Betragen Acht, wenn sich die Gelegenheit ereignet, ihm wegen Muthwillen oder Nachlässigkeit ernsthafte Verweise zu geben, oder ihm wegen seines Fleißes oder seiner Ordnung meinen Beifall zu bezeigen. Wie mancher besteht nicht in dieser letztren Probe, der die erstre glücklich überstanden hatte!

Wenn ich diese Bemerkungen ohngefähr eine Woche lang in mein Buch eingetragen habe, und sie dann zusammennehme, so kömmt oft gerade das Facit heraus, was ich nach wahrscheinlichen Gründen vorher vermuthet hatte. Jeder befundne Irrthum aber wird mir eine heilsame Lehre auf die Zukunft.

Auf die Weise entwerfe ich mir zuweilen Tabellen von einigen der abstechendsten Charaktere, wo die Nahmen oben in einiger Entfernung nebeneinander stehen, und wo ich unter einem jeden die täglichen Bemerkungen eintrage. Es macht mir alsdann viel Vergnügen, diese Charaktere da nebeneinander figuriren zu sehen, und ihre Nüancen oft bis in die kleinsten körperlichen Bewegungen, und bis zum Mienenspiele zu verfolgen.

Ich zweifle nicht, daß viele Schulmänner und Erzieher, ähnliche und beßre Beobachtungen, und vielleicht auch nach einer bessern Methode, über

einzelne Subjekte angestellt und niedergeschrieben haben. Wollten sich mehrere entschließen, ihre Beobachtungen zum allgemeinen Besten in diesem Magazine bekannt zu machen, so würde dasselbe auch in dieser Rücksicht für die Pädagogik äußerst wichtig werden, so wie dieß denn die Erfahrungsseelenkunde überhaupt schon an und für sich selber ist.

Als vor einiger Zeit eine Schrift unter dem Titel **der Jugendbeobachter** erschien, freute ich mich sehr darauf, fand aber, daß sie gerade nicht eine einzige Jugendbeobachtung enthielt. Eine solche Schrift, die ihrem Titel entspräche, möchte auch wohl etwas schwerer zu schreiben seyn, und es würden nicht leicht so viele Bände aufeinander folgen können.

Garve über die Prüfung der Köpfe verdient gewiß von jedem Jugendbeobachter fleißig studiert zu werden. — Zur Seelenzeichenkunde überhaupt ist **Lavaters Physiognomik** wohl nicht ohne Nutzen. **Engels Mimik** aber, wenn sie erscheinet, wird gewiß eine vortrefliche **Seelenzeichenlehre** seyn.

Eine Sammlung mehrerer eigentlicher physiognomischer **Erfahrungen**, von dem Eindruck, welchen solche Personen zuerst auf uns gemacht haben, mit denen wir nachher genauer bekannt geworden sind, wäre vielleicht sehr nützlich. **M.**

Zur
Seelendiätätik.

Ohne zu dieſer Rubrik für jetzt noch Thatſachen zu liefern, will ich es wagen, ſo wie bei der Seelenkrankheitskunde, einige Grundlinien eines **ohngefähren** Entwurfs in Anſehung der Seelendiätätik vorläufig zu entwerfen.

1) Weil der geſunde Zuſtand der Seele in der verhältnißmäßigen Uebereinſtimmung aller Seelenfähigkeiten beſteht, ſo muß auch das Hauptaugenmerk der Seelendiätätik ſeyn, nicht etwa eine einzelne, ſondern alle Seelenfähigkeiten, **verhältnißmäßig gegeneinander**, in dem möglichſt vollkommnen Zuſtande zu **erhalten**.

Sie muß folglich vorbeugen, daß nicht eine Seelenfähigkeit auf Koſten der andern, die Einbildungskraft z. B. auf Koſten der Beurtheilungskraft, die thätigen auf Koſten der vorſtellenden, oder die vorſtellenden auf Koſten der thätigen Kräfte, zu ſehr angeſtrengt werden.

2) Die Seelendiätätik lehrt entweder, wie der geſunde Zuſtand der Seele erhalten, oder der

kranke Zuſtand derſelben zum Theil gemildert oder gehoben werden kann, und in dieſem letztern Falle ſchlägt ſie in das Fach der Seelenheilkunde, wovon ſie ſich nur darinn unterſcheidet, daß die letztre ſich zur Heilung der Krankheiten der Seele reeller würkender Mittel, die erſtre aber vorzüglich nur des Geſetzes der **Enthaltſamkeit**, in Anſehung des **zweckwidrigen** oder **unordentlichen Gebrauchs** irgend einer Seelenfähigkeit, bedient.

3) Weil jeder Menſch ſeinen eignen individuellen Seelengeſundheitszuſtand hat, ſo ſetzt die Seelendiätätik eine genaue Kenntniß deſſelben voraus. Wer alſo fortdaurend glücklich zu ſeyn wünſcht, muß ſich aus ſorgfältigen Beobachtungen über ſich ſelber, nach und nach ſeine **eigne** Seelendiätätik abſtrahiren, und in dieſer heilſamen Wiſſenſchaft immer vollkommner zu werden ſuchen.

4) Was die Nahrung für den Körper iſt, das ſind die täglich zuſtrömenden Ideen für die Seele, und ſo wie der erſtre mit dieſer oder jener Art von Nahrungsmitteln überfüllt werden kann, ſo kann es auch die letztre mit dieſer oder jener Art von Ideen. Da nun dieſe aber großentheils, nach dem Standorte in der Welt, welchen ſich unſre Vorſtellungskraft ausſucht, von unſrer eignen Wahl abhängen, ſo iſt es nicht unwichtig für einen jeden, durch wiederhohlte Erfahrungen zu lernen, welcher

cher Zufluß von Ideen für ihn vorzüglich heilsam oder schädlich sey.

5) Da ohngeachtet aller Verschiedenheit die Naturen mehrerer Menschen sehr viele Aehnlichkeit miteinander haben können, so ist es vielleicht nicht unmöglich, durch **wechselseitige Mittheilung unsrer Erfahrungen**, einige allgemeinere diätätische Regeln für die Seele zu erfinden, welche bei jedem einzelnen Subjekt ihre gewisse Wirkung thäten.

Doch, dieß sey genug! Und je allgemeiner, unbestimmter, und schwankender dasjenige ist, was ich jetzt gesagt habe, desto besser, glaub' ich, ist es. — Als Thatsache scheint einiges aus dem Aufsatze des **Herrn Jördens** hieher zu gehören, welchem es gelang, durch eine glücklich gewählte **Seelendiätätik**, die Schreckenbilder seiner Phantasie zu verbannen, und den zerstörten Frieden, und das Gleichgewicht in seiner Seele wieder herzustellen.

M.

Zur Seelenheilkunde.

Der in die ganze Natur, in ſo manche Quelle, und in ſo manches Kraut heilenden Balſam legte, um den kranken, hinfälligen Körper zu ſtärken und wiederherzuſtellen, ſollte der nicht auch eine Arznei geſchaffen haben, für kranke, verwundete Seelen?

Wer ſuchte ſie, und wer fand ſie?

Der Du dieſes Geheimniß beſitzeſt, glücklicher Sterblicher, o ſey nicht karg damit! Verſammle die edelſten Menſchen um Dich her, theile ihnen, wenn Du kannſt, Deinen Geiſt und Deine Gabe mit, und ſende ſie umher in allen Landen, daß ſie die thätigen und die forſchenden Kräfte der Menſchen aus ihrem Schlummer wecken, die Lahmen gehend, die Blinden ſehend machen!

Wem es je gelungen iſt, irgend eine Krankheit der Seele mit der Wurzel auszurotten, o der mache doch das unſchätzbare Arzneimittel bekannt, wodurch ähnliche Krankheiten können ausgerottet werden! — Was war es, als **wechſelſeitige Mittheilung von Erfahrungen**, wodurch man endlich eine Heilkunde für den Körper fand, und warum fand man noch keine für die Seele?

Was ſind das für bleiche, entſtellte, von heimlichen Sünden gebrandmarkte Geſichter, worauf die Blühte der Unſchuld in der Knoſpe verwelkt iſt?

Sie

Sie wandeln vor meinen Blicken vorüber, und ihr Bild drückt sich tief in meine schwermuthsvolle Seele, die Farbe der Jugend ist von ihren Wangen verschwunden — aus dem trüben Auge blickt keine Kühnheit, keine Entschlossenheit zu edlen Thaten mehr hervor.

Ich will mein Antlitz verbergen, und weinen, daß der Mensch so entstellt ist — daß von seiner frühesten Jugend an das Gift in seine Adern schleicht, welches den Keim zu edlen Thaten in ihm erstickt, seine Nerven erschlafft, und ihn unter das Joch der Sklaverei darnieder drückt.

Klagen will ich, daß der Mensch sich nicht mehr unterscheidet, von dem, was ihn umgiebt; daß der blitzende Edelgestein ganz in Blei gehüllt ist, welches keinen einzigen seiner Strahlen mehr durchschimmern läßt — daß auch ich Weinender und Klagender den Werth der Menschheit so lange verkannt habe, und vielleicht noch verkenne, und nach einem eitlen Blendwerk trachte, das vor mir flieht, und immer meine sehnlichste Erwartung täuscht.

Bin ich besser, als meine Brüder, daß ich sie beweine? — Spare deine Thränen für deinen eignen Kummer, und für dein eignes Weh! meinest du, dein Herz sey ganz rein von Verstellung, und deine Seele ganz rein von Arglist? — o fließt ihr Thränen, und wischt diese Flecken meiner Seele ab, wenn ihr könnt! M.

Aus einem Tagebuche.

Am letzten Abend des 1781sten Jahres.

Noch saußt der Wind um meine Wohnung her, aber in meiner Seele fängt es wieder an, ruhig zu werden, nach den fürchterlichen Stürmen dieses Tages.

Nachdem ich ohne Streben, ohne Zweck, von einer Begierde zur andern hin und hergeworfen, beinahe vierzehn Tage durchlebt habe, fühl' ich plötzlich meinen Muth wieder gestählt, meine Hofnungen wieder erweckt, die Krankheit meiner Seele geheilt.

Diese Erfahrung hab' ich nun schon so oft gemacht. Müssen denn Stürme die heitern Tage vorbereiten? Ist es nöthig, daß durch so viele äußre und innre Demüthigungen, die von Stolz und Eigendünkel angesteckte Atmosphäre der Seele zuweilen gereinigt wird, damit sie wieder freier athmen kann?

Es ist mir wirklich am Abend dieses Tages, als ob ich, ich weiß nicht wie, von einer schweren Krankheit genesen wäre.

* * *

Druckfehler.

Seite 17. Zeile 1. statt General Dietrichs lies Prinzen Dietrichs von Anhalt-Dessau.

— 24. — 11. sollen die Worte: Vielleicht ein Beleg zu der Erfahrung, daß der Wahnwitz ansteckt, bloß als Anmerkung des Herausgebers unten, und nicht mit im Texte stehn.

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde

als ein

Lesebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von

Carl Philipp Moritz.

Ersten Bandes zweites Stück.

Berlin,
bei August Mylius 1783.

Inhalt.

Seite

I. Auszug aus einem Briefe vom Herrn Auditeur Klenke. 1.

II. Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Geſchichte des Herrn D., eines noch lebenden Kavaliers, als ein Pendant zur Geſchichte des Herrn Klug. 7.
2. Geſchichte des Inquiſiten Daniel Völkners aus den Kriminalakten gezogen vom Herrn Referendarius Frölich. 10.
3. Geſchichte des ehemaligen Inſpektors am Joachimsthaliſchen Gymnaſium Johann Peter Drieß, nach einer mündlichen Erzählung des Herrn Moſes Mendelsſohn und einem ſchriftlichen Bericht des Herrn Aſſeſſor Hagen. 18.
4. Sonderbarer Gemüthszuſtand eines jungen Menſchen von funfzehn Jahren vom Herrn V. H. Schmidt, öffentlichen Lehrer und Aufſeher der köllniſchen Schule in Berlin. 28.
5. Selbſtgeſtändniſſe des Herrn Baſedow von ſeinem Charakter. 34.

III. Zur

Inhalt.

Seite

III. Zur Seelennaturkunde.

1. Ein Brief an Sulzern über eine an sich selbst gemachte Erfahrung vom Herrn Oberkonsistorialrath Spalding. 38.
2. Psychologische Beschreibung seiner eignen Krankheit vom Herrn D. Markus Herz an Herrn D. J. in Königsberg. 44.
3. Sonderbare Handlungsart ohne Bewußtseyn aus dem Engl. des Lord Monboddo übersetzt von G. L. Spalding. 74.
4) Geschichte einer Frau, die ihren Tod vorhersahe, vom Herrn G. E. S. Hennig, Königl. Kirchenrath und Pfarrer im Löbnicht zu Königsberg. 78.
5. Erinnerungen aus den ersten Jahren der Kindheit vom Herrn Fischer, öffentlichen Lehrer am grauen Kloster in Berlin. 82.
6. Die Hähnische Litteralmethode. 94.
7. Verschiedener Grad des Wahnwitzes in zwey Originalbriefen. 96.
8. Eigne Erfahrung über Willensfreiheit v. d. S. 100.
9. Sprache in psychologischer Rücksicht, vorzüglich die Präpositionen v. d. S. 101.

IV. Zur Seelenzeichenkunde.

Versuch einer Nebeneinanderstellung einzelner jugendlicher Charaktere vom Herrn Seidel, öffentlichem Lehrer am grauen Kloster in Berlin. 110.

I.

Auszug aus einem Briefe.

Zu Ihrer Nachricht von dem Leben des Herrn Klug, liefere ich Ihnen einen Pendant, in der Geſchichte eines noch lebenden Kavaliers, für deren Wahrheit ich mich verbürgen kann, da ſie mir von einem würdigen Freunde, einem Wahrheitsliebenden Manne und denkenden Kopfe, mitgetheilt worden.

Die Bemerkung, daß die ganze Familie des Herrn Klug tiefſinnig und nachdenkend geweſen, und der verſtorbene Bruder des Kindermörders Seybell ebenfalls einfältig und tiefſinnig war, ſcheinet die Lehre zu begründen, daß uns gewiſſe Tugenden, gleich gewiſſen Laſtern und Thorheiten angebohren werden. Vielleicht würde es auf die Erfahrungs-Seelenlehre ein großes Licht verbreiten, wenn man viele, gewiſſe Nachrichten von dem Seelen- und Leibeszu-

ſtande des Vaters und der Mutter im Moment der Zeugung hätte. Eine unſeelige Scham und verjährte Vorurtheile hüllen dergleichen Acte zum Schaden der Fortſchritte unſers Erkenntnißvermögens in ewiges Dunkel.

Wäre es nicht nützlich, vielleicht nothwendig, auch hierüber Geſetze zu geben? Sieht der Staat die jungen Menſchen als ein Staatsprodukt an; beurtheilt ſie der Theologe als Pflanzen, die der Ewigkeit entgegenreifen; ſo kann es nicht gleichgültig ſeyn, zu welcher Jahrszeit ſie hervorgebracht, unter welchen Umſtänden ſie ins Daſeyn verſetzt wurden. Was wird aus der geprieſenen Moralität, was aus den Kompendien der Kriminaliſten, wenn der Keim meiner Thorheiten in dem Moment der Zeugung meines trunknen Vaters gelegt wurde? Und iſt das, was wir Seele nennen, nur im geringſten Verſtande materiell, was iſt dann gewiſſer als dieſes?

Daß es nicht nur moraliſche Aerzte geben kann, ſondern dergleichen gegeben hat, beweiſen nicht nur **Socrates** und **Kleinjoch**, ſondern es hat ſicher auch noch mehrere ſolche Seelenärzte gegeben. Sollte dies aber nicht vorzüglich die Pflicht der Geiſtlichkeit ſeyn? Man nannte ſie vor Alters wohl nicht ſo ganz umſonſt Seelſorger. Freilich gehörten denn mehrere Kenntniſſe dazu, Erfahrung und Umgang mit Menſchen von allerlei Ständen, welches ſo manchen dieſer Herrn fehlt.

fehlt. Mit dem größten Recht aber sollten Kriminalrichter diese Pflicht auf sich haben. Unsere Lebens- und Leibesstrafen erreichen fast nie die Absicht, die sie haben könnten, und sind daher dem Staat nachtheilig, und oft Grausamkeit fürs lebende Individuum.

Man sollte über jeden Verbrecher ein doppeltes Verhör halten. Das erste, wie es nach dem Verfahren in Kriminalsachen vorgeschrieben und erforderlich ist, um das Verbrechen selbst, und dann dessen gesetzliche Moralität auszumitteln. Wäre dies geschehen, der Verbrecher bestraft, dann müßte ein eigentliches psychologisches Verhör über die That angestellt werden. Der Verbrecher müßte angeben, wie er nach und nach darzu gekommen, daß er ein gewisses Verbrechen ausgeübt. Denn würde sichs zeigen, was derselbe thun oder unterlassen müssen, um nicht diesen Schritt zu thun, und hier ginge eigentlich das Amt des Seelenarztes an. Dieser müßte zuförderst den Verbrecher bemerken lassen, welche nachtheilige Folgen für ihn, für die ganze Gesellschaft, aus seiner Handlung entstanden; er müßte Vorschriften machen, nach welchen sich der Verbrecher zu richten hätte, um nie wieder in eine ähnliche Lage zu kommen. Man müßte zu diesem Ende eigene Besserungshäuser haben, die ganz eine andere Verfassung bekommen müßten, als unsere Zuchthäuser gewöhnlich haben. Man würde dann auch sehr selten in den Fall kommen, jeman-

den auf Zeitlebens zu dieſer Strafe zu verurtheilen. Todesſtrafen. — Wie wenig die im Grunde nutzen, beſagen eine Menge über dieſen Gegenſtand ſeit kurzem erſchienene Schriften. Daß die angegebenen Beſſerungshäuſer kein bloßes Hirngeſpinnſt ſind, beweißt eine neuerlichſt von dem Großherzog zu Toſcana getroffene ähnliche Anſtalt. Ich leſe eben eine Nachricht davon im zehnten Band der Chronologen, wo es heißt:

Der Großherzog zu Toſcana legt ein ſo genanntes Beſſerungshaus im Caſtel zu St. Johann dem Täufer an. Die Beſtimmung dieſer Anſtalt — einer der menſchlichſten und beſten Erſcheinungen unſers Jahrhunderts — iſt dieſe, das Halbiaſter zu kuriren. Junge Leute von beiderlei Geſchlecht, die entweder aus Mangel der Erziehung, oder durch Mißbrauch ihrer Freiheit, ſich von ihrer Pflicht entfernt, und eine gefährliche Neigung zum Laſter angenommen haben, werden unter dem dichteſten Schleier des Geheimniſſes dahin gebracht, und durch ſittliche Mittel zur Ordnung, Tugend und Arbeitsliebe zurückgeleitet. Zu dieſem Behuf iſt eine Lehrſchule und verſchiedene Manufacturen mit dieſem Inſtitut verknüpft. Niemand wird unter vierzehn Jahren, und niemand über dreißig darinn Platz finden. Auch iſt die Dauer des Aufenthalts auf drei Jahre eingeſchränkt.

Was der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hinzufügt, ſcheint mir nicht ſo durchaus wahr zu ſein. Er fährt fort:

Menſchen über jenes Alter, vollendete Böſewichter, Verbrecher, denen das Geſetz bereits ihre Strafen beſtimmt hat, die ſich folglich in jedem Betracht zur Beſſerung nimmer qualificiren, bleiben wie vorhin, der öffentlichen Juſtiz überlaſſen.

Nach dem gewöhnlichen Schlage der Zucht- und Arbeitshäuſer werden ſie freilich nicht beſſer, aber auch nicht bei zweckmäßigerer Einrichtung? Oft wiederhohlte Laſter, Verbrechen, die ſchon Temperamentsſünde geworden, ſind freilich nach dreißig Jahren ſchwer auszurotten; aber giebts nicht auch Verbrechen, die nur ein einzigesmal begangen worden? Man nehme z. B. eine Kindermörderinn. Iſt dies nicht ein Verbrechen, welches nur durch Umſtände veranlaßt wird? Verheirathet die Unglückliche, gebt ihr einen Vater, Mittel zur Ernährung ihres Kindes, nehmt die Schande von ihr; wird ſie wohl wieder morden?

Die Bemerkung, daß in den Kinderjahren Farben den ſtärkſten Eindruck machen, habe ich auch an mir ſelbſt gemacht; So weiß ich, daß als ich noch ſo klein war, daß man mich durch Singen einzuſchläfern ſuchte, etwas grünes vor dem Fenſter war, und meine Aeltern haben mir hernach erzählt,

daß ein Baum da gestanden. Als man mich noch auf dem Arm trug, erinnere ich mich, grün und rothes Band auf meinen Kopfmützen gehabt zu haben. Die frühste Reise, deren ich mich erinnern kann, war in meinem sechsten Jahr, und ich weiß nichts mehr von derselben, als daß zwei Schimmel vor dem Wagen waren. Ich nannte in der Folge auch alle Pferde Schimmel, und noch ist mir, vermüthlich aus jener Zeit her, dieses die liebste Farbe der Pferde.

Finden Sie das Gesagte nicht ganz überflüssig, und glauben Sie, daß gleichartige Erfahrungen verschiedener Menschen einen Grundsatz in der Erfahrungsseelenkunde abgeben können, so hoffe ich, werden Sie die Länge meines Schreibens entschuldigen, u. s. w.

Treuenbrietzen,
den 15ten Januar
1783.

Nencke,
Auditeur.

II. Zur

II.

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Geſchichte des Herrn D... als ein Pendant zur Geſchichte des Herrn Klug *).

D..., ein offener Kopf, ſanguiniſch choleriſchen Temperaments, ſtudierte die Rechte, und legte ſich dabei ſtark auf die Philoſophie, die er noch bei dem ſeeligen Wolf hörte, von welchem er immer ein groſſer Anhänger blieb. Nach geendigten akademiſchen Jahren trieb er die Advokatur. Seine Geſchicklichkeit erwarb ihm Klienten, und ſein munteres aufgewecktes Weſen Freunde. So verlebte er verſchiedene Jahre in ſtolzer Ruhe, war zufrieden mit ſich und mit der Welt, war immer in dem luſtigen Zirkel ſeiner Freunde der aufgeräumteſte. Einige kommiſſariſche Geſchäfte machten ihn dem Landesherrn bekannt, und er erhielt den

*) Iſt mir von dem Verfaſſer des vorhergehenden Briefes, Herrn Auditeur Nencke, gütigſt mitgetheilt.

Ruf als Rath in ein Kollegium, seine Freunde, die ihn ungerne verloren, riethen ihm, dem Rufe nicht zu folgen, doch Ehrgeiz, der Grundzug seines Karakters, siegte über ihre Vorstellungen.

Bisher hatte er immer ein freyes unabhängiges Leben geführt, jetzt kam er in ein Verhältniß mit Obern, und ihm ward bisweilen widersprochen, dies kränkte seinen Stolz, der nur gewohnt war, Beifall zu hören, zuletzt überredete er sich, daß die Widersprüche nur aus Feindschaft kämen, er dachte diesen Gedanken so lange, wuste jeden Umstand so lange zu drehen, bis er endlich eine Wahrscheinlichkeit herausbrachte, die denn bei ihm bald zur Gewißheit stieg. Wäre er ein weniger nachdenkender Kopf gewesen, so würden die Folgen für ihn nicht so nachtheilig gewesen seyn, aber zum scharfen Nachdenken gewohnt, gewohnt Schlüsse auf Schlüsse zu bauen, und so jede Sache bis auf ihre äusserste Wirkung zu verfolgen, dachte er sich auch hier die Feindschaft seines Vorgesetzten, dachte sich alles, was jener wohl anwenden könnte, ihm zu schaden, erschrack vor dem Bilde seiner Phantasie, und hielt endlich dies, was blosse Spekulationen waren, für Wirklichkeiten. Nun glaubte er nichts als Verräther und Ausspäher um sich zu haben, entzog sich allem Umgange, weil er alle für Feinde hielt. Mit der äussersten Unruhe ging er ins Kollegium, überdachte, wenn er zu Hause kam, jedes Wort, was gesprochen, jede Miene, die gemacht

war,

war, glaubte jedesmal neue Ueberzeugung für seine Meinung erhalten zu haben. Endlich ward seine Unruhe zu groß, die Verfolgungen schienen ihm immer stärker zu werden, und er bat um seine Entlassung. Vergebens versicherte ihn der Landesherr seiner Gnade, seiner Zufriedenheit, that ihm die gnädigsten Anerbietungen, alles war vergebens, er hielt alles nur für Fallstricke. Er erhielt seinen Abschied, verließ den Ort, und ward nicht ruhiger. Die Idee von den Verfolgungen seiner Feinde quälte ihn unaufhörlich, täglich glaubte er festgenommen zu werden, ja selbst auf seinen Reisen in den entfernsten Ländern, glaubte er von der Rache seiner Feinde verfolgt zu seyn. Er kam wieder zurück, weil er nirgends Ruhe fand, schloß sich in seine Stube ein, sprach keinen als seine Frau und seine Kinder, und quälte sich unaufhörlich über die von ihm unschuldig erlittene Nachstellung seiner Feinde.

Jetzt ist er siebzig Jahr alt, zwanzig Jahr schon hat er dieses Leben geführt, hat so oft sich schon in seinen Mythmassungen getäuscht gefunden, aber nichts kann ihm die Ruhe wieder geben, die ihm das sich selbst gemachte Bild der feindlichen Rache geraubt hat.

Da er nun lange schon ein geschäftloses Leben geführt hatte, so ist zwar der erste Gedanke, daß man ihn wegen Untreue in seinen Geschäften bei dem Landesherrn verdächtig machen wollte, verschwunden, allein nun glaubt er, daß man seinen

Lebenswandel nachspüre. Es ist unglaublich, auf was für Ideen dieser Gedanke den Mann gebracht hat, und wie er, der sonst seinen gesunden Verstand hat, nichts weniger als verrückt ist, für Dinge sich einbildet, und wie er jedem Dinge, auch dem allerungereimtesten, einen Schein von Wahrscheinlichkeit zu geben weiß, welches die Stärke seiner Denkkraft zeigt, und die Fertigkeit seiner Seele, Schlußfolgen zu ziehen.

2.

Geschichte des Inquisiten Daniel Völkners,

aus den Kriminalakten gezogen *).

Dieser Daniel Völkner war aus Friedland sechs Meilen von Königsberg in Preussen gebürtig. Seinen Vater, der daselbst Bürger und Riemer war, verlor er im vierzehnten Jahre, und lernte hierauf in seinem Orte das Schusterhandwerk. Nach geendigten Lehrjahren ging er, um sein Handwerk zu treiben, nach Danzig. Allein, ehe er hier noch Arbeit bekommen konnte, ward ihm sein Felleisen, und mit diesem sein Handwerkszeug und seine Kundschaften gestohlen. Weil er nun ohne diese keine Arbeit erhalten konnte, so ließ er sich in Dan-

*) Die Materialien zu dieser Geschichte sind mir vom Herrn Referendarius Frölich gütigst mitgetheilt.

Danzig unter des Major Auguſtin Kompagnie Däniſchen Seeländiſchen Regiments, auf ſechzehn Jahr anwerben, und nach Kopenhagen transportieren. Ob er hier gleich, ſeiner Erzählung nach, ſehr vieles von ſeinen Officieren ausſtehen mußte, hielt er doch ſeine ſechzehn Jahr aus, und als dieſe vorbei waren, nahm er ſich vor, nach Hauſe zu gehen. Auf ſeiner Reiſe aber traf er einen beurlaubten Soldaten Nahmens Börmann, der zu Meyburg an den Meklenburgiſchen Grenzen Bürger und Schuhmacher war, etwa eine Meile von dieſem Orte, an, der ihn in ſeine Werkſtatt aufnahm. Allein die Werkſtatt gefiel ihm nicht, und er verließ ſie noch an demſelben Tage wieder, worauf er in ein Bierhaus ging, und ſich gegen fünf Thaler Handgeld von einem Reuter anwerben ließ, der ihn den 11ten März 1753 dem Wintersheimiſchen Regimente in Burg überlieferte.

Von dieſer Zeit an bis zum 23ſten May ſcheinen ſich mörderiſche Gedanken in ſeiner Seele erzeugt zu haben. Und leider ſcheint es nur allzuwahr zu ſeyn, daß eine fromme Schwärmerei den erſten Grund darzu legte. Die Vorſtellungen von der Glückſeeligkeit eines künftigen Lebens waren vielleicht bei ihm aufs höchſte geſpannt, da ſie in Unmuth und Lebensüberdruß ausarteten, und er auf alle Weiſe dieſe Bürde abzuwerfen ſuchte, doch ſo, daß er demohngeachtet ſeelig ſterben könnte. Und hiezu ſahe er nun gerade den einzigen

Weg,

Weg, ſein eigenes Leben durch einen Mord zu verwirken, nach deſſen Vollbringung es ihm immer noch frei ſtehen würde, ſich wieder zu Gott zu bekehren.

Nach der Ausſage ſeines Schlafkameraden des Füſelier Thomas Gelmroth, lebte er beſtändig ſehr gottesfürchtig, ſang alle Morgen einige geiſtliche Lieder, las fleißig in geiſtlichen Büchern, wovon er unter andern das hälliſche goldne Schatzkäſtlein ſeinem Schlafkameraden zu deſſen Erbauung anbot. Er ermunterte denſelben oft zur Frömmigkeit, und erzählte ihm, wie er in ſeiner Jugend auch ein wilder Menſch geweſen, nunmehro aber auf den rechten Weg gekommen ſey. Weil er weder Brandtwein trank, noch mit andern Burſchen umging, ſo hielt ihn ſein Schlafkamerad für einen Pietiſten.

Einmal fügte es ſich, daß lezterer Geſellſchaft bei ſich hatte, wo man luſtig und guter Dinge war, und er dem Völkner Brüderſchaft zutrinken wollte, dieſer aber nahm an der allgemeinen Freude nicht Theil, und ging mit den Worten aus der Stube: er habe keinen Durſt, kam auch den ganzen Tag nicht wieder zurück. Des Tages darauf, ſtellte Völkner ſeinen Schlafkameraden hierüber ſehr ernſthaft zur Rede, der nun auch anfing alle Geſellſchaft zu vermeiden, um nur mit ihm in Einigkeit zu leben, weswegen ihn Völkner ſehr lieb gewann.

Als ſie einmal zuſammen ſchliefen, fiel es dem Gelmroth ein, ſeinen Schlafkameraden wegen ſeiner

neuzu hochgetriebenen Heiligkeit etwas aufzuziehen, indem er zu ihm ſagte: es ſey doch unrecht, daß einige Leute ſo ganz auszeichnend fromm ſeyn, und dadurch anzeigen wollten, als wenn ſie allein nur die wären, die der Seeligkeit theilhaftig werden könnten. Völkner antwortete darauf, daß ſey von ihm ſehr unrecht gedacht, man müſſe ſeelig werden, und kurz darauf rief er heftig aus: ich will, ich muß ſeelig werden! Dieſe Worte wiederholte er einigemale mit barſcher Stimme, wobei er ſtark mit den Händen fochte, und ſich im Bette herumwarf. Nachdem er ſich nun noch eine ganze Weile mit dem Gedanken, daß er mit aller Gewalt ſeelig werden wolle, beſchäftiget hatte, brach er in bittre Klagen über ſein ehemaliges gottloſes Leben aus, und fing mit einmal an: da bin ich ſo dabei gekommen! welche Worte er wohl drei bis viermal hintereinander wiederholte, und wenn ſein Schlafkamerad ihn fragte, wobei denn? ſo antwortete er eben daſſelbe. Nachher wurde er im Verhör über dieſe Worte vernommen, ob er irgend vor ſeiner Mordthat in ſeinem Leben ſonſt noch ein großes Verbrechen begangen habe, worauf er aber antwortete, daß er ſich niemals eines vor dem menſchlichen Richterſtuhle ſtrafbaren Verbrechens ſchuldig gemacht. Hieraus läßt ſich vermuthen, daß die obigen Worte ſich vielleicht auf ſeine ſchon im Sinn habende Mordthat beziehen mochten, die er ſich ſchon ſo gut als geſchehen dachte.

Eini-

Einige Tage vor den 23ſten May traf ihn einer ſeiner Kameraden Nahmens Kendler auf dem Kirchhofe an, und ging mit ihm ſpatzieren. Völkner unterhielt, dieſes Kendlers Ausſage nach, lauter geiſtliche und gute Geſpräche mit ihm, wo er auch unter andern ſagte, daß Gott den Menſchen ſo viel Gutes erzeige, und dieſe demohngeachtet ſo ſehr zum Böſen geneigt wären. Als unter dieſen Geſprächen der Abend herauf kam, und die Sterne etwas ſichtbar wurden, fing Völkner an: dieſe Sterne ſind unſere Vorboten, **man muß ſich beſtreben, bald dorthin zu kommen!**

Seiner Ausſage nach, hatte Völkner ſchon lange den Gedanken mit ſich herum getragen, einmal ein Kind zu ermorden, (um vielleicht auf die Weiſe, wenn er ſich nach vollbrachter Mordthat bekehrt hätte, deſto eher **dorthin** zu kommen, in jenes beßre Leben, wohin er ſich ſehnte) drei Wochen aber vor ſeiner That hatte er eine beſondere Angſt und Bangigkeit, es war ihm immer, als ob er jemanden umbringen müſſe. Zuweilen ſchlief er ruhig, zuweilen aber nicht, und gleich beim Anbruch des Tages erwachten mit ihm die Gedanken zu morden. Als man ihn im Verhör fragte, warum er dieſe Aengſtlichkeit nicht dem Feldwebel oder ſeinen Kameraden, oder dem Feldprediger entdeckte, gab er höniſchlächelnd zur Antwort, **weil er es nicht gewollt!** was aber den Prediger anbeträfe, der hätte ihm doch nicht helfen können.

Drei

Drei Tage vorher, ehe er den Mord beging, ſpielte er auf eben dem Kirchhofe, wo er die geiſtlichen und guten Geſpräche führte, mit den kleinen Kindern, um eins davon zu tödten, wenn ihn nicht die Menge von Menſchen gehindert hätte, ſeine That, ſo wie er gewünſcht, zu vollführen.

Endlich am 23ſten May gegen Abend hielt ihn nichts mehr ab, ſein ſchreckliches Vorhaben ins Werk zu richten. Ein kleines Mädchen, daß zuweilen mit des Feldwebels Tochter zu ſpielen kam, deſſen Eltern er aber nicht kannte, kam auch dieſen Abend in das Haus, wo Völkner im Quartier lag. Sein Wirth nebſt ſeinen Schlafkameraden waren ohngefähr eine Stunde vorher ausgegangen. Er rief alſo die beiden Mädchen in die Stube und theilte erſt ſeine Abendmahlzeit mit ihnen, worauf er dem einen Mädchen die Stirn überbog, und ihr mit einem Meſſer, daß er, ſeiner eignen Ausſage nach, ſchon einige Tage vorher hiezu gewetzt hatte, die Gurgel durchſchnitt. Das andere Mädchen, welches noch etwas gröſſer war, ſagte während der That zu ihm: was machſt Du da? als er es aber bedrohete, ſchwieg es. Nach verrichteter That ging er ſogleich auf die Hauptwache, und gab ſich ſelber an, wobei er geſtand, daß ihm nun ſeine That leid ſey. Er ward ſogleich in Verhaft genommen, ſchlief aber die Nacht ganz ruhig: denn ſeiner eignen Ausſage nach hatte ſich die Aengſtlichkeit,

keit, welche er seit drei Wochen empfunden, sogleich nach vollbrachter That verloren.

Den Tag darauf verhörte man ihn, nebst seinen Officiers, und um ihn gewesenen Soldaten. Erstere sagten aus, er sei sehr leicht mit Worten zu ziehen gewesen, und letztere behaupteten einstimmig, daß sie niemals äussere Zeichen von Tiefsinn oder Schwermuth bei ihm bemerkt, er sey zwar nicht sehr lustig, und ausschweifend, aber doch auch nicht gänzlich ein Kopfhänger gewesen.

Er selbst antwortete bei der Untersuchung vernünftig und mit vieler Präcision und bezeigte gegen seine Vorgesetzten sowohl in Worten als Gebehrden viele Ehrfurcht. Er erzählte auf Befragen seinen Lebenslauf, gestand sein Verbrechen mit allen Nebenumständen, und setzte hinzu: er habe wohl gewußt, was eine solche That für Folgen habe, und daß er sie mit seinem Blute würde büßen müssen, indessen wäre ihm dieser Gedanke, zu der Zeit, da ihm sein Leben zur Last war, gar nicht schreckend gewesen, jetzt wünsche er, daß es nicht geschehen wäre. Insbesondere merkwürdig sind folgende Aeusserungen von ihm, welche nur zu deutlich zeigen, wie viel, durch Vorstellung einer höhern Glückseeligkeit erzeugter Lebensüberdruß, und falsche religiöse Vorstellungen von einer nach vollbrachter Mordthat nach anzustellenden Bekehrung, zu der Ausführung seines Entschlusses mögen beigetragen haben:

Er

Er habe anfänglich Vertrauen auf Gott gehabt, allein dieſes ſey nachher, da ſich die böſen Gedanken erſt ſeiner bemächtiget, geſchwächt, und er dadurch verleitet worden von Kirchen und Abendmahl, welches er ſonſt fleißig genoſſen, zurückzubleiben. Jetzt wolle er **lieber ſterben, jedoch ſeelig ſterben,** als leben. **Jonas habe ſolches auch gewollt.** Zwar wäre dieſer nicht auf ſolche Art geſtorben, dieſes habe er aber vorher ſo genau nicht überdacht. Er glaube noch immer, es habe zu ſeinem Beſten gereicht, daß er damals, als ihm in Danzig ſein Felleiſen geſtohlen, zu den Dänen geführt worden ſey. Hier ſey er rechtſchaffen bekehrt worden, habe einen guten Wandel geführt, und bloß auf ſeiner Reiſe nach Burg habe ſein Chriſtenthum gelitten (vermuthlich, da er ſich mit den Reutern einließ). **Jetzt ſey er nun zwar gänzlich von Gott abgefallen, indeß wiſſe er doch, wie er es anzufangen habe, wenn er ſich wieder bekehren wolle.**

Niemals ward er in größere Verlegenheit geſetzt, als wenn man ihm die Frage vorlegte, warum er dieſe abſcheuliche That gerade an einem unſchuldigen Kinde, welches ihn nie beleidigt, verübt hätte. Alsdann rieb er ſich die Stirne, blieb lange ängſtlich ſtehn, als ſinne er auf einen Grund, und wiſſe ihn ſelber nicht zu finden, bis er ſich endlich bloß auf ein dunkles Gefühl berief, daß ihn dazu getrieben.

Als man ihn beim Schluß der Unterſuchung fragte: ob er einen Defenſor verlange, antwortete er: daß er ſein Leben verwürkt habe, wiſſe er wohl, und verlange alſo keinen Defenſor, und als man ihn darauf wieder in die Wachſtube führte, ſagte er zu dem Officier: Gelt, Herr Lieutenant, das war kurz reſolviert! An dieſem Tage, als dem andern nach ſeiner Gefangennehmung mußte ihm ſein Schlafkamerad ſeine Bücher bringen; dieſe waren: **Arendts wahres Chriſtenthum, das Paradiesgärtlein, Freylingshauſens Geſangbuch, und das hälliſche goldne Schatzkäſtlein.**

3.

Johann Peter Drieß.

Was ich theils aus einer mündlichen Erzählung des Herrn **Moſes Mendelsſohn**, theils aus einem mediciniſchen Bericht des Herrn **Aſſeſſor Hagen** von dieſem Unglücklichen weiß, theile ich hier mit.

Er war Inſpektor am Joachimsthaliſchen Gymnaſium, wo er aber wegen atheiſtiſcher Grundſätze, die er häufig geäuſſert haben ſoll, ſeinen Abſchied erhielt. Herr **Aſſeſſor Hagen** hat mir einen Aufſatz von demſelben mitgetheilt, worinn er ſeine Meinung über das öffentliche Gebet des Joachimsthaliſchen

lischen Gymnasiums sagt, welches er aus mehrern Gründen abgeschaft wissen will.

Daß er durch den Vorschlag, das öffentliche Gebet abzuschäffen, sich üble Nachrede zugezogen hat, scheinet aus folgender Stelle in seinem Aufsatze zu erhellen: „Es würde mich zum Lachen bewegen, schreibt er, wenn man sagen wollte, daß „die Ruhe des Staats in Gefahr sey, sobald man „das öffentliche Gebet abschaffen wollte. Wenn „man in einigen Privatgesellschaften in Berlin deswegen in Alarm geräth, und diejenigen, welche „diesen Vorschlag thun, als Ungeheuer betrachtet, „so ist deswegen die Ruhe des Staats noch nicht „in Gefahr.“

Aus folgender Stelle in dem Aufsatze kann man einigermassen auf seine Art zu denken und auf seine philosophische Kenntniß schließen: „Es ist ein Grund „übrig, welcher noch schärfer als die vorhergehenden auf die Abschaffung des öffentlichen Gebets „dringt. Ich habe oben schon gesagt, daß, wenn „man sich einmal ohne alle Vorurtheile in eine unpartheiische Untersuchung der Religion eingelassen, „es nicht mehr von uns abhängt, dieses oder jenes „Religionssystem willkührlich zu wählen. Dieses „gilt auch von den philosophischen Systemen. „Wenn man nun in dieser Untersuchung auf ein „System fällt, in welchem das Gebet keinen Platz „finden kann, wie kann man alsdann im Ernst „beten?“

„Setzt man aber den Fall, daß einer oder „der andre der Herren Professoren, Inspektoren, „oder Alumnen, sich für ein solches Lehrgebäude zu „erklären, durch die Stärke der Gründe hingeris„sen worden, was für eine Figur wird dieser in „dem Gebet vorstellen.“ —

„Aber ist es möglich, daß ein vernünftiger, „ein denkender Mensch, auf ein System fällen kann, „in welchem kein Gebet statt findet? Wer diesen „Einwurf macht, der möchte sich wohl noch nicht „sehr mit freien Spekulationen abgegeben haben. „Es ist mehr als möglich! Um sich hiervon kurz zu „überzeugen, lese man nur, wenn man die Sy„steme nicht selbst lesen will, des Herrn Bruckers „Historiam Philosophiæ. Wer sich in die„sem Felde ein wenig umgesehen hat, der wird wis„sen, daß die größten und berühmtesten Denker „auf solche Systeme gefallen sind. Wenn ich nicht „sehr irre, so kann man behaupten, ohne sich für „ein solches System zu erklären (denn ein Denker „wird sich nicht leicht für ein System erklären) daß „die Lehrgebäude, in welchen das Gebet ausgeschlos„sen ist, mit eben so vieler, wo nicht mit mehre„rer Gründlichkeit aufgeführet sind, als diejeni„gen, welche dasselbe in sich schließen.“

Nachdem der Verfasser alle seine Gründe für die Abschaffung des öffentlichen Schulgebets ge„sagt hat, schließt er seinen Aufsatz, auf eine so bescheidne als vernünftige Art, wie folget:

„Nach

„Nach meiner Einsicht dringen die philoso„phischen Gründe auf die Abschaffung des Gebets; „allein es kann vielleicht seyn, daß die politischen „das Gegentheil thun. Ich wiederhohle es noch„mals, daß es meine Sache nicht ist, hierüber „zu urtheilen, sondern ich glaube, daß dieses nie„manden anders zu beurtheilen zukömmt, als der „gesetzgebenden Macht, und denen, welche dieselbe „vorstellen.

„Ich sehe ein, daß es eine gute Ordnung „und nützliche Einrichtung ist, die Jugend, beson„ders des Morgens, zu versammlen, und dieselbe „durch eine ernsthafte und nützliche Beschäftigung „zuzubereiten, den Tag so zuzubringen, wie es „einem vernünftigen Geschöpfe zukömmt. Allein „dies kann bei der Aufhebung des Gebets bestehen, „wenn man etwas anders an die Stelle desselben „setzt. Man kann z. E. gute aber sehr kurze mo„ralische Abschnitte vorlesen lassen, welche auf das „thätige Christenthum, oder welches einerlei ist, „auf die Ausübung der Tugend dringen. Hier „findet man keine Verschiedenheit der Meinungen. „Alle Theologen und Philosophen von dem streng„sten Orthodoxen an, bis auf den Bayle, Spi„noza, und Epikur rufen einmüthig: ihr Men„schen seyd gerecht! seyd tugendhaft! und dennoch „fehlt es auf dieser Seite immer am meisten.“

Nun wieder zu der Geschichte dieses Unglücklichen, an dessen Verderben vielleicht nur zu sehr

eine unbegränzte Eitelkeit, und Begierde in einer höhern Sphäre zu glänzen, Schuld war.

Nachdem er das Joachimsthaliſche Gymnaſium verlaſſen hatte, gerieth er in die äuſſerſte Dürftigkeit, ſo, daß ihm zuletzt weiter nichts, als die leeren Wände ſeines Zimmers, ein Bette und ein Hemde übrig blieb. Und nun war er feſt entſchloſſen, ſeinem Leben, das ihm verhaßt geworden war, ein Ende zu machen, brachte ſich auch in dieſer Abſicht mit einem kleinen Federmeſſer zwei Stiche an zwei verſchiednen Orten bei, aber ohne ſein Vorhaben ins Werk zu richten. Es war dieſes am 14ten Januar des Jahres 1774, und er war damals ſechsunddreißig Jahr alt.

Da ihm alſo dieſer Verſuch mißlungen war, faßte er den feſten Entſchluß ſich todt zu hungern, den er mit der ſchrecklichſten Hartnäckigkeit viele Tage lang durchſetzte. Vom 16ten Januar fing er an, nichts mehr zu eſſen und zu trinken. Am 18ten und 19ten ſtellte ſich nach und nach ein brennender Durſt ein, welcher unerträglich zu werden anfing; er nahm alſo den 19ten des Abends um neun Uhr etwas Waſſer zu ſich, weiter aber im geringſten nichts. Dieß trank er in ſehr geringen Quantitäten bis zum 21ſten.

Um dieſe Zeit ohngefähr war es, da er auf Bitten ſeines vertrauten Freundes vom Herrn **Moſes Mendelsſohn** beſucht ward. Als dieſer in das Zimmer trat, erblickte er, auſſer einem

Glas

Glas Waſſer, das auf dem Tiſche ſtand, weiter nicht das mindeſte, was zu den Bedürfniſſen oder Bequemlichkeiten des Lebens gehört. Der Kranke lag in einem ſehr ſchmutzigen Hemde im Bette.

Herr Mendelsſohn gab ſich erſt für einen pohlniſchen Arzt aus, welcher ſeine Kunſt auszuüben hieher gereißt ſey; allein der Kranke wollte nichts weder von einem Arzt, noch von irgend einiger Hülfe, die bei ihm möglich wäre, wiſſen. Endlich errieth er, wer der Unbekannte ſey, und fragte ihn: ſind Sie nicht Mendelsſohn? Dieſer bejahte es, indem er ihm zugleich die Hand gab, wobei er die Hand des Kranken heiß und brennend, und doch gewiſſermaſſen wie erſtorben in der ſeinigen fühlte.

Nun wollte der Kranke anfangen, über allerley Materien mit Herrn Mendelsſohn zu diſputiren, fand ſich aber zu ſchwach zum Reden. Herr Mendelsſohn nutzte dieſe Gelegenheit, indem er ihm freundſchaftlich zuredete: er möchte ſich durch den Genuß von etwas Speiſe erſt ſo weit wieder erhohlen, daß er anhaltend reden könnte; jetzt ſtiege ihm bei jedem Worte, das er ſagte, eine ſchreckliche Röthe ins Geſicht, die ſeine auſſerordentliche Mattigkeit anzeigte; ſobald er wieder dazu fähig ſey, wolle Herr Mendelsſohn gern Stundenlang mit ihm diſputiren, und wenn er ihn gleich einmal überwunden, von vorne wieder mit ihm anfangen.

Der Kranke ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und Herr Mendelssohn nahm Abschied von ihm, mit dem Versprechen, ihn sobald wie möglich wieder zu besuchen. Kaum aber war er weg, so änderte sich auch der gefaßte Entschluß des Kranken. Dieß sey ein neuer Kunstgrif, sagte er, wodurch man ihn nur habe bewegen wollen, von seinem Vorsatze abzuweichen: und bald darauf schrieb er in sein Tagebuch: **Herr Mendelssohn habe ihn an diesem Tage betrügen wollen;** auch verlangte er denselben nachher nicht mehr zu sprechen.

Seiner Aussage nach hatte er die Zeit über, da er nichts gegessen, auch nicht den geringsten Hunger empfunden, und nunmehr, da der Durst nachließ, so enthielt er sich auch das Wassertrinkens bis zum 28sten, wo er nach einer vorhergegangnen Vorstellung und Ueberredung, nachdem er nun seit zwölf Tagen nicht das mindeste genossen, alle Stunden, von ein Uhr des Nachmittags bis um sechs Uhr, jedesmal einen Eßlöffel voll Kalbsbrühe nahm.

Allein der Entschluß zu verhungern behielt wiederum die Oberhand, und der Kranke verließ aufs neue dieses Nahrungsmittel, wogegen er sich wieder wie vorher etwas wenigen Wassers bediente, welches er theils hinunterschluckte, theils den Mund damit ausspühlte, worinn er eine ausserordentliche Dürre bemerkte, so daß, wenn er redete, die

Zunge

Zunge am Gaumen kleben blieb, und wenn er sie bewegte, einen Laut verursachte.

Seine Stimme ward nun immer schwächer, und er konnte sich zuletzt nicht mehr allein im Bette aufrichten. So erwartete er, wie er sagte, sein Ende, unter wechselsweisen Schlafen und Wachen, bis den 3ten Februar, da ihn Seine Königl. Hoheit. der Prinz Heinrich des Abends um sechs Uhr besuchten. Hierauf kam der Herr Hofrath und Leibmedikus, wie auch hiesiger Stadtphysikus Lesser zu ihm, der ihn auch vorher schon besucht hatte, um ihn zu überreden, Speise und Trank zu sich zu nehmen, allein seine Bemühung war bis jetzt noch umsonst.

Der Herr Geheimerath und Stadtpräsident Philippi trug darauf, vermöge schriftlichen Befehls, von wegen des Polizeidirektoriums, dem Herrn Stadtchirurgus, und jetzigen Assessor Hagen, auf, mit dem Herrn Hofrath und Stadtphysikus Lesser, gemeinschaftlich alles anzuwenden, um den Kranken zu bewegen, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen; und ihm insbesondere zu Gemüthe zu führen, wie er, in Betracht der erhaltnen gnädigsten mündlichen und schriftlichen Versicherungen von des Prinzen Heinrichs Königl. Hoheit, (dessen Lektor zu werden er Hofnung hatte) die vortheilhaftesten Aussichten in Ansehung seines zeitlichen Glücks vor sich habe.

Wenn aber alle dieſe wirklich gegründeten Vorſtellungen, und alles freundſchaftliche Zureden, wider alles Vermuthen, fruchtlos ſeyn, und der Inſpektor Drieß ſchlechterdings darauf beharren ſollte, verhungern zu wollen, ſo ſey alsdann, in dieſem nicht zu verhoffenden Fall, ſelbſt wider den Willen deſſelben, und mit der dazu erforderlichen Gewalt, dem Inſpektor Drieß dienliche Nahrung einzuflößen und beizubringen.

Dieſem Befehl zu Folge ging Herr **Hagen** den 4ten Februar des Morgens zu dem Kranken, und deutete demſelben an, daß ihm von Seiten des Polizeidirektoriums anbefohlen wäre, ihm nochmals in Güte anzutragen, ob er, ſein Leben zu erhalten, Nahrungsmittel zu ſich nehmen wolle, widrigenfalls ſolle Schärfe gebraucht werden. Allein der Kranke wollte noch von nichts wiſſen, bis er erſt den Befehl ſelbſt geſehen hätte: als ihm dieſer aber ſelbſt vorgezeigt ward, ſo änderte er nun auf einmal ſeinen Entſchluß, und nahm um zehn Uhr Vormittags zum erſtenmale wieder einen Eßlöffel voll Chokelade, und ein halb Glas voll reiner Milch, ſeitdem er nun wirklich beinahe zwanzig Tage lang gehungert hatte. Man fuhr fort, ihn alle Stunden Chokelade und Milch zu geben, und von nun an nahm er völlig und unausgeſetzt, was man ihm gab. Den folgenden Tag, am 5ten Februar, nachdem er zwei Taſſen Kaffee getrunken und zwei Zwiback dazu gegeſſen, befand er ſich

merk-

merklich beſſer, und ſein Puls, der am vorigen Tage des Vormittags noch kaum zu fühlen war, ſchlug wieder voller und munterer.

So erhohlte er ſich von Tage zu Tage, und am 9ten fing er ſchon wieder an Fleiſch zu eſſen, und aufzuſtehen, ja er ward ſo ſtark, daß er am folgenden Tage den ganzen Tag auſſer dem Bette aufſitzen konnte, und am 11ten Februar ſchon wieder an zu arbeiten fing, welches er den 12ten faſt den ganzen Tag fortſetzte, ſo daß man ihn mit Mühe davon abhalten mußte. So erſchöpft ſein Körper noch vor einigen Tagen war, ſo nahm er jetzt zuſehends wieder an Kräften zu, und in kurzem war er völlig wieder hergeſtellt.

Herr Moſes Mendelsſohn hatte ihn ſeit dem erſten Beſuch nicht wieder geſehen, als er nach einiger Zeit auf einmal unvermuthet, ſehr vornehm gekleidet, in deſſen Zimmer trat, um ihm anzuzeigen, daß er nun bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Heinrich Lektor geworden ſey; und als Herr Mendelsſohn ſich ſeiner nicht gleich erinnerte, ſagte er: „ich bin der Elende, den Sie einmal „Ihres Beſuchs gewürdiget haben. **Und nennen Sie's Eitelkeit, wie Sie wollen, genug „ich fühlte, daß ich für eine gröſsere Sphäre „beſtimmt war. — Nun bin ich glücklich!**“

Herr Mendelsſohn fand nicht für gut, ſich nach dieſer Erklärung eben weiter mehr mit ihm einzulaſſen. Der neue Glückliche erwachte bald

aus seinem Traume, und da er zu bemerken glaubte, daß man auch hier nur eine Komödie mit ihm gespielt habe, und darüber aufs neue in Raserei verfiel, ward er ins Tollhaus gebracht, rannte mit dem Kopf gegen die Mauer, und starb *).

M.

4.

Sonderbarer Gemüthszustand eines jungen Menschen von funfzehn Jahren **).

Ein hiesiger Bürger brachte etwa vor drei Jahren seinen Sohn in die Stadtschule. Seine Fähigkeiten waren seiner körperlichen Grösse nicht angemessen; daher ward er in die zweite Klasse gesetzt. Hier

*) Wie sehr wünschte ich von den Lebensumständen dieses Unglücklichen, seinen ersten Anlagen, seiner Erziehung, u. s. w. mehr zu erfahren!

**) Dieser Aufsatz, welcher mir von dem Herrn Konrektor Schmidt, meinem Freunde und nächsten Kollegen an der Kölnischen Schule mitgetheilt worden, ist der erste in diesem Journal, der gleich unmittelbar in die Pädagogik einschlägt, möchten doch bald mehrere Schulmänner mich mit ihren gütigen Beiträgen zu diesem gemeinnützigen Endzweck unterstützen?

Hier saß er oft unter einer gemischten Anzahl der Kleinern, deren kindisches Betragen ihm bei seinem reifern Alter nicht mehr gefiel.

Da er sich aber sonst gut betrug und mit anhaltendem Fleiße die Lehrstunden besuchte, gewann er das Vertrauen seiner Lehrer. Dies dauerte eine Zeit, bis die zu große Ungleichheit seiner Mitschüler und die Abneigung gegen die französische Lehrstunde, wo er den Unterricht unter seinen Fähigkeiten zu seyn glaubte, den Wunsch in ihm rege machten, die Schule bald möglichst wieder zu verlassen.

Er versuchte unter mancherlei Vorwand von seinen Eltern die Erlaubniß dazu zu erhalten, die ihm aber jederzeit versagt wurde. Endlich sagte er es ihnen ohne Rückhalt, daß ihm die Anfangsgründe der Sprache, die man in der untern Klasse trieb, hinlänglich bekannt wären, und er daher jede Stunde, die er dort zubrächte, für verloren hielte. Diese aber schrieben es bei einer strengen Erziehungsart ihrer Kinder auch diesesmal seinen noch unreifen Einsichten zu, und hielten ihn noch nachdrücklicher zum fleißigen Besuche der Schule an.

Nun aber änderte sich auf einmal sein ganzes Betragen. Er schien tiefsinnig und schwermüthig zu werden. In der Zeichenstunde, nahm er statt zu arbeiten, eine abgestumpfte Feder oder eine Mohrrübe, befestigte sie in den Tisch, und hieb den obern Theil mit einem Streich herunter. Hie-

zu hatte er von dem Tage an stets ein ungewöhnlich großes Messer bei sich. So wird mirs auch gehen, setzte er hinzu, und bald darauf drangen Thränen aus seinen Augen.

In diesem Zeitpunkte antwortete er auf alle Fragen seiner Mitschüler nichts. Es schien, als wenn eine tiefe Swermuth, die mit einer Reue über ein begangenes Unrecht verknüpft war, sich seiner bemächtigt hatte. Er sah starr und still auf jeden, der ihn befragte, und selbst seine Lehrer erhielten entweder keine oder nur abgebrochene Antworten von ihm, die keinen Sinn hatten.

Man hielt es anfänglich für eine vorübergehende Schwäche, als er es aber mehrere Tage fortsetzte, ununterbrochen bald weinte, bald durch Worte, Gebehrden und Handlungen Verwirrung des Verstandes äusserte, befragte man ihn genauer, und erhielt noch keine befriedigende Antwort. Man fand für gut, nicht mit Schärfe in ihn zu dringen. Seine Mitschüler entfernten sich von ihm.

Hierauf schnitt er in den Tisch einen Galgen, oder bemahlte damit ein Papier, setzte sich das Messer an die Kehle, oder auf die Brust, sprach vom Ersäufen, mit dem Zusatz, daß er es längst würde gethan haben, wenn er seinen Eltern diesen Gram hätte verursachen können, drohete einige seiner Mitschüler, und besonders auch den französischen Lehrer zu erstechen, einen Balken herunterzureissen

und

und ihnen damit auf den Kopf zu werfen, und dergleichen mehr.

Bei dem allen kehrten stets seine Thränen zurück; und dies schien ihm Erleichterung zu verschaffen, und ruhige Zwischenzeiten zu geben. Dann sahe er stets vor sich hin, und bekümmerte sich um keine Gegenstände, die um ihn waren. Aus der Schule ging er öfters so, daß er sich vor den Kopf schlug, verzweiflungsvolle Gebehrden machte, mit den Füssen stampfte und noch mehrere Zeichen des Unwillens von sich gab.

Man schonte ihn noch immer und suchte durch Zureden und freundschaftliche Behandlung sein Vertrauen zu gewinnen, um wo möglich auf die Spur seines sonderbaren Betragens zu kommen; aber er blieb sich stets gleich und antwortete höchstens, daß ihm nichts fehle. Ueberhaupt schien es, daß er mehr durch Güte zu lenken war, denn Troß und Widersezlichkeit äusserte er nur, wenn man strenge mit ihm verfuhr.

Da die Kinder dieses ihren Eltern entdeckten und einige besorgten, daß er wohl gar einen seiner Mitschüler beschädigen könnte; so meldete man es seinen Eltern, mit der Bitte, ihn auf einige Zeit zu Hause zu behalten. Der strenge Vater wendete diese Tage an, ihn durch scharfe Zucht und durch Einsperren von seinen Narrheiten zu heilen, besonders da er im väterlichen Hause nie dergleichen gezeigt hatte.

Er

Er ſchickte ihn wieder; aber ohne Erfolg. Jetzt ſprach er von Kuren, denen er ſich habe unterwerfen müſſen, vom Bade, in das er getaucht wäre, um ſeinen Kopf wieder in Ordnung zu bringen. Als man in der Lehrſtunde einen Brief diktirte, ſchrieb er, ſtatt des Diktirten, viel verwirrtes Zeug nieder, das keinen Sinn hatte. Nun lief ſogar von einem Vater eines andern Schülers ein Schreiben an einen Lehrer ein, worinn er bat, auf dieſen Menſchen Acht zu haben, weil er einen ſeiner Mitſchüler zu erſtechen gedroht habe.

Dieſer Wink nebſt den vielen nachtheiligen verdrehten Gerüchten über dieſen Vorfall, noch mehr aber folgender Brief, der von dieſem Jüngling ſelbſt einem Lehrer in deſſen Abweſſenheit ins Haus gebracht wurde, veranlaßte, daß man gewiſſere Auskunft darüber ſuchte. Ich will ihn ganz wörtlich mittheilen.

„Mein lieber Herr K..,
„Ich bedanke mich auch für Ihren guten Unterricht,
„den ich bishero von Ihnen gehabt habe; denn ich
„werde nunmehro nach Italien reiſen, leben Sie
„wohl; ich werde mich beſtändig an Sie erinnern,
„weil ich Ihnen ſo gut geweſen bin, als allen
„meinen Maiters, und ich von Ihnen am meiſten
„gelernt habe. Ich verbleibe mit vieler Hochach-
„tung, u. ſ. w.“

Der

Der Schulmann besuchte hierauf die Eltern des jungen Menschen, redete mit Zurückhaltung und Schonung von dem Zustande und den Aeusserungen ihres Sohnes, wo es sich denn zeigte, daß keiner von den Seinigen etwas von einer Reise nach Italien wußte.

Der strengere Vater wußte bald Mittel, ein Geständniß aus ihm zu bringen, welches ihn selbst sowohl als seine Lehrer in Erstaunen setzte. Er gestand nemlich, daß das Mißvergnügen über den Unterricht in der französischen Stunde, sein Widerwille gegen den Umgang mit den Kleinern und der Eckel das schon einmal gehörte immer wieder anhören zu müssen, ihn auf den Gedanken gebracht habe, **sich wahnwitzig zu stellen**, um dadurch seine Entfernung aus der Schule zu bewirken.

So lößte sich das Geheimniß von seinem Wahnwitze auf, den unter sechs Lehrern einige für gewiß, andere für wahrscheinlich hielten, und wodurch er achtzig seiner Mitschüler zu hintergehen wußte. Diese Rolle hat er über sechs Wochen anhaltend gespielt.

Bald darauf fand der Vater für gut, ihn aus der Anstalt zu nehmen. Ich selbst habe noch kürzlich mit ihm über diesen Vorfall gesprochen, wo er sich des Ausdrucks bediente: jenes wären nur Kindereien gewesen. Sonst ist er äusserst dienstfer-

tig und gefällig, und hat besonders vorzügliche Talente zur Musik, worinn er auch izt mit Beifall Unterricht ertheilt.

V. H. Schmidt.

5.

Selbstgeständnisse des Herrn Basedow von seinem Charakter *).

Ich wäre ich, wie vom Geize, also eben so frey von verdienten Vorwürfen unsittlicher Würkung des beim Widerspruche ruhmredigen Kraftgefühls, welches wahrlich den Stärksten schwächt; und des übertriebnen Grams, wenn gemeinnützige Anschläge mißlingen; und des kurzen aber heftigen Zorns gegen Widersacher, wenn die Stärke des Getränks mit dem Grame wirkt; und von Vorwürfen der Ungezogenheit, die in solchem Zustande, auch wohl in der seltnen Fröhlichkeit, deutlich zeiget, daß ich in dem Gegentheile aller Arten der guten Erziehung auf-

*) Da die Schrift, woraus ich dies gezogen habe, eine Privatstreitigkeit betrift, die nicht jeden interessirt, diese Selbstgeständnisse in derselben aber einen jeden, als Mensch, interessiren müsse, so glaube ich, ist dieser Auszug nicht überflüßig und unzweckmäßig.

aufgewachsen, und daß mein bischen Politur ein zu spätes Kunstwerk sey.

Wäre dieses Schicksal nicht so wirksam durchs ganze Leben; was hätten wir denn Wahres zu reden von dem so hohen Wehrte eines philanthropisirenden, und also unsers, Institutes?

Ach wäre ich so frey von Vorwürfen des Spiels zu gewissen Zeiten, welches von jeher, bald mehr bald weniger meine einzige Zerstreuung war; da nur ein Zehntel der Natur in meine von Jugend auf schwache Augen fällt, da die Tonkunst mir fremd geblieben ist, und da nur wenige Arten von gesellschaftlichen Gesprächen mich unterhalten, nehmlich solche, wodurch ich merklich lernen oder merklich lehren kann. Die von der ersten Art aber sind in meinem Alter schwer zu finden; die von der andern Art werden meinen Gesellschaftern bald unangenehm.

* * *

Ich muß, (so ist meine Natur und Verwöhnung,) wenn mir etwas gelingen soll, nicht anders arbeiten, als mit einer ausserordentlichen Anstrengung und Ausdaurung, welche zuweilen fast allen Schlaf hindert. Sonst verliere ich gar leicht den Faden in dem Labyrinthe, in welches ich, als ein Erfinder und Beurtheiler der Wahrheiten und vornehmlich der Methoden und Lehrmittel, mich hineinbegeben habe.

Dadurch verfalle ich denn endlich in einen Zustand, daß ich eine Vernichtung aller Geisteskräfte, sogar der Vernunft, befürchten muß, wenn ich mich nicht auf eine Zeitlang, gleichsam mit Gewalt, loßreiße und zerstreue, und gewisser Besorgnisse wegen, zuweilen ausser Hauses. Eben die Wirkung hat der Anfall des starken Grams.

Und, o Gott, du weißt es, wie selten ich seit einigen Jahren in Dessau von der Uebermacht desselben befreit gewesen bin, seitdem ich dem Lande habe dienen, und ein Philanthropin stiften wollen, wovon ein guter Rest nachgeblieben ist! Trinke ich nun in einem solchen Zustande keinen Wein, oder höchst wenig, so werden meine, entweder zu arbeitsamen oder zu kummervollen Grübeleien nicht unterbrochen, und so bleibe ich in Gefahr, gänzlich zu erliegen, davon ich den Anfang sehr trauriger Wirkungen zuweilen schon erlebt habe.

Ich kenne in der Mischung dieses Lichts und Schattens meines Gleichen nicht. Vielleicht liegt eine natürliche Ursache darinnen, daß mich ein ausserordentlich lebhafter Vater gezeugt, und ein mehrentheils bis zum Wahnsinne melancholische Mutter geboren hat.

In diesem Zustande kann ich nun schlechterdings nicht vorher errathen, wie viel oder wenig mir diene. Wirkt ein unvermuthetes Erinnerungsmittel einer Kette von Ursachen des Grams, so

scheint

ſcheint ſich, wenn ich auch fernerhin Waſſer trinke, (beſonders wenn ich zum verdrüßlichen Reden veranlaßt werde,) die Kraft des ſchon getrunknen Weins zu vervielfachen. Ich rede erſt wahr und derb, dann wahr und unvorſichtig, dann wahr und unſittlich, weil ich bis ins achtzehnte Jahr unter lauter ſehr gemeinen Leuten, durch ſchlechte Redensarten, erzogen bin, und alſo, wenn ich die Feder nicht in der Hand habe, jeder unbeſonnene Affekt mich in dieſe ungeſchlifne Sprache wieder zurückführt.

Daher wähle ich zuweilen, wenn Gelegenheit ohne mich da iſt, in ſolchem Drange meiner Gedankennoth, lieber ein, die Aufmerkſamkeit erzwingendes, Spiel, als den Wein. Wenn ich aber nicht entweder zur Verbeſſerung der Wiſſenſchaften, oder im Grame grüble; alsdann, und alſo gemeiniglich, lebe ich höchſt ordentlich und enthaltſam von Wein und Spiel.

III.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Spalding an Sulzer.

Berlin am 31. Januar 1772 *)

Ich hatte heute Vormittag in geschwinde abwechselnder Folge viele Leute sprechen, vielerlei Kleinigkeiten schreiben müssen, wobei die Gegenstände fast durchgehends von sehr unähnlicher Art waren, und also die Aufmerksamkeit ohne Unterlaß auf etwas ganz anderes gestoßen ward. Zuletzt war eine Quitung wegen Zinsen für Kirchenarme zu schreiben. Ich setzte mich nieder, schrieb die beiden ersten dazu erforderlichen Wörter; aber in dem Augenblicke war ich nicht weiter vermögend, weder die übrigen Wörter in meiner Vorstellungskraft zu finden, noch die dazu gehörigen Züge zu treffen. Ich strengte aufs äusserste meine Aufmerksamkeit an, suchte langsam einen Buchstab nach dem andern

*) Diese kurze Erzählung schrieb ich an demselbigen Tage Nachmittags auf, und schickte sie an meinen Freund Sulzer.

dern hinzumahlen, mit beſtändigem Rückblick auf den vorhergehenden, um ſicher zu ſeyn, ob er auch zu demſelben paſſe, merkte aber doch und ſagte es mir ſelbſt, daß es nicht diejenigen Züge wurden, die ich haben wollte, ohne mir indeſſen im geringſten vorſtellen zu können, was ihnen fehlete. Ich brach alſo ab, hieß den Mann, der darauf wartete, theils einſilbigt, theils durch Winken, weggehen, und überließ mich unthätig dem Zuſtande, in welchen ich mich geſetzt fand. Es war eine gute halbe Stunde hindurch eine tumultuariſche Unordnung in einem Theile meiner Vorſtellungen, in welchen ich nichts zu unterſcheiden vermögte; nur daß ich ſie ganz zuverläßig für ſolche Vorſtellungen erkannte, die ſich mir ohne und wieder mein Zuthun aufdrängten, deren Unwichtigkeit ich einſahe, auf deren Wegſchaffung ich arbeitete, um den eigenen und beſſeren Ideen, deren ich mir im Grunde meiner Denkkraft bewußt war, mehr Luft und Raum zu ſchaffen. Ich warf mich nämlich, ſo viel ich unter dem Schwarm der andringenden verwirrten Bilder konnte, auf die mir geläufigen Grundſätze von Religion, Gewiſſen und künftiger Erwartung zurück; ich erkannte ſie für gleich richtig und feſt; ich ſagte mir ſelber mit der größten Deutlichkeit und Gewißheit: wenn ich, das eigentliche denkende Weſen, jetzt gleich, etwa durch eine Art von Tod, aus dieſem in dem Gehirn erregten Getümmel, welches mir, nach meiner in-

nerster Empfindung, immer etwas fremdes, auſ-
ſer mir ſelbſt vorgehendes blieb, herausgeſetzt würde,
ſo würde ich in der beſten glücklichſten Ordnung
und Ruhe fortdauren und fortdenken. Bei dem
allen war nicht die mindeſte Täuſchung der äuſſerli-
chen Sinnlichkeit; ich ſahe und kannte alles um
mich herum in ſeiner wahren Geſtalt; nur des
fremden Andranges und Gewirres im Kopfe konnte
ich nicht loswerden. Ich verſuchte zu reden,
gleichſam zur Uebung, ob ich etwas Zuſammenhan-
gendes hervorzubringen im Stande wäre; aber ſo
ſehr ich auch Aufmerkſamkeit und Gedanken mit
Gewalt zuſammenzwang, und mit der äuſſerſten
Langſamkeit dabei verfuhr, ſo merkte ich doch bald,
daß unförmliche und ganz andere Wörter erfolgten,
als die ich wollte; meine Seele war jetzt eben ſo
wenig Herr über die innerlichen Werkzeuge des
Sprechens, als vorhin des Schreibens. Ich gab
mich alſo zufrieden, in der, freilich an ſich nicht
erfreuenden Erwartung, daß, wenn dieſer Zuſtand
beſtändig ſo fortdauren ſollte, ich auf meine Lebens-
zeit weder würde reden noch ſchreiben können, daß
aber meine eigenen mir bewußten Grundſätze und
Erfindungen immer dieſelben und alſo auch, bis zu
der völligen Abſonderung von dieſem ungeſtümen
Spiele des Gehirns, mir noch ſtets eine einhei-
miſche Quelle der Beruhigung und der Hofnung
des Beſſeren bleiben würden. Ich bedauerte nur
meine Angehörigen und Freunde, daß ſie mich,

auf solchen Fall, für Pflichten und Geschäfte, selbst für allen eigentlichen Umgang mit ihnen, verlieren und als eine Last der Erde sehen müßten. Aber, Gottlob, diese traurige Besorgniß währete nicht mehr lange. Nach der vollen halben Stunde fing nach und nach mein Kopf an, heller und ruhiger zu werden; die fremden, mir so überlästigen Vorstellungen wurden weniger lebhaft und brausend; und ich konnte das, was ich aus meinem eigenen Grunde denken wollte, schon mit schwächerer Unterbrechung von jenen, mit etwas mehrerer Klarheit und Ordnung durchsetzen. Ich wollte nun dem Bedienten Klingeln, damit er meiner Frau sagen möchte, zu mir herauf zu kommen; allein ich hatte doch noch einige Zeit nöthig, um mich zu oft wiederhohlten malen im richtigen Aussprechen der hiezu erforderlichen wenigen Worte zu üben; und die erstern nachherigen Unterredungen mit den Meinigen geschahen noch von meiner Seite, eine andere halbe Stunde hindurch, mit einer langsamen und gewissermaßen ängstlichen Bedächtlichkeit, bis ich mich endlich wieder eben so frei und heiter, als am Anfange des Tages, fand und nur einen sehr gelinden Kopfschmerz fühlete. Hier dachte ich an meine angefangene, aber für irrig erkannte Quittung, und sahe, daß, anstatt: „funfzig Thaler halbjährige Zinsen," wie es heißen sollte, mit so reinen und geraden Zügen, als ich je in meinem Leben mochte gemacht haben, geschrieben da stand:

„funfzig Thaler durch Heiligung des Bra,“ mit einem Abbrechungszeichen, weil die Zeile zu Ende war. Es war mir nicht möglich, mich auf etwas in meinen vorhergegangnen Vorstellungen oder Geschäften zu besinnen, welches durch einen dunklen mechanischen Einfluß zu diesen unverständlichen Worten hätte Anlaß geben können.

* * *

Diese Erzählung mag gar leicht in den Augen anderer, die aus der Erfahrung oder aus lektüre mehr mit dem mannichfaltigen Erscheinungen in der menschlichen Natur bekannt sind, weit weniger Befremdendes und Sonderbares an sich haben, als in den meinigen. Der seelige Sulzer selbst sagte mir in seiner Antwort hierauf manche Seltsamkeiten von etwas ähnlicher Art, die er theils an sich, theils an Bekannten erlebt hatte; doch gestand er einen beträchtlichen Unterschied zwischen denselben und dem gegenwärtigen Fall.

So viel, dünkt mich, folgt aus diesem letzteren, daß es nicht so leicht sey, von der Verstandesverrückung eines andern zu urtheilen. Ich erinnerte mich mitten in meinem oben beschriebenen Zustande eines damals in dem hiesigen Irrenhause befindlichen Candidaten, der anfänglich auch verwirrt und unverständlich gesprochen hatte, und dessen Verrückung nachher darein gesetzt ward, daß er zu gar keinem weiteren Sprechen zu bringen war.

Wer

Wer weiß, dachte ich, ob er nicht seine eigenen ordentlichen Gedanken so gut für sich hat, als ich jetzt die meinigen, und nur deswegen nicht sprechen will, weil er weiß und empfindet, daß er seiner innersten Sprachorganen nicht Meister ist, sich also scheuet, im Sprechen wahnwitzig zu erscheinen, da er es im Denken nicht ist?

Weitere Schlüsse aus meiner gehabten Erfahrung zu machen, will ich mir ja nicht herausnehmen, ob ich gleich sehr wünsche, die folgende Bedenklichkeit aufgeklaret zu sehen: wenn die ganze Denkkraft von dem jedesmaligen Zustande des Gehirnes abhängt, oder eigentlich darinn liegt, so muß, in meinem Fall, der eine Theil meines Gehirns gesund, in gehöriger Lage und Ordnung, der andere in unordentlicher, verwirrter Bewegung gewesen seyn. Und welcher von beiden sagte denn: ich? unterschied die durch einander kreuzenden Vorstellungen von sich selber? urtheilete von der Unrichtigkeit derselben? fühlte so innig sich selbst, als etwas ganz anderes und abgesondertes von jenen? Wie viel oder wie wenig daraus zu folgern sey, überlasse ich gerne der Entscheidung der Sachkundigern.

J. J. Spalding.

2.

An Herrn Doktor J. . in Königsberg.

Mein lieber wahrer Freund!

Die Erstlinge meiner Kräfte, die mir die Feder erlauben, seyn Ihnen gewidmet, mein wahrer Busenfreund! Sie haben, wie ich gehört und gesehn, nicht an meinen Zustand **Theil** genommen, haben ihn **ganz** mitgefühlt. Ihr inniglicher Herzensbrief, der nur einige Tage nach dem Anfange meiner Genesung kam, hat mein ganzes **viertel** Wesen, das ich zu der Zeit noch war, ausser Fassung gebracht, das wenige Mark in meinen Gebeinen durchdrungen, und eine Stundelang meine Augen unter Wasser gehalten. Wie viel hätt' ich an diesem Leben verloren, dacht ich, der ich während meiner Krankheit so wenig an diesem Leben zu verlieren glaubte, wenn es den Genuß einer solchen Glückseeligkeit enthält, einen solchen Freund zu besitzen!

Ich habe einen von allen Seiten betrachtet schrecklichen Sturm ausgehalten. Die Spitze des Mastes küßte schon die Wellen; das Fahrzeug leck; und die Kräfte der Arbeiter erschöpft. Noch einige Augenblicke, und es wäre geschehn gewesen: und auf einmal heitres Wetter, Windstille, die Arbeiter erholen sich; das Fahrzeug wird ausgebessert, und erwachend aus der Ohnmacht finde ich mich auf dem Trocknen! Ein kleines Wunder war in der

That meine Errettung, das behaupten alle meine Freunde, alle die um mir waren, alle meine Aerzte; und hätt' ich nicht richtigere Begriffe von den Geſetzen der Natur, und wäre ich nicht überzeugt, daß die Blatlaus nicht minder Zweck, nicht minder Beſtimmung (obſchon **mindren Zweck, mindre Beſtimmung**) in der Schöpfung hat, als der Cherub: ſo könnte mich wohl Eigenliebe zu glauben verleiten, daß die Vorſehung aus und zu ganz beſondern Abſichten meine Erhaltung veranſtaltet.

Sie wollen meine Krankheit, und ihren ganzen Gang wiſſen, mein lieber Freund, und das von mir! An meine Aerzte hätten Sie ſich wenden müſſen. Ich war den größten Theil der Zeit nicht **ich**, und den Uebrigen hielt meine Phantaſie mich in einer ganz andren Welt, in einem ganz andren Zuſammenhange der Dinge feſt. — Indeſſen ſo viel ich davon weiß, empfunden oder erzählen hören, will ich Ihnen mittheilen. Ich kenne das menſchliche Gemüth, es wird Ihre unverſtellte Freude über meine Geneſung zuverläßig erhöhen.

Meine Krankheit dauerte, von dem erſten Tage an, da ich zu Hauſe blieb, bis zu dem, da man mich Gefahrfrey ſprach gerechnet, ſiebenzehn Tage. Ueber ihre Benennung waren und ſind meine Aerzte noch uneinig. Einige nennen ſie ein **Faulfieber**, andre ein bösartiges **Katarrhalfieber**, andre ein **hitziges Nervenfieber.** Genug es war eine Krankheit, in welcher meine Aerzte

mich

mich ſchlechterdings aufgaben. S.. mein einziger ordinirender Arzt, dem ich ganz allein mein Leben zu danken habe, kündigte meinen Todt den zweiten Tag meiner Krankheit allen meinen Bekannten an; ob ſchon ich noch in der Stube herumging. Er kennt, wie er ſich ausdrückte, dieſe Krankheit vorzüglich, hat ſie ſehr oft behandelt, und noch nie iſt ihm einer daran geneſen. Die Uebrigen, als M.., F..; V.. ſahn die Wichtigkeit der Krankheit nicht ſobald ein, und wurden daher erſt einige Tage nachher meine Todesverkündiger. Es war die Krankheit, an der Hirſchel und der junge Mützel ſtarb; die Krankheit, von der, der vierzig Jahr prakticirende M.. ſagt, daß er nur zwei Menſchen daran curirt habe!

Empfänglichkeit einer ſo ſchweren Krankheit, hatte ich ohne Zweifel ſchon lange vorher in meinem Körper gehabt. Faſt alle Menſchen ſagten mir lange vorher: ich ſähe ſchlecht und mißfarbig aus, obſchon ich ſelbſt, vermuthlich wegen der übertriebnen Anſtrengung meiner Seelenkräfte, nichts widernatürliches im Körper verſpürte. Es iſt bekannt (wiewohl deßwegen nicht minder wunderbar) daß eine lebhafte Aufmerkſamkeit, oder eine überſpannte Thätigkeit, auf eine kurze Zeit, die größte Unordnung im Körper oft unfühlbar zu machen fähig iſt, (man wird daher auf Reiſen, wo abwechſelnde mannichfaltige Gegenſtände unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, nur ſelten krank, und die

ſchmerz-

ſchmerzhafteſten Gefühle ſelbſt verſchwinden oft plötzlich beim Anblick eines fürchterlichen, ſchrecklichen oder ſonſt auffallenden Gegenſtandes.) Aber freilich nur auf eine kurze Zeit. Die Folgen pflegen alsdann gewöhnlich durch ihre Wichtigkeit das zu erſetzen, was man an der Dauer erſpart.

Ich war ein ganzes Vierteljahr vorher mit der Ausarbeitung meines Colegii beſchäftigt. Ich fing an zu leſen, und der ganze unerwartete Beifall von einer Menge Zuhörer aller Stände, vergröſſerte mit jeder Vorleſung meine Arbeitsluſt, und die Anſtrengung meiner Kräfte. Ich brachte die Stunden, die mir meine praktiſche Geſchäfte lieſſen, ununterbrochen bald mit Verbreitung zur nächſten Vorleſung zu, bald mit Vorarbeiten der künftigen. Zugleich verfaſte ich ein Compendium zum Druck für meine Zuhörer, das ausgearbeitet, korrigirt, durchgeſehn, abgeändert, und wieder korrigirt ſeyn mußte.

Dazu kam, daß grade meine praktiſche Geſchäfte ſehr häufig und intereſſant waren, und mein Schwiegervater in acht Wochen wegen eines Stoſſes am Fuß die Stube hüten mußte; ich alſo auch den gröſten Theil ſeiner Geſchäfte mit zu verſehn hatte. Dreißig Krankenbeſuche täglich ohne das Lazareth, das eben ſo viel Kranke enthielt, war das Gewöhnliche; meine Muſe war zu geringe, und ich mußte die frühen Morgen, und ganz wieder meine Gewohnheit die ſpäteſten Abendſtunden mit zu Hülfe

neh-

nehmen. Meine Arbeit schien zu gedeihen, und so ward ich von Pflicht und Eitelkeit gespornt, meine Nerven allmählich geschwächt, meine Verdauungskräfte über den Haufen geworfen, ohne daß ich auf alles dieses merkte, bis das Maaß zu voll ward, um nicht bei der mindesten Gelegenheit überzulaufen. Montag den 18ten November stand ich auf mit einem geringen Grad meiner gewöhnlichen Migräne. Sie nicht achtend, machte ich mich aus bei meinen Kranken, sie ward aber gegen Mittag so heftig, daß ich zu Hause mußte, und ein Vomitiv nahm. Des Nachmittags war alles gut. Ich besuchte des Abends noch Kranke, und brachte den übrigen Theil desselben ganz vergnügt bei meinen Schwiegereltern zu.

Den 19ten stand ich völlig gesund auf. Es war eine grimmige Kälte; ich hatte häufige Geschäfte, und lief von neun bis gegen zwei Uhr zu Fuß herum. Länger konnte ich's nicht aushalten. Ich fühlte meinen ganzen Körper durchfroren, müde und einigermassen niedergeschlagen, kam nach Hause mißmuthig, und sogleich stellte sich ein drückender Schmerz im Hinterhaupt ein. Ich aß ohne Lust. Der Nachmittag war indessen wieder gut. Ich beschäftigte mich in Gesellschaft einiger Studenten ein Gehirn zu zerschneiden, um mich zu meiner künftigen Vorlesung vorzubreiten. Um sieben Uhr des Abends überfiel mich auf einmahl ein gewisses Krankheitsgefühl, das ich noch nie aus eigner Erfahrung

fahrung kannte, und daß ich Ihnen auch nicht beſchreiben kann. Mein Kopfſchmerz am Hinterhaupt fing heftig an; ich ward mit einmal läßig und niedergeſchlagen; empfand einen geringen Schauer; der Toback wollte nicht ſchmecken; Eſſen und Menſchen und Welt waren mir gleichgültig oder gar zuwider. Ich konnte nicht aufdauren. Die Nacht ward unruhig und ſchlaflos zugebracht. A.. wachte in meiner Schlafſtube.

Den 20ſten wandelte ich läßig in meiner Stube herum; bald warf ich mich auf den Sopha, bald ſtand ich wieder auf; mein drückender Kopfſchmerz hielt an; es kam dazu ein Druck auf den Sehnerven. Ich ſpürte etwas Fieber im Puls, und Schwere in allen Gliedern, und Unluſt an allen Gegenſtänden meiner ſonſtigen Neigung. Ich hielt es vor ein Katarrhalfieber und verſchrieb mir eine temperirende Mixtur. Des Abends nahm dieſes Krankheitsgefühl zu. Ich fühlte deutlich die Annäherung einer überaus ſchweren Krankheit in meinem Körper, von der ich nichts geringeres (warum weiß ich ſelbſt nicht) als den Tod mir vorſtellte. Ich ſprach auch beſtändig, wiewohl in einer gleichgültigen Laune, die beinahe an die fröhliche gränzte, vom Sterben, und als denſelben Abend der Aſſeſſor N.. mich beſuchte, und mir für mein Collegium pränumerirte, weigerte ich mich ernſtlich das Geld anzunehmen. Ich habe erſt zwölf Stunden geleſen, mein Freund, ſagte ich ihm, und wer

weiß ob ich je weiter lesen werde! ich zweifle daran.

Die Nacht bracht' ich wiederum unter heftigen Kopfschmerzen, Unruhe und völliger Schlaflosigkeit zu. A.. bewachte mich abermals in meiner Schlafstube.

Den 21sten stand ich auf, ging nach meiner Studierstube; der Grad der Krankheit, die alle Anwesende noch immer für ein simples Katarrhalfieber hielten, nahm zu, und ich brachte den Tag ungeduldig, läßig, und übel bald auf dem Sopha, bald am Ofen zu, brauchte auch noch immer eine schweißtreibende Salzmixtur, die ich selbst A.. diktirte. Des Abends stieg die Krankheit, ich konnte nicht mehr aus der Stube, und man lagerte mich in der Studierstube auf den Sopha, wo ich die Nacht ohne allen Schlaf in den heftigsten Kopfschmerzen zubrachte.

Den 22sten nahmen alle bisherige Zufälle zu; ich konnte kaum mehr aufdauren, ich schickte nach meinem Freund dem Professor S.., dem ich mich ganz übergab. Er nahm sogleich die Krankheit von einer ernstlichen Seite, muthmaßte oder sah schon Bösartigkeit und so wie ich gegenwärtig aus den Rezepten sehe, verschlukte ich denselben Tag eine ansehnliche Menge hitziger schweißtreibender Mittel. Ich fing an zu transpiriren, aber ohne Erleichterung. Die Zufälle blieben in ihrem Grade oder stiegen. Des Abends brachte man mein

Gar-

Gardinenbett aus der Schlafstube in mein Studierzimmer, es wurde an die Stelle des Tisches am Bücherschranken gestellt, (ich erwähne mit Bedacht diese Kleinigkeiten, denn die waren in der Folge meiner Krankheit von vielem Einflusse) wo ich die vierte Nacht höchstelend durchwachte. Meine F.., A.. und C.. waren meine Hüter.

Den 23sten hatte alles schon eine ernsthaftere Gestalt, obschon ich mich aufmachte und in der Stube herumtaumelte; obschon ich in einer Gesellschaft von Freunden verschiedentlich scherzte, und sie zum Lachen brachte, so muß meinem Arzte doch sehr bange gewesen seyn. Ich finde, daß er mir denselben Tag drei ganz heterogene Rezepte verschrieben: einen Laxiertrank, eine starke Potion aus dem mindererischen Geist, und eine Emulsion. Sie wissen wohl, wie es um unsre Kranken steht, wenn die Umstände so hartmäulig sind, und uns so oft von unsrem vorgesetzten Weg abführen, uns bald im Kreise, bald nach entgegengesetzten Queerstrassen hinschleppen. In der That wie ich jetzt höre, hat mein einsichtsvoller Freund diesen Tag bereits die ganze künftige Krankheit vorausgesehn, und nicht nur sie, sondern auch ihren schlimmen Ausgang allenthalben kund gemacht. Gegen Abend ward ich ganz kraftlos, von vielen Freunden ins Bette gebracht. Die Nacht war wie die vorhergehenden Nächte, schlaflos und quaalvoll. Zu meinen vorigen Wächtern kam noch M.. und H..

Den 24sten des Morgens war der Kopfschmerz unerträglich. Ich schlug meinem Arzt S.., zu dem noch meine Freunde B.. und F.. kamen, vor, mir Igel an die Schläfe setzen zu lassen. Dies geschahe; sie bluteten sehr, brachten aber keine Aenderung hervor; vielmehr nahm die Krankheit an Bösartigkeit ungemein zu, und ich fing die heftigsten Schweißmittel an zu brauchen. Die Schlaflosigkeit hielt nun die sechste Nacht an.

Den 25sten des Morgens überfiel mich nach einem Stuhlgange eine Entkräftung, die unbeschreiblich ist. Es war als wenn alle Nerven auf einmal abgespannt wurden, und aller Mark aus allen meinen Gebeinen vertrocknet wäre. Ich hatte dabei mein Bewußtseyn und empfand diese Schwäche, so, daß ich zu meinen Aerzten und den Anwesenden sagte: das Gefühl meines Ich's gleicht jetzt dem Selbstgefühl einer Mücke. Eine Menge alten Weins brachte mich wieder zu mir. Diesen Tag gesellte sich M.. zu meinen Aerzten, und sie beschlossen mir die China zu geben. Ich bekam auch einige Bisampulver, über die ich mich aber beschwerte, daß sie mir zu viel Hitze machten; sie wurden ausgesetzt. Die Nacht schlief ich ein oder ein paar Stunden; meine Freunde schöpften Hofnung, aber vergeblich; der Schlaf war nicht erholend, und ich erwachte in einem noch mehr geschwächten Zustande.

Den

Den 26ſten des Morgens ſtellte ſich nach dem Stuhlgang die geſtrige Entkräftung ein, der Wein hob ſie. Meine Arzeney des Tages über, waren ſtarke Doſes Kampherpulver.

So weit reicht die erſte Epoche meiner Krankheit, während welcher die Malignität von allen meinen Aerzten einſtimmig erkannt wurde, alle einſtimmig mich aufgaben, ich mein völliges Bewußtſeyn und den Gebrauch meiner Seelenkräfte hatte; von welcher ganzer ſieben Tage daurenden Epoche ich von meiner nachherigen Geneſung an, noch bis jetzo mir nicht das allermindeſte zu erinnren weiß. Dieſe Tage ſind gleichſam aus dem Tageregiſter meines Lebens gänzlich verloſchen, obſchon wie man mir ſagt, ich dieſe ganze Zeit über eine Menge Beſuche von guten Freunden hatte, mit denen ich Stundenlang mich unterhielt, und von meinem bevorſtehenden Tode geſetzt und ruhig ſprach. Was ich Ihnen bis jetzo davon geſagt, iſt bloß Erzählung meiner Aerzte und Freunde.

Des Abends, von da ſich die zweite Epoche meiner Krankheit anfing, änderte ſich die Scene. Anſtatt daß ich bis dahin mit völligem Bewußtſeyn und vollſtändigem Gebrauch meiner Vernunft, bloß über körperliche Schmerzen, Ermattung und Unruhe klagend, lag; verloren ſich jetzo alle dieſe Gefühle. Ich fühlte mich ſtark und ſchmerzlos, aber meine Seele bekam einen Stoß aus dem wirklichen Zuſammenhang der Dinge. Die wahren Gegen-

ſtände um mich, und die Klarheit ihrer Wirkung verſchwanden bis zur unſichtbarſten Entfernung. Die dunkelſten Scheine bloß, die ſie zurückleſſen, gaben meiner taumlenden Seele den Stof, woraus ſie ſich eine ganz neue Verkettung der Begebenheiten, eine ganz neue, häßliche, ſie quälende Welt zuſammenſetzte. Mein Puls hob ſich, ſtieg bis zu 120 Schläge in einer Minute. Mein Geſicht ward roth; mein Auge glühend, und ſchrecklich heiter, eine Hitze durchwebte meinen ganzen Körper, und in meinem Gehirn befand ſich eine Erleuchtung von vielen tauſend Lampen. Ich raſete.

Ich ſagte Ihnen, daß ich mir nichts von dem, was in meiner erſten Epoche mit mir vorging, zu erinnern weiß: die ganze zweite hingegen, die acht ganze Täge und Nächte dauerte, iſt von dem erſten Augenblick meiner Raſerei bis zur Stunde meiner Geneſung noch ganz lebhaft in meinem Gedächtniſſe. Ich könnte Ihnen phantaſtiſches Bild, nach phantaſtiſchem Bilde, Thorheit nach Thorheit an den Fingern herzählen, wenn es der Mühe lohnte, und ich ein Vergnügen darüber bei Ihnen vermuthen könnte. Aber doch will ich Ihnen die Hauptthemata meiner Phantaſien erzählen; **es war Methode in meiner Tollheit**, und ich kann mir ihre Entſtehung und ihren Zuſammenhang ſehr gut pſychologiſch erklären. Vielleicht können Sie der Arzt einigen Nutzen daraus ſchöpfen. Es iſt nichts

seltnes, daß die Beobachtung der Narren uns weiser macht.

Die erste und vornehmste mich am meisten quälende Phantasie bestand darinn: daß ich mich nicht bereden konnte, daß ich mich in meiner eignen Wohnung befinde. Ich wurde von einer Strasse zur andren geführt, und meine Einbildung war fruchtbar genug, mir jeden Augenblick einen andren öffentlichen Platz vorzumahlen, auf welchem mich meine Wächter in meinem Bette festhielten. Ich flehte fast beständig mich nur in die Heiligegeiststrasse nach meinem Logie zu bringen; und da dieses zu bewerkstelligen meinen Wächtern unmöglich war, so suchten sie mich zu besänftigen, indem sie meine Einbildung bestärkten. Es hieß dann immer: in einigen Stunden soll es geschehn; morgenfrühe; es ist jetzo Nacht, u. s. w.; und so lag ich, das Ende dieser einigen Stunden, dieses Morgenfrühs, mit Schmach erwartend, und wenn es da war, ward das Versprechen doch nicht erfüllt. Sie können sich vorstellen, in der üblen Laune darinnen ich war, wird meine trunkene Phantasie eben nicht die angenehmsten Plätze zu meinem Auffenthalt geschaffen haben. Bald lagerte sie mich mit meinem Bette zwischen zwei engen Mauren, wo ich von keiner Seite einen Arm bewegen konnte, bald auf eine Grabstäte, bald in einen Stall, und bald auf einen öffentlichen Platz vor dem Lazareth. Alle Beweißgründe meiner Freunde und Wächter,

die auch meine Freunde waren, daß ich mich wirklich in meiner Stube befinde, waren vergebens; die Darzeigung meiner Bücher, an denen ich dichte lag, meiner Kupferstiche, die mir gegenüber hingen, war mir bloßer Betrug dieser Leute. Bald hielt ich weder Bücher noch Kupfer für die meinigen, bald glaubte ich, man hätte sie an die Oerter meines Aufenthalts hingebracht. Diese Idee war für mich die schrecklichste, die, wenn sie nicht endlich nach acht Tagen unterbrochen worden wäre, mir gewiß den Tod zuwege gebracht hätte. Ich schreibe ihr allein mit sehr vielem Grunde meine völlige Schlaflosigkeit zu.

Den Ursprung dieser Einbildung leite ich bloß von der wirklichen örtlichen Veränderung meiner gewöhnlichen Schlafstäte während meiner Krankheit her. Es ist eine bekannte Sache, daß wir die erste Nacht in einem fremden Bette oder in einer fremden Stube, selbst im gesunden Zustande, schlaflos und unruhig zubringen. Der Mangel der gewöhnten Gegenstände, deren Vorstellung, die Seele bei ihrem Geschäft, (denn Geschäft kann man die willkührliche Herabspannung der Nerven und Unterdrückung der lebhaften Ideen bei gesundem Gehirn, allerdings nennen) des Zurückziehens aus dem Gewebe der Ideen, zu begleiten pflegt, von der einen Seite, und die stärkere Wirkung der neuen und ungewöhnlichen Gegenstände von der andren Seite, beides fesselt die Aufmerksamkeit

der

der Seele, und ihr Abstraktionsvermögen hat um so vielmehr Schwierigkeiten zu überwinden. Und natürlich müssen diese Schwierigkeiten fast unüberwindlich in einem Zustande seyn, wo die sinnlichen Organen übermäßig gespannt sind, der Umlauf des Bluts durch das Gehirn, und folglich die Absonderung der Lebensgeister sehr schnell geschieht, und bei unmächtiger Willkühr tausend Ideen immer bereit sind, sich mit den neuen zu verketten, und ihre Lebhaftigkeit zu vermehren, so entfernet auch ihre Verwandschaft mit dieser seyn mag. Dieß war der Fall bei mir. Die Grundidee war, man hat mich aus meinem Schlafzimmer weggebracht. Meine Sehnerven haben von Anfang an einen Druck gelitten; die Gegenstände des Gesichts, die mich allenfalls auch in meiner Studierstube an meine Heimat hätten erinnern können, wirkten auf das Organ zu schwach, ich sah alles dunkel, zerstümmelt oder verkehrt. Meine übrigen Organen hingegen waren um so mehr gespannt, Gehör, Geruch, und Gefühl waren ungemein scharf; ihre Gegenstände wirkten mit verstärkter Lebhaftigkeit, und es war also sehr leicht, daß die Vorstellungen, die sie hervorbrachten, mit der Hauptvorstellung: der örtlichen Veränderung meiner Gegenwart, sich zusammengesellten. Ein Ständchen bei meinem Nachbar, ein blasender Postillion, oder auch der Nachtwächter versetzten meinen Aufenthalt auf einen öffentlichen Platz, wo Musik und Tanz war.

Das Wiehern eines Pferdes auf der Straße, in einen Stall, und der üble Geruch meines Schweiſſes, oder ſtockenden Blutes in meiner Naſe, davon beſtändig eine Menge abging, auf eine Grabſtäte.

Meine zweite Einbildung beſtand darinn, daß ich von der ganzen Welt gehaßt und verfolgt werde, alle meine Freunde haben von mir abgelaſſen, alle meine Kunden auf mich Verzicht gethan, und der ganze übrige Theil der Menſchen mich verachtet, oder mit den gleichgültigſten Augen angeſehn. Die Urſache dieſer Phantaſie war vermuthlich, weil ich keinen von meinen vertrauteſten Freunden um mich ſah. F..r war in Leipzig. W.. war zu delicat, um ſich in einer Krankenſtube aufzuhalten, und M...n war ſelbſt ſchwächlich. Dies kam zu dem Mißtrauen, das, wie meine Freinde mir verſichern, in geſunden Tagen ſchon mir gegen die Welt eigen war. Indeſſen war dieſe Vorſtellung nie lange nicht ſo viel Marter als die vorige. Sie wirkte bei mir eine Gegenverachtung meiner Verächter; eine verzweifelnde Ruhe, und ein Verlangen nach dem Tode, als nach dem erwünſchungswertheſten Zuſtande. Daher kam es, daß ſo oft (und es war ſehr oft) bei überfallenden Schwächen, oder bei einem ſonſtigen innren Gefühle ich die Annäherung des Todes glaubte, ich ruhig und zufrieden lag, voller Erwartung des entſcheidenden Augenblicks, der endlich den Knoten zwiſchen mir

und

und der lumpichten Welt zerhauen wird. Hätte ich damals gewußt, was ich nachher bei meiner Genesung erfahren, daß ich so vielen Menschen nichts weniger als ein gleichgültiger Gegenstand war, daß alle meine Bekannten, alles, von der verschiedensten und entgegengesetztesten Denkungsart, wegen meiner Gefahr in höchster Unruhe waren, mein Daseyn inniglich wünschten, und kaum daß ich mich erholen werde, zwanzigweise zu mir kommen werden, um aus vollem Herzen ihre Freude zu bezeugen; hätt' ich dies alles gewußt, so wäre mir die Idee des Todes, die bitterste und quaalvollste gewesen; wer weiß, ob ich die Krankheit überstanden hätte. Vorzüglich war mein Haß und Widerwille gegen diejenigen gerichtet, welche mir die meisten Wohlthaten in meiner Krankheit erzeigten, und ohne deren unermüdete Wartung ich gegenwärtig zuverläßig nicht mehr wäre. A.. M... H.. R.. H.. (den ich in meinem Delirio wegen seiner poßirlichen Figur immer Fallstaf nannte) die Geliebte meines Herzens, T.., alle diese kamen im genauesten Verstande Tag und Nacht nicht von meinem Bette, und drei ganzer Wochen nicht aus ihren Kleidern. Sie wuschen, und hoben und bewachten mich, und waren zugleich zu jeder Stunde die willfährigsten Läufer nach Doktor, Barbier, Apotheke, so wie die Umstände es erfoderten. Und gerade diese waren es, die ich als meine ärgste Feinde ansah, die bloß mich zu necken, höhnen,

und

und von meiner empfindlichſten Seite mich zu kränken, um mich wären.

Die traurigen Verzerrungen ihrer Geſichter, oder vielleicht auch bisweilen das unwillkührliche bittere Lächeln über meine ausſchweifende Phantaſien, kamen meinem trunknen Gehirne als Züge der ausgelaſſenſten Freude vor: und ihr freundſchaftliches Betragen und Gebehrden war mir nichts als beleidigender Hohn. Ich kränkte und quälte dieſe gute Leute auf eine erſtaunliche Weiſe, und ich fange an auf die Menſchheit ſtolz zu werden, die ſo viel Selbſtverleugnung dem Gefühle der Freundſchaft und der Menſchenliebe zu opfern vermag.

Die Urſache dieſes Mißtrauens hing vermuthlich mit meiner ebenerwehnten Einbildung, dem Mißtrauen gegen die ganze Welt zuſammen. Dazu kam, daß dieſes grade die Leute waren, an denen ich ſonſt das gefälligſte und nachgebendſte Betragen gewohnt war, und die nun alles thaten, was in meiner Schwärmerei mir höchſt zuwider war. Sie zwangen mir Medizin ein, wollten mich nicht aus dem Bette laſſen, quälten meinen Körper äuſſerlich mit Zugpflaſter und allerhand ſchmerzhaften Dingen, und widerſetzten ſich allen meinen Anſchlägen und Vorſätzen. Was anders konnte auf eine verrückte Einbildung dieſes wirken als den bitterſten Haß und Widerwillen?

Meine übrigen Phantaſien waren vielleicht die gemeinſten, die jedem Delirio eigen ſind. Die

Blu-

Blumen meiner Bettgardinen und des Schirms, erſchienen mir als Menſchen, die in beſtändiger Bewegung ſind. Sie gingen alle nach der Wand zu, und da es lauter Bekannte waren, die mir meine Phantaſie in ihnen darſtellte, ſo ging ich ihnen oft nach, und befand mich mit ihnen in groſſen erleuchteten Zimmern zwiſchen den Wänden, wo ich die tiefſten und verborgenſten Familiengeheimniſſe, die in der Oberwelt jeder Menſch in der innerſten Kammer ſeines Herzens vergraben hält, erfuhr. Ich habe einſt meine Geliebte ans Bette gerufen, und ihr eine ſchreckliche Begebenheit zweier unſrer Bekannten und Freunde erzählt, die ich in dieſer geheimen ſchauervollen unterirrdiſchen Verſammlung erfahren hatte, und dies mit ſo vielem Zuſammenhang und ſo groſſer Wahrſcheinlichkeit, daß ſie es für nichts anders, als für eine wahre Geſchichte hielt, die ich längſt vor meiner Krankheit ſchon wußte, ohne ſie ihr zu entdecken, und daß ich etwa aus Unbeſonnenheit jetzt ſchwatzhaft wurde. So tief und unauslöſchlich ſtach der Grabſtichel der Natur die Geſetze in unſerer Seele, daß ſie, in dem widernatürlichſten Zuſtande dieſer, dem flüchtigen Auge zwar unkenntlich ſcheinen, den forſchenden bewafneten aber in ihrer völligen Deutlichkeit ſich darſtellen. Der gröſte Theil menſchlicher Begriffe ſind Verhältnißbegriffe. Ordnung und Unordnung beſtimmen wir nach willkührlich von uns vorausgeſetzten Regeln, an ſich iſt Unordnung in der Natur

tur annehmen Unsinn und Gotteslästerung. In der ausschweifendsten Raserei der Fieberhitze, in dem höchsten Grad der Trunkenheit, giebt es so wenig bei den Seelenwirkungen etwas regelloses als in der Neutonschen Seele, da sie sich mit dem Bewegungssystem der Himmelskörper beschäftiget! und nun genug davon.

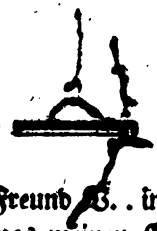
Beim Anfang meiner Raserei wurden meine Aerzte herbei gerufen, denen es nichts unerwartetes war, so wie es ihnen, ausser meiner Genesung, kein Umstand in der ganzen Krankheit war. Ich wurde reichlich mit spanischen Fliegen belegt, und innerlich bekam ich alle zwei Stunden zwei Gran Kampher. Die Nacht brachte ich im heftigsten Delirio zu. Daß sie schlaflos war, sage ich Ihnen nicht mehr, die Nächte wie die Tage waren es alle bis zum siebenzehnten Tage.

Den 27sten war der Zustand derselbe. Einige Stunden ließ das Fieber nach, kam aber hernach wieder mit der vorigen oder mit grösserer Heftigkeit. Während der Remißion befand ich mich in Ansehung des Delirii in einem seltnen Mittelzustand. Meine Einbildung verfertigte zwar keine neue phantastische Bilder, aber die während der Exacerbation verfertigten, hielt sie auch dann für wirkliche Naturdinge, in ihnen lebte und webte meine Seele immer fort. So lebhaft war meine Phantasie bei Verfertigung dieser Bilder, so schwach mein Verstand bei ihrer Erinnrung. Da diese

Bil-

Bilder mich quälten, ſo gab ich mir bei der Remißion oft Mühe, ſie aus meinem Gedächtniſſe zu verbannen, und ſuchte allerhand kindiſche Zerſtreuungen. Einſt ließ ich mir vom Markte ein Regiment hölzerne Soldaten, eine Kegelbahn und dergleichen Spielzeug mehr holen, und mein alter Schwiegervater und meine Geliebte mußten mit mir ſpielen. Mit welchem Gemüthe können Sie ſich leicht vorſtellen. Indeſſen ſobald der Anfall des Fiebers wieder herankam, ſo war meine Stärke die Bilder zu unterdrücken verloſchen; eine Wärme durchdrang meinen ganzen Körper, und auch meine ganze Seele; mein Gehirn ward wieder erleuchtet, und das ganze Schattenſpiel drang ſich mir wieder mit äuſſerſter Lebhaftigkeit auf. Unter den Rezepten dieſes Tages finde ich bloß einen Trank aus dem **Wermuthſalz**. Zu welchem Ende errathe ich nicht. Die Nacht war gräßlich, meine Raſerei war überſchwenglich, noch ſchlimmer aber der folgende Tag, der 28ſte. Die Heftigkeit meiner Raſerei ließ gegen Mittag nach, dagegen verfiel ich in einen Tetanum. Ich war kaum im Stande ein einziges Glied zu bewegen. Ich hatte mein Bewußtſeyn, und wollte gerne mit meinen Aerzten ſprechen, aber meine Zunge war völlig gelähmt. Ich hielt dieſen Zuſtand ganz gewiß für die äuſſerſte Grenze zwiſchen dem Reiche des Lebens und des Todes, und lag ruhig und zufrieden, die erwünſchte Ueberfahrt erwartend. Aus Mangel der Sprache,

ſchrieb



ſchrieb ich meinem Freund W.. in die Hand: Paß. Man konnte Anfangs meinen Gedanken nicht errathen, bis ich durch Mienen es erklärte, daß er mir den Paß unterſchreiben ſollte; wohl verſtanden, dies geſchahe ſcherzweiſe, und aus einer Art von Uebermuth, weil ich mich meinem Ziele ſo nahe fühlte. Dieſer Zuſtand hielt einige Stunden an, und verlor ſich auf den Gebrauch des Weines.

Alles dieſes waren Vorbothen der darauf folgenden Nacht. Es überfiel mich in derſelben eine ungemeine Schwäche, darauf folgten unwillkührliche ſtinkende Stuhlgänge; mein Bewußtſeyn entwich; mein Puls verſchwand; meine Augen verdrehten ſich; ein kalter Schweiß bedeckte mich; ich ſchnarchte, röchelte, las Federn, zupfte an der Bettdecke, war ſteif, ungelenkig: ich befand mich in der wahren Agonie, der Vorſtadt der Zukunft. Meine wachende Freunde waren in der äuſſerſten Beſtürzung, einige liefen zu meinem Arzt S.., um ihn herbei zu rufen. Als ſie ihm aber meinen Zuſtand erzählten, ſo wollte er nicht mehr kommen, er, der ſonſt unverdroſſen Tag und Nacht faſt alle zwei Stunden bei mir war. **Ich kann da nichts mehr machen, die Kunſt iſt da zu Ende, ſagte er, gehn Sie hin zu ſeinem Schwiegervater und laſſen ihn die jüdiſchen Sterbereremonien verrichten;** und ſie gingen und vollführten dieſen Auftrag, es war Nachts um zwei Uhr, kamen bei meinem verehrungs- und

liebens-

liebenswürdigen Alten: „Gehn Sie hin zu ihrem „sterbenden Sohn, und ertheilen ihm Ihren letzten „Seegen, dies ist alles, was Sie der Vater noch „thun können, Sie der Arzt vermögen nichts „mehr.“ Der gute Mann springt aus dem Bette, ziehet sich an, aber auf einmal fiel er hin mit einer Lähmung an der Zunge, und einem Zittren an den Gliedern, ward kalt, und konnte nicht aus der Stelle. Stellen Sie sich, mein Freund! dieses schreckliche Familiengemählde vor, recht lebhaft vor, und begleiten Ihren Gedanken über die Würde der Menschheit dennoch mit keinem Seufzer, über den Werth des Lebens mit keinem Achselzucken, und Sie sind das Ideal von Weltweisen, für dessen Freundschaft ich der Vorsehung nie genug danken kann. Denken Sie sich nemlich, hier einen Vater von sieben Kindern und einer anhangenden Familie, die ganz durch sein Schaffen erhalten wird, plötzlich in Lebensgefahr; um ihn eine schwangere Gattin, deren Herzen, das schon so lange von dem Zustande ihres geliebten Sohns gequält und mürbe worden, nun zwei solche verderbende Schläge zu gleicher Zeit drohn, da einen sterbenden Sohn; um ihn ein liebes jähriges Weib, dessen Wesen ganz mit ihm verwebt ist, das nur in und durch ihn glücklich zu seyn glaubt; eine Mutter, eine Schwester, denken Sie sich dieses, mein Freund!!

S.. ward nunmehr aus dem Bette geholt, nicht mehr zu dem schon aufgegebnen verlornen

Sohn, sondern zum Vater, daß er dem Sohne nicht nacheile. Es wurde ihm zur Ader gelassen, Brechmittel gegeben, und sonstige topische Mittel angewendet, man brachte ihn ins Bette.

Während meiner Agonie, die zwei Stunden dauerte, waren A.. und die übrigen Freunde um mich beschäftigt mich zu erwecken. Man belegte mich von oben bis unten mit Zugpflaster, Meerrettig, Sauerteig u. s. w., ohne daß ich von allem das mindeste fühlte. Endlich ward ich durch eine spanische Fliege, die auf der Stelle einer andern noch nicht zugeheilten von neuem zwischen den Schultern gelegt wurde, zurück in das Getümmel meiner phantastischen Welt gerissen. Ich fing an zu fühlen, zu schlucken, mein Puls hob sich, ich ward warm, bald darauf heiß; ich war wieder da, wo ich ausgegangen war, ich rasete wieder meine vorige Raserei, aber um so heftiger. Mein Arzt kam nun wieder, und fing an, mit doppelten Kräften zu arbeiten. Auf die Nachricht, die man meinem Schwiegervater von meiner Erholung brachte, stellte sich augenblicklich der Gebrauch seiner Sprachwerkzeuge ein. Gottlob! war das erste, was er hervorbrachte. Ein inniglichers, inbrünstigers und vielleicht auch Gott angenehmeres Gottlob ist wohl nie über die Lippen eines Heiligen gekommen, das bin ich überzeugt.

Man reichte mir nunmehro wechselsweise, halbstündlich um halbstündlich die Serpentaria in Sub-

Subſtanz und die China, ſo daß ich von der erſten allein binnen zwei Tage über Zis verſchluckte, dabei auch an ein halb Quentchen Kamphor.

Den 29ſten ging alſo mein Delirium immer ununterbrochen fort. Ich blieb noch immer unter meinen vorigen Phantaſien, nur daß ihre Vorſtellung noch viel lebhafter, und wirklich ſcheinender waren als vorher; ich glaubte noch immer jede Stunde, daß ſie die nächſte zu meinem Ende wäre.

Den Morgenfrüh gleich nach meiner Erwachung aus der Agonie, raſete ich gewaltig, ich jagte A.. und M.., zwei Freunde, (um deren geleiſteten Dienſte einigermaſſen zu erwiedern allein, ich mir jetzo wünſche, ſehr glücklich zu ſeyn) als meine ärgſten Feinde aus der Stube, wollte ſie nie wieder vor Augen haben, und obſchon ich ſie des Abends wieder zu mir kommen ließ, und ſie um Verzeihung bat, ſo jagte ich ſie bei Annehrung der Exacerbation doch wiederum weg, ſo, daß ich ſie bis lange nach meiner Geneſung nicht wieder zu ſehen bekam. Des Abends ward die Idee des Sterbens etwas lebhafter in mir. Ich ſchickte nach M..n, zu welchem Ende weiß ich jetzt nicht mehr ſo recht deutlich; ſo viel ich mich erinnre, war es ein gewiſſes Eitelkeitsgefühl: ich wollte dieſem Manne zeigen, und ihn verſichern, wie ruhig und zufrieden ich die Welt verlaſſe, und daß ich voller Ueberzeugung von einer andern glücklichern Welt, meine Reiſe antrete. Unpäßlichkeit-

halber kam er nicht. Nicht lange hernach schickte ich nach den Aeltesten der Gesellschaft der **Krankenbesucher**, (eine Gesellschaft bei unserer Nation, die ihre Einrichtung und Gesetze vom Throne der Menschheit unmittelbar empfangen zu haben scheint) ich sagte ihnen mit völligem und klarem Bewußtseyn, daß ich meinen baldigen Todt fühlte, jetzo wäre die beste Zeit mich dazu vorzubereiten. Dieß verrichteten diese gute Leute auf die sanfteste und menschenfreundlichste Weise, die ich nie vergessen werde. Sie diktirten mir einige der gewöhnlichsten Beichtformeln, unter beständiger Versicherung, daß ich Gefahrfrey wäre. Dies dauerte ungefähr fünf Minuten, alsdann verabschiedete ich sie, mit der Bitte, daß sie in meinem letzten Augenblicke nicht so viel Weinens und Schreyens an meinem Bette, wie dies gewöhnlich beim Sterbenden geschieht, machen lassen möchten. Sie versprachen es und gingen.

Von diesem Tage an bis zum 3ten Januar ging nichts merkwürdiges vor. Der ganze Zustand der Krankheit blieb derselbe, immerfort schlaflos, immerfort rasen, immerfort zanken und flehn, daß man mich nach meinem Logie, und zwar nach meiner **Lesestube**, wo Wolfs und Neutons Bildnisse hängen, bringen möchte. Meine Aerzte schöpften aus der Dauerhaftigkeit meines Körpers, und aus andern Symptomen einen geringen Grad von Hofnung, aber alles hing nun vom Schlafe ab.

Ohne

Ohne dieſen hätte ich binnen einigen Tagen dennoch darauf gehn müſſen. Meine würdige Schwiegermutter beſtand ſchon einige Tage vorher darauf, daß man meinem Verlangen willfahre, und mich nach meiner Leſeſtube bringe, aber meine Aerzte wollten, aus welchem Grunde weiß ich nicht, es nicht zugeben.

Den 3ten endlich ſetzte ſie es durch. Sie erhielt die Erlaubniß meines Arztes: **weil man nichts mehr zu verlieren hat.** Meine Phantaſie lagerte mich gerade dieſen Tag in der neuen Friedrichsſtraſſe auf irgend einen Boden. Als ich auf mein Bitten, man möchte Kutſch und Pferde holen, um mich nach meiner Leſeſtube zu bringen, von meiner lieben Schwiegermutter die Verſicherung erhielt, daß es binnen einigen Stunden geſchehen wird, ſo war ich auſſer mir, und verſicherte allen: daß ich da ruhig und geſund werde. Und als man mir nach einigen Stunden die Thüre öfnete, und ſagte: ich wäre nahe an meinem verlangten Zimmer, ſo rief ich voller Freude: **nun bedarf es ja nicht einmal der Kutſch und Pferde!**

Des Mittags war meine Leſeſtube erwärmt; ein neues Bett zubereitet, und man brachte mich hinein. Mit dem Augenblick änderte ſich mein ganzes innres Gefühl. Ich lag ungefähr zehn Minuten und auf einmal überfiel mich, zum gröſten Erſtaunen aller, ein ſanfter ruhiger Schlaf, der zwei Stunden anhielt; erwachte darauf einige Mi-

nuten, delirirte sehr wenig, und schlief gleich wieder ein. Und so hielt der Schlaf, nur von einigen Augenblicken Erwachung unterbrochen, bis zum 4ten des Mittags an.

Ich erwachte, und weg war meine Krankheit, da mein völliges Bewußtseyn. Die Freude meiner Aerzte, Freunde, und Familie in diesem Augenblick, können Sie sich leicht vorstellen, oder auch nicht leicht vorstellen. Alles um mich herum war vergnügt und frölich, nur ich war niedergeschlagen, bis auf den höchsten Grad ermattet. Mein ganzes ich war mir nicht fühlbar, beinahe kam es mir vor, daß der Genesene ein ganz andres Subjekt neben mir im Bette wäre. Meine Seele war indessen heiter. Während dieses Schlafs hat die Krankheit die seltenste Metastasis gemacht, die in den Schriften der Aerzte vorkömmt. Ich spürte gleich bei meiner Erwachung, daß mir die ganze innre Höle des Mundes wehe that, und ich nicht schlucken konnte. Und als mein Freund S.. mir im Mund sahe; so fand er mit Erstaunen, daß er ganz nebst dem Zapfen bis tief herunter im Schlunde mit Schwämmen überzogen war, die eine dicke gräuliche Haut bildeten. Er war erfreut über diese Crisis, so sehr ich auch von diesem Zufall gequält wurde. Das Herunterschlucken eines Tropfen Wassers machte mir die gräßlichsten Schmerzen. Nun übernam mein Freund V.. mich, ich wurde Tag und Nacht alle Stunden gepinselt,

pinſelt, geſprützt, gegurgelt mit den ſchärfſten und reizendſten Dingen, bis binnen einer Zeit von zwölf bis funfzehn Tagen die Schwämme ſich verloren, und ich meinen Mund allmälig wieder brauchen konnte.

Dieſes Zufalls ungeachtet fingen meine Körper- und Seelenkräfte an, augenſcheinlich zuzunehmen. Den 7ten brachte man mich auf mein Verlangen auf den Sopha, wo ich wie ein unbeweglicher Knaul eine halbe Stunde da lag; dann wieder ins Bette. Binnen zehn Tagen, da ich an meinen Mund noch ſehr litt, hatte ich ſchon das Vermögen in der Stube herumzuwandlen; den ganzen Tag aufzudauren, und von Morgen bis Abend in abwechſelnden zahlreichen Geſellſchaften von Verwandten, Freunden, Bekannten und Unbekannten vergnügt zuzubringen. Damals erfuhr ich, was ich, wie ich Ihnen bereits geſagt, acht Tage eher, um vieles nicht möchte gewußt haben: die allgemeine aufrichtige Theilnehmung an meinem Zuſtande, die allgemeine Unruhe ſo vieler Bekannten in den Stunden meiner Gefahr, und die Freude über meine Wiederherſtellung. Sie hat mir mehr als einmal Thränen gekoſtet, dieſe herzliche Sympathie. Sie ſetzt Verdienſte und Würdigkeit voraus, deren ich mir nicht bewußt bin, und die zu beſitzen ich wünſche. Allgütiger! welch einen Schatz von Seeligkeit, haſt du mit dem himmliſchen Gefühl der Geſelligkeit in des Menſchen Herz gelegt!

wer ihn nur recht brauchen will diesen Schatz! wer ihn nur recht zu brauchen weiß!

Und dieser angenehmen Empfindung der vielfältigen Theilnehmung, die ich so einige Wochen hintereinander genoß, nicht den leckerbissen und den köstlichen Weinen schreibe ich meine über alle Erwartung schnelle Erholung meiner verlornen Kräfte zu. Ich bin nunmehr schon in der dritten Woche wiederum auf den Beinen, fühle mich stark, besuche meine Kranken, die Funktionen meines Körpers gehn fertiger und richtiger von statten als je zu einer Zeit in meinem Leben. Meine Seelenkräfte sind heiter, und besitzen ihre vorige Spannung wieder; und in Ansehung meines Gemüths, meiner Zufriedenheit, meiner Laune und meiner Gesinnungen gegen Menschen hoffe ich so viel gewonnen zu haben, daß ich um vieles [illegible] diese Krankheit nicht möchte überstanden haben. So treflich, mein Freund! ist der Dinge Zusammenhang, so weise die Verkettung des Guten mit dem Uebel in der Welt eines Schöpfers wie Gott!

Ich schicke Ihnen hier die ersten drei Bogen meines Kompendii von der medicinischen Enciclopädie. Meine Krankheit hat mich an der Fortarbeitung unterbrochen. Ausgangs künftigen Monats setze ich meine Vorlesungen und die Ausarbeitung dieses Werks fort, wiewohl die Anstrengung meiner Kräfte von nun an gewiß mit mehr Schonung geschehn soll.

Leben Sie wohl, mein lieber, seyn Sie vergnügt und zufrieden, und nicht zu voreilig und geschwindschlüßig in Bestimmung Ihrer zukünftigen Umstände aus den gegenwärtigen. Es ist wahr, die Gegenwart geschwängert vom Vergangnen, wird Mutter vom Zukünftigen, aber wissen Sie auch, daß weder das Gebähren noch das Empfangen dieser Mutter auf einmal geschieht; sondern allmälich. Sie empfängt und gebährt ununterbrochen fort, und jede ihrer Früchte wird augenblicklich bei der Entstehung wieder Empfängerinn und Gebährerinn; und daher kann die ganze Frucht von uns Endlichen weder umfaßt, noch vorausgesehn werden. Aber Der sie umfaßt und vorausehn kann, hat sie vorausgesehn und nach eignem Gefallen bestimmt. Und da Er gut und weise ist, zum Besten eines jeden von uns bestimmt.

Fahren Sie fort mich zu lieben, so wie ich Sie von ganzem Herzen liebe.

Marcus Herz.

3.

Sonderbare Handlungsart ohne Bewußtseyn.

Eine Erscheinung sonderbarer Art trug sich zu, von welcher ich mich sehr umständlich und genau zu unterrichten Gelegenheit hatte. Dies war der Fall eines jungen Mädchens in der Nachbarschaft meines Landhauses. Sie war mit einer Krankheit behaftet, die ganz wohl unter dem Namen Louping d. i. hüpfendes Fieber bekannt ist. Es ist nichts anders als eine Art von Raserei, welche die Kranken im Schlafe ergreift, und macht, daß sie springen und rennen, als ob sie besessen wären.

Das Mädchen ward von dieser Krankheit drei Jahr vorher im Frühling angefallen, da sie ohngefähr sechzehn Jahr alt war, und das Uebel dauerte etwas über drei Monate. Der Paroxismus ergrif sie allemal bei Tageszeit, gewöhnlich gegen sieben oder acht Uhr des Morgens, wenn sie schon zwei oder drei Stunden ausser dem Bette gewesen war. Es fing mit einer Schwere des Kopfs und Schläfrigkeit an, die sich in Schlaf endigten, wenigstens in eine Art davon, denn ihre Augen waren fest zugeschlossen.

In diesem Zustande war sie vermögend, mit einer erstaunenswürdigen Behendigkeit auf Tische und Stühle zu springen. Hernach suchte sie auch

wol

wol aus dem Bauerhäuschen, worinn sie mit ihren Aeltern und ihrem Bruder lebte, herauszukommen, und mit größerer Heftigkeit, auch weit schneller, als sie beim Wohlbefinden jemals thun konnte, zu laufen.

Allemal geschah' dies aber mit einer gewissen Richtung nach irgend einem bestimmten Orte in der Nachbarschaft. Oft sagte sie, wenn sie den Paroxismus herannahen fühlte, sie wolle nach diesem Orte gehen. War sie nun an dem Ort ihrer Bestimmung angekommen, und erwachte daselbst noch nicht, so kam sie in derselben sichern Richtung zurück, ob sie sich gleich nicht immer auf der grossen Landstrasse hielt, sondern häufig einen näheren Weg queerfeldein lief.

Freilich hatte sie eben deswegen oft einen sehr rauhen Fußsteig, aber sie fiel ohngeachtet der Heftigkeit, mit welcher sie lief, dennoch niemals. Indessen die ganze Zeit, da sie lief, waren ihre Augen völlig geschlossen, wie ihr Bruder bezeugt, welcher oft mit ihr lief, um Sorge für sie zu tragen, und welcher, obgleich weit älter, stärker und hurtiger, es doch kaum mit ihr aushalten konnte. Wenn sie, vor der Herannäherung des Paroxismus, sagte, nach welchem Orte sie zu wollte, pflegte sie dabei zu erzählen, es habe sie die Nacht vorher geträumt, sie solle dahin laufen; und ohngeachtet man ihr zuweilen von irgend einem bestimmten Orte abrieth, als von meinem Hause zum Exempel, wo die Hunde

sie beissen könnten, behauptete sie, sie wolle den Weg laufen und keinen andern.

Wenn sie erwachte, und von ihrem Wahnwitze befreit war, fühlte sie sich sehr schwach; aber bald kam sie wieder zu Kräften, und befand sich um nichts schlimmer; im Gegentheil, hatte man sie im Laufen gehindert, so war sie um ein großes kränker. War sie nun zu sich selbst gekommen, so hatte sie nicht die geringste Erinnerung von dem, was sich während ihres Schlafes zugetragen hatte. Manchmal pflegte sie auch wohl auf dem obern Rande der irdenen Mauer herumzulaufen, die ihres Vaters kleinen Garten umgab, und, obgleich die Mauer eine unregelmäßige Figur hatte, auch oben sehr schmal war, fiel sie doch nie herunter, noch von der Spitze des Hauses, wohinauf sie sich zuweilen mit Hülfe dieser Mauer half, ohne daß sich ihre Augen auch dabei im geringsten eröfneten.

Einige Zeit, ehe die Krankheit sie verließ, träumte sie, wie sie erzählte, das Wasser eines benachbarten Brunnens, genannt Tropfbrunnen, werde sie heilen. Dem zu folge trank sie in reichem Maaße davon, sowol ausser als während des Paroxismus. Einsmals in demselben äusserte sie durch Zeichen eine heftige Begierde davon zu trinken, (denn in dem Anfall sprach sie nicht deutlich genug, um verstanden zu werden.) Und, da man ihr anderes Wasser brachte, ließ sie es sich nicht nahe kom-

kommen, sondern stieß es mit Zeichen von großem Abscheu von sich.

Hingegen da man ihr Wasser aus diesem Brunnen brachte, trank sie's sehr gierig mit immer verschlossenen Augen. Vor ihrem letzten Paroxismus, sagte sie, nun habe sie gerade noch drei Sprünge zu machen und dann wolle sie weiter weder springen noch laufen. Dem zu folge, nachdem sie in ihren gewöhnlichen Schlaf gefallen war, sprang sie auf das Gesimse des Kamins, und wieder herunter. Dies that sie dreimal, und hielt darauf ihr Wort, und sprang niemals weiter.

Jetzt ist sie vollkommen gesund. Diese Nachricht bekam ich von dem Vater, der Mutter, dem Bruder, die ich jeden insbesondere und alle zusammen ausfragte, und ebenfalls von dem Mädchen selbst, in so weit sie sich der Sache erinnern konnte. Denn, wie ich gesagt habe, hatte sie keine Erinnerung von allem, was sich während ihres Paroxismus zugetragen.

Dagegen besann sie sich auf alles, was ausser demselben vorging, und besonders auf ihre Träume. Sie sagte mir, sie schlafe des Nachts sehr gut, habe einen guten Appetit, und befinde sich in jeder Rücksicht wohl, bis der Paroxismus sie anfalle.

Es fing, sagte sie, bei den Füssen an, und kroch gleich einer allmäligen Erkältung und Taubheit

heit immer höher und höher, bis es zum Herzen kam, worauf sie weiter kein Gefühl von dem Zustande hatte, in dem sie sich befand.

Aus dem Engl. des Lord Monboddo übersezt von G. L. Spalding.

4.

Hat die Seele ein Vorhersehungsvermögen?

Königsberg den 18ten März 1783.

Als ich vor einiger Zeit das erste Stück Ihres Magazins zur Erfahrungsseelenkunde zu lesen bekam, war mir eben ein Vorfall begegnet, den ich Ihnen sogleich als einen Beitrag zu dem psychologischen Problem: ob die Seele (wenigstens hie und da irgend eine und die andre) ein Vorhersehungsvermögen habe, zuzuschicken mir vornahm.

Ich war nehmlich vor einigen Wochen zu einer hiesigen Kaufmannsfrau, Namens Krausin, im Löbnicht wohnhaft, gerufen worden, die nicht lange zuvor niedergekommen war, und mich jezt in ihrer Krankheit, wegen einiger Gewissensangelegenheiten zu sprechen verlangte. Bei dieser Frau hatte sich im vorigen Jahr 1782 im Monath Januar der Umstand ereignet, daß eines ihrer Kinder gestorben war, welches sie ungemein zärtlich liebte. Schon damals

damals hatte sie gesagt, daß sie dies Kind nicht lange überleben würde. Aufs folgende Jahr würde sie im Monath Januar wieder entbunden werden und in diesen Sechswochen würde sie sterben.

Ihr Mann, ein sehr vernünftiger Mann, der sie zugleich ungemein zärtlich liebte, stellte ihrem Vorgeben mancherlei Gründe entgegen, wie niemand sein Ende wissen könne, und sich nicht vor der Zeit unnöthigen Kummer machen müsse u. d. m., allein man konnte ihr diese Meinung nicht aus dem Sinne reden — Genug sie fühlte sich einige Monathe darauf würklich in andern Umständen und dachte also auch desto lebhafter an ihr Ende.

Sehr oft fand ihr Mann, wenn er von seinen Geschäften nach Hause kam, sie in Sterbensbetrachtungen vertieft, sehr oft auch in vielen Thränen, die sie jedoch nicht eigentlich wegen ihres, wie sie glaubte, bevorstehenden Todes willen vergoß, sondern vielmehr um einiger Gewissensangelegenheiten willen, die ihr beständigen Kummer verursachten.

Sie ward hierauf würklich im vergangnen Monath Januar gerade zu derselben Zeit, ja an diesem Tage entbunden, an welchem ihr Kind voriges Jahr gestorben war — Doch lebte dies Kind auch nur einige Wochen, worüber sich indeß die Mutter gar nicht betrübte, weil es ihrem Manne, wie sie sagte, nur eine desto größre Last seyn würde. Uebrigens war die Geburt, wenn auch schwer, doch glücklich

lich vorübergegangen und schien nirgend etwas von einer Gefahr zu befürchten zu seyn. Indessen fand sich ein Geschwür am Unterleibe, welches der Arzt für eine Drüse hielt, wo sich die Milch hingezogen und verhärtet hätte, wobei sie die erstaunlichsten Schmerzen empfand.

Ihr Mann, mit dem ich mich vorher unterredet, eh' ich ins Krankenzimmer trat, hatte mir alle diese vorher angezeigten Umstände entdeckt, die mir aber zum Theil schon bekannt waren, da sie zu unsrer Gemeinde gehörte. Nach mancherlei Gesprächen über ihren Seelenzustand, wo sie, nachdem sie jedermann hinauszugehen ersucht hatte, alle ihre Gewissensangelegenheiten und Zweifel entdeckt, lenkte ich denn auch die Unterredung auf die vorhererwehnte Materie, wünschte aber zugleich, daß Gott ihr bald an Leib und Seele helfen wolle.

Hier indeß versicherte sie mich, daß sie gewiß sterben werde, und da ich sie näher um die Gründe, die sie davon hätte, befrug, antwortete sie mir: daß sie zwar nicht sagen könnte, woher sie es eigentlich wisse, doch aber sei ihr das gar wohl erinnerlich, daß schon an dem Sterbenstage ihres vorigen Kindes, welches nun ein Jahr sei, dieser Gedanke ihr sehr lebhaft geworden wäre. Bei diesen Gedanken blieb sie auch beständig, obgleich der Arzt ihr jetzt noch immer alle Hofnung der Genesung

ſung gab und zu ihrer Hülfe nicht das geringſte verſäumt wurde.

Bisweilen wünſchte ſie wohl um ihrer Kinder und ihres Mannes willen noch zu leben, ſchien es auch, wegen der guten Vertröſtungen, die man ihr gab, zu hoffen, allein ſie kehrte immer gar bald wieder zu ihrer vorigen Meinung zurück, und da einſt ihre Kinder vor ihrem Bette ſtunden und ſie in ihrer Unſchuld baten, ſie möchte doch nicht ſterben, nahm ſie das älteſte bei der Hand und ſagte ſehr lebhaft: „Ja ſterben werde und muß „ich, meine guten Kinder, aber ihr behaltet einen „guten Vater, der für euch ſorgen wird, dem fol„get allezeit.“ Sie ſtarb auch wirklich den 8ten Februar, nachdem ſich zuvor der Brand in den Eingeweiden gefunden hatte.

Sie war übrigens eine Perſon von einem **ſehr lebhaften Temperament** und **feuriger Einbildungskraft**, ſchien einen ſehr feinen Nervenbau zu haben, mithin ſehr empfindſam, ungemein biegſam und weich, und von ſehr zärtlichem Gewiſſen. Ich habe das faſt bei allen denen gefunden, die mit ihr ähnliche Vorfälle gehabt, und dies oder jenes vorausgeſehn oder wenigſtens vorausſehen zu können geglaubt haben.

Sie ſtarb indeß nicht eher, als bis ſie ihrer Zweifel wegen hinreichend beruhigt war, welches

ich immer bei denjenigen wahrgenommen, die in der Art und in dem Grade nach Vergebung und Gnade dürsteten, wie ich es bei ihr gefunden habe. Ich bin u. s. w.

G. E. S. Hennig,
Königl. Kirchenrath und Pfarrer im Löbnicht zu Königsberg.

5.

Erinnerungen aus den ersten Jahren der Kindheit.

Hier haben Sie eine Parallele zu Ihren Erinnerungen aus den ersten Jahren der Kindheit (Erstes St. Seite 65). Meine Erinnerungen gehn zwar nicht so weit zurück als die Ihrigen, nur bis in mein drittes Jahr; vielleicht aber sind sie doch nicht ganz unwichtig, da sich zwischen Ihren und meinen ein sehr merklicher Unterschied findet.

Vielleicht gewinnt die Seelenlehre durch die Beobachtung ganz gewöhnlicher Wirkungen unserer Seele, die jeder bey sich selbst und bey andern leicht anstellen und prüfen kann, eben so viel, oder mehr, als durch die Bemerkung ausserordentlicher Erscheinungen, die zwar oft eine ganz neue und unerwartete Aussicht eröfnen, aber theils nicht selten zweifelhaft

felhaft sind, theils sich nicht wiederhohlen lassen, so daß man meistentheils die gefundne Spur nicht weit verfolgen kann.

Die Erinnerungen aus meiner Kindheit, von denen ich hier reden will, schränken sich auf die ersten vier Jahre meines Lebens oder vielmehr nur auf das dritte und vierte ein, denn von den beyden ersten ist alle Erinnerung verschwunden. Meine Eltern wohnten damals auf dem Lande. Ihr nachheriger Auffenthalt war zwar nur eine Meile von dem vorigen entfernt, ich bin aber dennoch seitdem nie wieder in meinen Geburtsort gekommen. Gleichwohl schwebt mir das Bild desselben noch so lebhaft, so bestimmt vor Augen, als wenn ich ihn erst vor wenigen Jahren verlassen hätte.

Der Ort war ein bloßer Flecken von vier bewohnten Häusern mit Nebengebäuden und einer Kirche, von denen allen ich noch ziemlich bestimmte Vorstellungen habe. Besonders aber erinnere ich mich der Wohnung meiner Eltern, aller Stuben, Kammern, der Küche, des Kellers, u. s. f. aller Nebengebäude, des Hofes, der Gärten so deutlich und mit so vielen kleinen, unbedeutenden Umständen, daß ich mir getraue von jedem Theil derselben eine ganz bestimmte Zeichnung zu entwerfen.

Alle diese Erinnerungen aber müssen nothwendig **unmittelbare** Erinnerungen seyn, da sie lauter solche Gegenstände betreffen, von denen man durch Beschreibungen und Erzählungen keine be-

ſtimmte Vorſtellungen erhalten kann. Ich gebe gerne zu, daß ſich in dieſe Erinnerungen wohl manches falſche mag eingeſchlichen haben. Die Einbildungskraft iſt nur gar zu bereitwillig, unvollſtändige Bilder auszumahlen, ja ich habe ſogar öfters bemerkt, daß Vorſtellungen von ſolchen Gegenſtänden, die ich nur kurze Zeit betrachtet hatte, und denn ein Jahr lang, oder länger nicht wiederſah, ſich faſt ganz verändert, und ihre erſte Wahrheit verloren hatten.

Ich habe aber Grund zu glauben, daß es mit den Erinnerungen aus meiner Kindheit nicht ſo gegangen iſt. Es haben mich öfters Augenzeugen, denen ich ſie erzählte, von ihrer Richtigkeit verſichert. Ja ich habe mich einigermaßen ſelbſt durch den Augenſchein davon überzeugt, indem ich vor wenig Jahren von einem Berge bey Saalfeld, meinen Geburtsort, der noch etwas über eine halbe Meile entfernt war, durch einen Tubus geſehen habe. Ich fand alles, ſo viel ich ſehen konnte, ſo, wie ich mir's vorſtellte, bis auf die **Farbe** des Wohnhauſes, die aber in zwanzig Jahren wohl verändert ſeyn konnte. Doch könnte dieſes auch wohl einen andern Grund haben, den ich weiter unten angeben will.

Ob meine Vorſtellung von der abſoluten und verhältnißmäßigen **Größe** der Gebäude richtig wäre, konnte ich in der Entfernung ſo genau nicht entſcheiden, doch ſchloß ich aus verſchiedenen Umſtän-

den

den und Vergleichungen, daß ich mir alles zu groß vorgestellt hatte. Das kann auch nicht anders seyn.

Der Maaßstab, nach dem sich die Vorstellungen körperlicher Größen bilden, ist unser eigener Körper, je kleiner dieser ist, um desto größer müssen uns alle Gegenstände vorkommen.

So wie wir größer werden verkleinern sich zwar allmälig die Vorstellungen von der Größe der uns umgebenden Gegenstände, und selbst von denen, deren wir uns nur erinnern, (denn sonst müßten alle unsere Erinnerungen aus dem kindischen Alter Riesengestalten seyn): aber gewöhnlich verkleinern wir die letztern doch nicht so sehr, daß sie mit denen uns umgebenden Körpern in gleiches Verhältniß kämen.

Ich glaube, es wird nicht leicht jemand seyn, der nicht die Beobachtung gemacht hätte, daß wenn man in den Jahren des Wachsthums, nach einer langen Abwesenheit, an einen Ort zurückkommt, man die Fenster, Thüren, Tische und alle Gegenstände immer kleiner findet, als sie in der Erinnerung waren. Wie oft hört man sagen: „als ich „noch in den untern Klassen der Schule war, saßen „ganz andere Leute als jetzt in der obersten Klasse“.

Was mir am merkwürdigsten bey den Erinnerungen aus meiner Kindheit vorkommt, ist dieses: daß überall die Vorstellungen von **Figuren** und **Gestalten** sich unauslöschlich eingeprägt haben, die Erinnerungen an **Farben** aber so dunkel und unge-

wiß sind, daß sie sich fast gar nicht fixirt zu haben scheinen. Ich kann schlechterdings nicht mit Gewißheit sagen, welche Farbe die Thür unserer Wohnstube hatte, ich bin gänzlich ungewiß, ob die Wände der Stube weiß, oder, wie es dort auf dem Lande sehr gewöhnlich ist, mit Brettern ausgeschlagen waren. Nur dunkel erinnere ich mich eines weissen Anzugs, den ich trug.

Von welcher Farbe die häußliche Kleidung meiner Eltern, Geschwister, und anderer Leute im Hause war, erinnere ich mich gar nicht.

In meinem dritten Jahr zog ein Theil der Reichsarmee nach der Schlacht bei Roßbach bei meinem Geburtsort vorbey; ich scheine mich noch sehr deutlich zu erinnern, daß ich mit meinen Geschwistern vor der Thür unsers Hofes stand, und den Zug mit ansah, aber die Farben ihrer Uniform sind gänzlich verschwunden. (Dieß ist, so viel ich weiß, meine frühste Erinnerung.)

Weiß und schwarz scheint sich noch am stärksten eingeprägt zu haben, so erinnere ich mich sehr deutlich, einer Kuh, der ich besonders gewogen war, mit einem weissen Fleck auf der Stirne; eines schwarzen Hundes; der weissen Tücher, die die Bauerweiber nach dortiger Landesart, statt Mäntel, umhatten, wenn sie aus den eingepfarrten Dörfern zur Kirche kamen, u. d. gl. m. Ueber diese Beobachtungen will ich noch einige Anmerkungen machen.

Ich

Ich habe von meiner ersten Kindheit an, ein schlechtes Gesicht gehabt, und ehemals noch im höhern Grad als jetzt; denn ich erinnere mich, daß ich in meinem sechsten und siebenten Jahr nicht zwey Buchstaben in der hallischen kleinen Bibel deutlich unterscheiden konnte, die ich doch jetzt, obgleich nicht ohne alle Anstrengung deutlich genug erkenne.

Auf diese Unvollkommenheit meines Gesichts würde ich die ganze Schuld der bemerkten Unvollkommenheit meiner Erinnerungen schieben, wenn mir nicht jene und anderer Erfahrungen, die ich gemacht habe, bei einer genauern Prüfung die sonderbarscheinende Behauptung abnöthigen: **daß es bei Fixirung sinnlicher Vorstellungen nicht auf die Lebhaftigkeit des sinnlichen Eindrucks, nicht auf die innere Deutlichkeit der Vorstellungen ankömmt, und daß Lebhaftigkeit und Deutlichkeit höchstens nur mitwirkende Ursachen sind.** Ich will damit nicht läugnen, daß beide unsern Vorstellungen **einige** Dauerhaftigkeit geben, dieß zeigen tausend Erfahrungen: aber jene **unauslöschlichen** Eindrücke, von denen ich rede, bringen sie nicht hervor. Die erste Ursache von diesen muß tiefer liegen, es sey nun in der Organisation des Gehirns, oder in der innersten Anlage der Seelenkräfte. Meine Gründe sind folgende:

Ich habe so viele Versuche und Beobachtungen mit meinen Augen gemacht, daß ich den Grund ihrer Unvollkommenheit mit vieler Zuverläßigkeit

angeben zu können glaube. Meine Augennerven haben keine geringere, ſondern eher eine ſtärkere Empfindlichkeit, als bei andern; denn im Dunkeln ſehe ich ſo gut, oder beſſer als viele andere.

Aber der Bau der innern Theile, beſonders der Kriſtalllinſe, iſt vermuthlich fehlerhaft; es würde aber zu weitläuftig ſeyn, wenn ich meine Gründe, unter nähern Beſtimmungen hier auseinander ſetzen wollte. Es wird zu gegenwärtiger Unterſuchung hinlänglich ſeyn, wenn ich bemerke, daß es den Bildern in meinem Auge an Schärfe und beſtimmten Gränzen fehlt; beſonders ſehe ich eine ſenkrecht vor mir ſtehende Linie ſo undeutlich, daß ſie faſt einem Strich gleicht, den man mit ſehr flüßiger Tinte auf Löſchpapier macht, überdem weiß ich aus Gründen und Erfahrungen, daß mir die Breite der Gegenſtände in Vergleichung mit ihrer Höhe etwas zu groß erſcheint.

Hieraus folgt nun, daß die Eindrücke der **Farben** bei mir ſehr **lebhaft**, die ſinnlichen Vorſtellungen von **Figur und Umriß** aber nicht nur ſehr **undeutlich** und **unbeſtimmt**, ſondern ſogar unrichtig ſind. Hält man dieſes gegen das vorige, ſo iſt unleugbar, daß, bei mir wenigſtens, weder Lebhaftigkeit noch Deutlichkeit der Vorſtellungen die Urſache war, warum ſich gewiſſe Arten derſelben ſo feſt einprägten. Daß ich mich in dieſem Urtheil nicht irre, zeigen mir noch andere Erfahrungen.

Die

Die Eindrücke der gröbern Sinne ſind unſtreitig weit lebhafter und ſtärker, als die Empfindungen des Auges. Gleichwohl kann ich mich ſehr weniger Empfindungen des Ohres, und gar keiner von den übrigen Sinnen aus meiner Kindheit erinnern. Keines einzigen Nahmens von Leuten, die ich in meiner Kindheit gekannt, erinnere ich mich unmittelbar. Doch beſinne ich mich noch ziemlich deutlich auf die willkührlichen Unterſcheidungsbenennungen, die die einzelnen Stuben und Kammern des Hauſes und andere Theile der Gebäude hatten. Auch ſcheinen mir die Namen von ein paar eingepfarrten Dörfern, aus unmittelbarer Erinnerung noch im Gedächtniß zu ſeyn. Des Blöckens der Kühe, die einmal durch einquartierte Artillerie-Pferde aus ihren Ställen vertrieben wurden, und bei rauher Witterung unter freiem Himmel bleiben mußten, erinnere ich mich noch ſehr lebhaft.

Von andern Leuten habe ich gehört, daß die Muſik in meiner Kindheit viel anziehendes für mich gehabt, daß ich Melodien gelernt, ehe ich vernehmlich reden konnte, aber aus eigener Erinnerung weiß ich nichts davon. Und doch haben die Empfindungen des Gehörs noch einen ziemlichen Grad von innerer Klarheit, oder Deutlichkeit, und bei mir vielleicht mehr als die Empfindungen des Auges.

Der Grund, warum nur eine Gattung von Vorſtellungen bei mir hängen geblieben, alle übrige,

aber faſt gänzlich verloſchen ſind, iſt alſo gewiß weder Lebhaftigkeit noch Deutlichkeit derſelben.

Was ich übrigens über den wahren Grund dieſer Erſcheinungen bei weiterem Nachdenken gefunden habe, befriedigt mich nicht völlig. Am allerwenigſten will ich wagen, das Geſetz, nach welchem ſich überhaupt die Vorſtellungen fixiren, in ſeinem ganzen Umfang zu beſtimmen. Vielleicht dürfte es ſo ganz einfach nicht ſeyn. Ich will indeſſen meine Gedanken, ſo unvollkommen ſie ſind, niederſchreiben.

Alles, was die mir noch gegenwärtigen Erinnerungen aus meiner Kindheit gemein haben, läuft auf folgende zwei Punkte hinaus.

Erſtlich. Die meiſten derſelben betreffen Gegenſtände, die **lange** und **anhaltend** auf meine Sinne würkten. Allein dieſer Umſtand erklärt doch im Grunde wenig oder nichts, weil unzählige andere Eindrücke, die eben ſo lange und anhaltend, und vielleicht mit größerer Stärke auf mich würkten, gänzlich verſchwunden ſind. **Die längere Dauer, und öftere Wiederhohlung eines Eindrucks, kann alſo auch nichts weiter, als höchſtens nur mitwirkende Urſache ſeyn.**

Zweitens. Von allen Vorſtellungen und Empfindungen meiner Kindheit, ſcheint faſt, bloß das **meßbare**, ſo weit es durchs Auge empfunden wird, bei mir ſich fixirt zu haben. Und vielleicht führt dieſe Bemerkung etwas weiter als die erſte.

So

So weit ich in meine Kindheit und Jugend zurückdenken kann, finde ich in der Wirksamkeit meiner Seele einen ganz eigenen Hang zum Messen, und ein besonderes Wohlgefallen an Ebenmaaß. Ich entdecke diesen Hang selbst schon in den Spielen meiner Kindheit, so weit ich mich ihrer erinnere

Unter andern spielte ich sehr gerne mit hölzernen Stäbchen, die ich in regelmäßige Figuren zusammenlegte, allerlei daraus bauete, schnitzte u. d. gl. m. Man hat mir öfters erzählt, daß ich in meiner ersten Kindheit (höchstens im vierten Jahre) einmal eine Frage gethan, die mir sonderbar vorkommt. Ich mochte etwa drei oder vier Thürme in meinem Leben gesehen haben, und fragte jemanden, der mit mir aus dem Fenster nach einem Thurm sahe, sehr bedächtlich: ob denn alle Thürme in der Welt auch so hoch wären?

Der zu frühe Tod meines Vaters, der eine starke Vorliebe zur Mathematik, und nicht gemeine Kenntnisse darinn hatte, entzog mir einen frühzeitigen Unterricht in der Meßkunst. Vielleicht hätte ich schon in der Kindheit schnelle Fortschritte darinn gemacht.

In meinem achten oder neunten Jahr gerieth ich zum erstenmal über ein eigentlich mathematisches Buch, und noch jetzt ist mir die Erinnerung angenehm, wie begierig ich es für mich durchstudierte.

Schade

Schade nur, daß mich der Zufall auf ein sehr unvollkommnes geleitet hatte. Es war Hedrichs Anleitung zu den mathematischen Wissenschaften. Doch sammelte ich mir daraus allerlei historische Kenntnisse von mathematischen Dingen, besonders von der Astronomie, lernte Sonnenuhren machen, freilich nur mechanisch, und andere dergleichen Dinge. Und eben dieselbe Vorliebe zur Mathematik und ihren Anwendungen ist noch jetzt bei mir überwiegend, und wird es wohl immer bleiben.

Mich dünkt dieser schon in der frühsten Kindheit sich äussernde Hang, setzt unleugbar eine ganz eigene innere Stimmung der Seele voraus, die sie nicht erst durch äussere Umstände und sinnliche Eindrücke erhielt, d. h. **irgend eine nicht von aussen, sondern durch innere Anlagen mehr oder weniger bestimmte Richtung der Seelenthätigkeit.** Die allgemeine Erfahrung, daß jedes Kind in seinen Handlungen schon etwas unterscheidendes hat, zeigt, daß bei jedem Kinde so etwas statt finden müsse.

Und nirgends anders als in dieser Stimmung der Seele ist wohl der Grund zu suchen, warum gewisse Vorstellungen aus der Kindheit so fest haften, andere wieder verschwinden. Wo ich nicht irre, so kann eine Vorstellung bei einem mäßigen Grad von Lebhaftigkeit und innerer Klarheit, wenn der Eindruck nur nicht zu schnell vorübergehend ist, sich unauslöschlich ein-

prägen, wenn er mit dieſer Stimmung der Seele harmonirt.

Daß übrigens dieſe meine Auflöſung ihre Unvollkommenheiten hat, ſehe ich ſehr deutlich ein, und zwar aus folgenden beiden Gründen.

1) Ich halte ſie nicht für unrichtig, aber ſie erſchöpft die Sache nicht. Manches, deſſen ich mich aus der Kindheit erinnere, läßt ſich aus dem angegebenen Grunde nicht erklären.

2) Der Begrif, einer beſondern Richtung der Seelenthätigkeit, iſt höchſtens **klar**, aber nichts weniger als **deutlich**. Ich wenigſtens getraue mich nicht, ihn metaphyſiſch bis in ſeine erſten Beſtandtheile aufzulöſen und zu entwickeln.

Wie ſehr würde ich mich freuen, wenn mein Verſuch über dieſen für die Seelenlehre und praktiſche Erziehungswiſſenſchaft gewiß ſehr wichtigen Gegenſtand für andere Beobachter der menſchlichen Seele eine Gelegenheit würde, dieſe Materie genauer und beſſer, als es meine Kräfte erlauben, zu unterſuchen.

Fiſcher.

6.

Die Hähniſche Litteralmethode.

Bei einer öffentlichen Prüfung fragte der Lehrer nach dieſer Methode:

Was iſt bei der chriſtlichen Lehre zu merken?

Antw. Erſtens die **Benennung.**

Dies wurde von einem jeden langſam und deutlich ausgeſprochen, und nachdem alle fertig waren, an die Tafel gezeichnet **d. B.**

Zweitens die **Beſchreibung**

welches nun eben ſo wie das erſte von einem jeden ausgeſprochen, und alsdann an die Tafel die Buchſtaben d. B. ſ. gezeichnet wurden.

Indem nun die Kinder nach den Buchſtaben auf der Tafel ſahen, wurde das Ganze noch einmal durch jeden einzelnen wiederhohlt.

Nun folgte die Frage:

Welches iſt die **Beſchreibung?** (der chriſtlichen Lehre.)

Antw. **Sie iſt eine Sammlung —**

Alle wiederhohlten dies nacheinander, und dann wurden an der Tafel die Buchſtaben ſ. i. e. S. vorgezeichnet, und ſo die ganze Definition erſt ſtückweiſe von allen hergeſagt, die Anfangsbuchſtaben jedes Worts auf die Tafel gebracht, und endlich das Ganze nochmals theilweiſe von allen wiederhohlt. —

Man

Man gab dem Lehrer zu erkennen, daß dies mehr eine Uebung des Gedächtnisses, als im Denken sey, und man sich von dem letztern auch eine Probe ausbitte. Worauf er denn die Schriftstelle Joh. 5. v. 25-29 wieder von allen von Komma zu Komma hersagen ließ, die Anfangsbuchstaben an die Tafel schrieb, und es gerade so wie vorher machte.

Auf eben die Art wurden auch die übrigen Wissenschaften vorgetragen, und dem Gedächtniß eingezwängt.

Es ist schon schlimm genug, wenn die Seele bloße Worte als Zeichen von Gedanken, ohne irgend einen Gedanken selbst, zu fassen gewöhnt wird, noch schlimmer, wenn sie sich, wie hier, sogar an einzelnen Buchstaben als Zeichen von den Zeichen der Zeichen soll begnügen lernen. Welch ein Schatten von vernünftiger Idee kann da noch wohl übrig bleiben?

Es wäre wohl der Mühe werth zu beobachten, in wie fern eine solche entsetzlich einseitige Bearbeitung einer so untergeordneten Seelenkraft, als das Gedächtniß ist, den menschlichen Verstand verrücken könne, wenn er nicht durch anderweitige zufällige Bildung noch immer aufrecht erhalten, und wieder zurecht geschoben würde?

t. f. m.

7.

Folgende beide Briefe sind mir von einem verehrungswürdigen Manne, der den Verfasser derselben persönlich kannte, im Original mitgetheilt. Bei alle dem Unsinn, welcher darinn herrscht, werden sie demohngeachtet dem Kenner und Beobachter der menschlichen Seele nicht ganz unwichtig seyn. Sie sind beide, wie man siehet, über einerlei Gegenstand, der erste im Anfange der Verrückung, und der andere einige Zeit nachher, geschrieben, da nur noch wenige Spuren von Zusammenhang in den Gedanken zu bemerken sind. In dem ersten Briefe ist der Ausdruck gleichsam schon gelähmt; ein paar Perioden lang bleibt noch Sinn in den Worten, am Ende derselben aber verliert er sich plötzlich, indem oft ein ganz fremdes Wort die Stelle des dahin gehörigen ersetzen muß.

Der zweite Brief, welcher nicht gar lange nach dem ersten geschrieben ist, zeigt, wie sehr die Verrückung in dieser kurzen Zeit zugenommen habe. Der Faden der Gedanken, die sich immer um einen Gegenstand zu drehen scheinen, reißt alle Augenblick, und hält keinen einzigen Perioden mehr aus. Wer weiß, ob bei dieser Lähmung des Ausdrucks nicht auch völliges Bewußtseyn dieses Zustandes statt fand?

I.

Insonders hochgeehrte Frau Schwester,

Der unvermuthete Todes-Fall des Herrn Bruders vor ganz kurtzer Zeit durch den auch allzufrühen Abgang von dieser Welt abgefordert: Dero einzigen herzlich geliebten Jungfer Muhme sind heimgesucht worden, hat mich desto mehr bestürzet und erschrecket, je näher so wohl das Geblüt, als die Freundschaft und Zuneigung mit meinen hochgeehrten Herrn Bruder mich verhauen *) Mache demnach meiner Schuldigkeit zu Folge meine betrübte Kondolenz hiedurch ab, dabey gestehe gern, daß mein hochgeehrter Herr Vetter ziemliche Ursache hat, der Traurigkeit bey so schmerzlichen Verlust nachzuhängen, da gewiß nach dem Zeugniß aller, welche die Selige und in Gottruhende gekennet, dieselbe eine recht fromme und tugendhafte Jungfer Muhme sowohl als auch eingebüßet und verlohren haben. Hiernächst fasset ein jeder zu dero Christlichen Gelassenheit das gute Vertrauen, es werden mein Hochgeehrter Herr in solchem Leidwesen sich gebührend zu auch einen zu wissen, und zuförderst erwegen, daß es Gott der Allerhöchste sey, so die selige Herr zu sich genommen, und dessen allein weiser Schluß es mit den Seinigen niemahls auch ein solcher meinet. Und da auch desselben Güte meinen hochgeehrten Herrn

*) verbinden war ausgestrichen.

Herrn Bruder zwei Söhnlein nebſt dero Frau Mutter, mein auf ein ſolcher liebſte Jungfer Muhme gelaſſen, ſo wollten Sie zu jener Auferziehung Dero Geſundheit ſchonen, und ſich nicht vor der Zeit durch unmäßigen Gram ihnen allen entziehen. Indem ein jeder dafür hält, daß es beſſer ein Kind, als die Eltern einbüßen abſonderlich da noch einige ungezogene Kinder vorhanden. Ich wünſche von Grund der Seelen, daß zu deren Wohlfahrt die Göttliche Allmacht meinen hochgeehrten Herrn Vetter und Jungfer Muhme noch lange Zeiten bei guter Geſundheit, und allem Wohlſeyn erhalten wolte, und nebſt Bezeugung aller Gefliſſenheit verbleibe

Meiner Hochgeehrten Frau Schweſter

p. ſ. unſer ganzes Hauß, und Familie Empfehlung zu machen denn ich verharre

ergebenſter Bruder.

2.

Hertzlichſte Frau Schweſter

Derohalben die angenehmen an ihre Zuſchreiben in dieſer Zeit da man ein für allen ſehrer mögen ich haben als auch ein ſolcher wiſſen gehöret haben in deſſen ihre Todfall erzeichtich getröſten laſſen, ich wünſche von ganzen Hertzen ein die Zeit aller ſehrer Vorſatz in dieſer Verluſt vor aller ſehrer an dieſer in die Frau Schweſter ihre Frau Muhme ich kann ſicher glauben, daß ſie großer Schmertzen empfunden haben, abgefordert, ich wünſche daß ihre Traurigkeit

rigkeit verwahr lassen sich selbst ihre gutes Muthes zu seyn; Ich muß aber zwar an ihre gesund, und ihre kleine Familie noch lange leben, ich erkenne die Frau Schwester in sondern Vorsatz ihre tröst, und aller gütig laß uns trost zu; seyn, und gütig gute Freunde, und hat sie viele gutes Muths, daß sie ihre abgegangen sind, ich erkenne Frau Muhme noch mehr zu denken aber zwar sich selbst unterlassen ihre die Frau Schwester soll großer Freunde seyn; vor aller möglich, und vergnügt sich selbst als ein solcher schicket in dieser Zeit auch aller möglich geschlecht müßen; Ob zwar in dieser Zeit weil ich aber in dieser gesund, und Vorsatz gewesen seyn untereinander aus eine sehrer Freunde indessen vergnügt, und Vorsatz sich werden bald nicht leben ich erkenne sich zwar in aller mögen ich finde sie recht wohl ich bin gutes muths sich selbst sehrer angenehmen Freunde, und vergnügt an dieser aller Ort; Ich wünsche von ganzen Herzen die Frau Schwester ferner ihre gesund, und aller möglich gewesen sind als ein solcher vergnügt, und aller Vorsatz großer Freunde an sich selbst ihre gefristet zu lassen haben, so haben wir indeßen vor aller möglich, und Vorsatz sicher zu seyn; Ob ich zwar die angenehme Zeit sich selbst ander möglich, und gütig Zeit zu lassen. Unsern ganzen Hauß Empfehlung zu machen Der ich bin ganz Gehorsamste Freundschaft aus

Dero

gehorsamsten Bruder.

8.

Willensfreiheit.

Ich ſtand verſchiedenemal auf einem hohen Thurme, wo mir das Geländer bis an die Bruſt ging, und ich alſo vor dem Herunterſtürzen völlig geſichert war: demohngeachtet aber fiel mir plötzlich ein ſchrecklicher Gedanke ein: wie wenn ich mich nothwendig gedrungen fühlte, oben auf den Rand des Geländers zu ſteigen, und ſo herunterzuſpringen!

Es wurde weiter nichts erfordert, als mein Wille, dieß Vorhaben nicht ins Werk zu richten, und doch erfüllte mich dieſer Gedanke mit Schaudern und Entſetzen, es war, als ob ich meiner eignen Willensfreiheit nicht trauete, oder mich vor meinem eignen Willen fürchtete; ich konnte den Zuſtand keine Minute länger ertragen, und mußte ſchnell herabſteigen.

Eben ſo ging es mir in jüngern Jahren zuweilen in der Kirche, wo ich mir das Aufſehen und die Unordnung lebhaft vorſtellte, die daraus entſtehen würde, wenn ich mitten während der Predigt anfinge laut zu reden; auf einmal war es mir ſo, als würde ich laut reden müſſen, ich war darüber in der entſetzlichſten Furcht, und dieſer Gedanke quälte mich oft die ganze Predigt über.

M.

9.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Das Pronomen Poſſeſſivum.

Die Vorſtellungen von dem, was wir das **Unſrige** nennen, drehen ſich beſtändig um die Vorſtellung von unſrem eignen **Ich**. Die Kreiſe aber, in welchen ſie ſich um dieſe Vorſtellung bewegen, ſind ſo mannichfaltig und verſchieden, als die Dinge, welche uns umgeben. Und der engſte Kreis verliert ſich ſogar in dem Mittelpunkte ſelber, denn wir ſagen **mein ich**, und fühlen keinen Widerſpruch dabei, wenn wir **uns ſelbſt**, als **etwas außer uns ſelber**, denken.

Die Präpoſition um.

Die deutſche Sprache bedienet ſich der Präpoſition **um** figürlicher Weiſe, bei unkörperlichen Dingen, ſehr häufig, und vielleicht nicht ohne Grund: denn da wir doch das Unkörperliche einmal mit dem Körperlichen vergleichen müſſen, wenn wir es benennen wollen, ſo ſcheinet es, als ob die **Einſchließung** oder **allſeitige Annäherung und Berührung**, etwas ſey, wovon wir oft in unſren Vorſtellungen von dem Unkörperlichen etwas Aehnliches bemerken, das wir nicht ſchicklicher, als mit dieſem Nahmen benennen können, da wir keinen eigentlichen dafür haben.

Ueberhaupt verdient es wohl eine eigne Untersuchung, warum man bei unkörperlichen Handlungen oder Gegenständen sich oft gerade dieser oder jener Präpoſition bedient, warum man z. B. sagt, **über eine Sache denken**, und nicht **in** oder **um eine Sache denken?** was der Unterschied zwischen **an, auf und über eine Sache denken**, für eine Aehnlichkeit mit dem Unterschiede der körperlichen Verhältnisse **an, auf** und **über** habe? u. s. w.

Diese Vergleichungen unkörperlicher Gegenstände mit den körperlichen müssen sich doch aus einem natürlichen Gefühl bei den Erfindern und Anbauern der menschlichen Sprache herschreiben. Will man einwerfen, diese ersten Erfinder und Anbauer wären keine Philosophen, so konnte jenes erste starke noch durch keine Künsteleien verstimmte Gefühl, doch wohl den Mangel deſſen ersetzen, was der Mensch erst lange nachher erfunden, und Philoſophie genannt hat.

Wollte man also diesen einfachsten Vergleichungen in der Sprache weiter nachspüren, so wäre dieß vielleicht ein Weg, selbst in das innere Wesen unsrer Vorstellungen von dem Unkörperlichen einzudringen: und welche fruchtbare Vergleichungen mehrerer Sprachen untereinander ließen sich nicht hierüber anstellen?

Ich habe in meinen Schriften über die deutsche Sprache, auch in dieser Rücksicht, schon verschiedene

ſchiedene Verſuche gemacht, die ich hier weiter auszuführen gedenke. Zu dem Ende will ich jezt das Weſen der Präpoſition **um** oder vielmehr unſrer Vorſtellung bei dem Wort **um**, etwas näher zu beſtimmen ſuchen.

Der Begrif eines Cirkels iſt einer der zuſammengeſezteſten und ſchwerſten Begriffe, die wir haben. Man verſuche es ſo lange man will, wenn man nicht auf dem Meere iſt, ſich **rund** umher nichts als Himmel und Waſſer zu denken, und man wird bemerken, daß auf einer Seite, in unſrer Vorſtellung immer noch ein Stück Land übrig bleiben wird, welches wir nicht daraus verbannen können. Unſer Begrif von dem unendlichen Zirkel muß ſich an etwas Endlichen feſthalten, wenn er nicht verſchwinden ſoll.

Wir ſagen: **die Bäume ſtehen um das Haus**, und ob nun gleich dieſe Bäume **auf einmal** um das Haus her **ſind**, ſo können wir ſie uns doch nicht auf **einmal**, als um das Haus herſtehend, denken, ſondern müſſen ſie **in unſern Gedanken** gleichſam **fortrücken** laſſen, bis ſie das ganze Haus umgeben haben.

Dieß kömmt daher, weil **um** ein zuſammengeſezter Begrif iſt, der aus den Begriffen von **hinter**, **vor**, **neben** u. ſ. w. beſteht. Ehe ich mir alſo denken kann, daß die Bäume **um** das Haus ſtehen, muß ich mir erſt vorher nacheinander. ge-

dacht haben, daß sie theils **vor**, theils **hinter**, theils **neben** dem Hause stehen.

Ein Cirkel mag nun gehend oder stehend beschrieben werden, so kann ich ihn mir doch nicht **auf einmal** denken; denn wenn er an sich auch noch so stille steht, so muß er sich doch immer durch meine Vorstellung **bewegen**, oder er muß vielmehr erst in derselben durch eine Folge mehrerer Begriffe entstehen.

Eine Reihe von Personen, die um mich her **steht**, beschreibt eben sowohl einen Cirkel, als eine einzelne Person, die um mich her **geht**, indem die Reihe die **Bewegung** der einzelnen Person durch ihre **Ausdehnung** ersetzt: ob nun gleich diese Reihe von Personen zugleich **vor** mir, **hinter** mir, und **neben** mir, schon wirklich befindlich ist, so beschleunigt doch dieses meine Vorstellung von dem Cirkel, den sie beschreibt, eben so wenig, als ob sie erst nach und nach dahin kämen.

Daß man sich auf die Weise ohne Widerspruch eine Bewegung in der Ruhe denkt, ist ein sonderbares Erforderniß der Eingeschränktheit unsrer Vorstellungskraft: so sagen wir, **eine Reihe von Menschen steht den Berg hinauf**, wie, **ein Mensch geht den Berg hinauf**. Mit dem Begrif **hin** ist nothwendig Bewegung, so wie mit **stehen** Ruhe verknüpft. Allein die **Bewegung** der einzelnen Person wird hier ebenfalls durch die **Ausdehnung** der ganzen Reihe ersetzt, die ich nun

in

in meinen Gedanken, ſo wie die einzelne Perſon fortrücken laſſe.

Eben ſo wie ſich der **Standort** einer einzelnen Perſon, die den Berg hinauf geht, alle Augenblick verändert, ſo verändert ſich auch der **Standort** der ganzen Reihe, indem ich ſie mir denke. Das macht die ganze Reihe findet eigentlich nirgends, als in meiner Vorſtellung ſtatt: nun kann ich aber den Begrif von der Reihe **auf einmal** umfaſſen und feſthalten, weil er aus dem beſteht, was die Menſchen, die ich ſehe, **Aehnliches** miteinander haben; aber den Begrif von dem **Standorte** der Reihe kann ich nicht ſo **mit einemmale** umfaſſen und feſthalten, weil er aus demjenigen beſteht, wodurch ſich alle die Menſchen, die ich vor mir ſehe, ſie mögen ſich ſonſt ſo ähnlich ſeyn, wie ſie wollen, voneinander **unterſcheiden.**

Der Begrif von dem **Standorte** der Reihe muß ſich alſo durch den Begrif von der Reihe ſelber gleichſam hindurch **bewegen,** und muß durch dieſe Bewegung demſelben nachgeholfen werden. So wunderbar tönen unſre Ideen ineinander, und die anſcheinenden Mißlaute löſen ſich in Harmonie auf.

Doch nun wieder zur Präpoſition **um.** Sie iſt, wie wir geſehen haben, gleichſam die Summe oder das Reſultat von verſchiednen andern Präpoſitionen, auf die wir daher auch jetzt einen Blick werfen, und uns einen allgemeinen Begrif davon bilden müſſen.

Der Mensch drückt in der Sprache der ganzen Natur sein Bild auf. Und die Begriffe von **auf, an, unter**, u. s. w. sind höchstwahrscheinlich zuerst vom **menschlichen Körper** hergenommen, und bezeichnen die drei Haupterscheinungen in der Körperwelt, **Annäherung, Berührung**, und **Verlassung.**

Oben und **Unten** sind bloß von unserm Körpern hergenommene Begriffe; denn wenn wir auf dem Kopfe gingen, so würde uns das oben seyn, was uns jetzt unten ist. Wir bezeichnen daher die **Kopfberührung** durch **auf**, die **Seitenberührung** durch **an**, und die **Fußberührung** durch **unter**: die **Kopfannäherung** durch **über**, die **Seitenannäherung** durch **bei** oder **neben**, und die **Fußannäherung** eben so wie die Berührung auch durch **unter**, vermuthlich weil wir mit den Füssen fast immer etwas **berühren.** Die Verlassung zu bezeichnen haben wir nur zwei eigentliche Präpositionen **von** und **aus.**

Zur allgemeinen Uebersicht hiervon dienet beiliegende Tabelle von den **deutschen Präpositionen**, auf die ich mich öfter beziehen werde, und mich auch jetzt in Ansehung der Präposition **um** beziehe, welche die **Annäherung oder Berührung aller Horizontalseiten**, oder **aller möglichen Seiten einer Person oder eines Dinges** bezeichnet: wenn ich also die Begriffe **auf, an, unter, hinter, vor**, oder **über, bei, unter, hinter, vor**, zusammenrechne,

rechne, ſo wird die Summe derſelben der Begrif **um** ſeyn.

Um zeigt ſchon einen weit ſtärkern Grad der Berührung oder Annäherung an, als **auf, an, unter**, u. ſ. w., weil es die Annäherung oder Berührung **aller** auswendigen Seiten eines Dinges bezeichnet. Aber ein höherer Grad der Berührung läßt ſich nicht denken, als wenn etwas **alle** Seiten eines Dinges zugleich berührt, und wieder von **allen** dieſen Seiten zu gleicher Zeit berührt wird. Und dieſe reciprokaliſche Berührung iſt es, welche durch **in** ausgedrückt wird. Daher ſcheint es auch zu kommen, daß die **Verlaſſung** in dieſem Falle durch ein eignes darzu beſtimmtes Wort, nehmlich durch **aus** bezeichnet wird, da ſie in allen übrigen Fällen nur durch **von** oder durch Umſchreibungen ausgedrückt werden kann.

Da wir nun die Präpoſition **um** nach ihrer Natur und ihrem Standorte unter den übrigen Präpoſitionen betrachtet haben, ſo wollen wir noch auf einige Fälle aufmerkſam ſeyn, wo man ſich ihrer zur Bezeichnung des Unkörperlichen bedienet. Wenn wir uns die fortdaurende Richtung einer Handlung auf einen beſtimmten Zweck vorſtellen wollen, ſo denken wir uns dieſen Zweck als den **Mittelpunkt**, um welchen ſich unſer Handeln drehet, und ſo umſchreibt in unſrer Vorſtellung immer ein Kreis den andern, oder einer wird wieder der Mittelpunkt des andern, wenn wir z. B. ſagen: **ich lerne, um weiſe**

zu werden; ich höre, um zu lernen; ich ſchweige, um zu hören; u. ſ. w. ſo lange meine Handlung fortdauert, erreiche ich den Zweck nicht, aber ich bleibe immer in gleicher Richtung auf denſelben, wie der Kreis auf ſeinen Mittelpunkt.

Der Zweck, warum ich etwas thue, iſt ein Gedanke in mir, um welchen ſich meine Handlung gleichſam, wie ein Rad um ſeine Axe bewegt, das ohngeachtet dieſer gleichförmigen Bewegung dennoch fortrückt. Wenn ich alſo ſage, ich gehe, um das Haus zu ſehen, ſo drehet ſich gehen immer um die Vorſtellung von ſehen, demohngeachtet aber behält es auch die Richtung nach dem äußren Gegenſtande, als dem Hauſe, das ich ſehen will.

Auf die Art bewegen ſich alle unſre Handlungen um einen gewiſſen Endzweck oder Vorſatz, der die innere Grundlage ihrer Bewegung iſt, und ihnen zugleich ihre Richtung nach irgend einem Gegenſtande giebt, der wenigſtens außer demjenigen Umkreiſe liegt, welchen ſie umfaſſen, derſelbe mag nun übrigens außer uns oder in uns ſeyn.

Aus der Präpoſition um, in dieſem letztern Verſtande genommen, ſcheinet auch die Frage warum entſtanden zu ſeyn, welche ſich bei allem, was wir Denken unſrer Seelen aufdringt, weil ſie ein nothwendiges Bedürfniß des Denkens iſt. Denn ſie iſt gleichſam der Mittelpunkt unſrer Vorſtellungen,

nach

nach welchem ſich alle unſre Gedanken hinſenken, und in welchem ſie zuſammentreffen.

Eben ſo wenig wie ein Stein ſich in der Luft erhalten kann, eben ſo wenig können wir einen Gedanken in unſrer Seele ſchwebend erhalten, ſo daß er ſich zu keinem **Warum** herunterſenken ſollte, auf dem er ruhen könnte.

" Je ſchwerer uns freilich der Gedanke iſt, deſto länger wird er auch rollen müſſen, ehe er einen feſten Ruhepunkt findet, und der, den er gefunden hat, wird oftmals unter ihm einſinken, ſo daß er vermöge ſeiner ihm eigenthümlichen Schwere ſich immer tiefer herunterſenken muß, bis er endlich oder niemals einen feſten Grund findet, der ihn tragen kann.

M.

IV.

Zur

Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderstellung einzelner jugendlicher Charaktere.

* * * Ist ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, und meinem Urtheile nach einer der liebenswürdigsten Schüler. Er hat bei einem gehörigen Maaß von Munterkeit viel Gesetztes; aber gerade wie es sich für sein Alter schickt: er ist nicht flatterhaft, nicht zu ernsthaft. Eigentlicher Unarten scheint er kaum fähig zu sein.

Er hat ungemein viel Sanftes, viel Freundliches in seinem Aeußern, und sein Herz scheint ganz gut, ganz unverstimmt zu seyn. Lob ist ihm angenehm; aber es macht ihn so wenig stolz, daß er vielmehr die Augen dabei voll Bescheidenheit niederschlägt.

Wenn ein guter Karakter geschildert wird, so werden seine Augen lebhafter, sein ganzer Körper geräth in einige Bewegung, und er kann seine Freude darüber nicht zurückhalten. „Das ist

schön!

ſchön!“ hat er in ſolchen Fällen ſchon oft mit einem Antheil und mit einer Lebhaftigkeit ausgerufen, die beide ſeinem Herzen zur Ehre gereichen.

Auf die Frage: warum iſt das gut? — ſucht er alles Schöne, alles Edle zu entwickeln, mehr, um ſein Gefühl zu rechtfertigen, als zu zeigen, daß ers weiß.

Wenn ihm etwas nicht gefällt: ſo wird er ernſter, ſeine Augen ſind weniger lebhaft, und ſeine Antworten kurz.

Sein Gang iſt bedächtlich, ſein Ton angenehm, etwas ſchnell und mehrentheils voll Ausdruck.

Er hat eine wahre, offne Miene, und ſcheint überall das Nützliche dem blos Angenehmen vorzuziehen.

Er iſt reinlich und ordentlich, ohne eines zu übertreiben; geſellig, ohne unruhig, und außer ſich zu ſein. Kleine Neckereien ſeiner Mitſchüler ſtören ihn ſelten in ſeiner Aufmerkſamkeit; er überſieht ſie, oder weiß ſie gemeiniglich durch eine Miene, oder durch ein Wort zu unterdrücken.

Dabei lieben ihn alle ſeine Mitſchüler. Sie ſcheinen es zu wiſſen, daß er Vorzüge hat, und daß er Vorzüge verdient, ohne daß ſie ihn beneideten, welches faſt bei ihm allein der Fall iſt.

Sein Kopf iſt vortreflich, und ſein Fleiß und innerer Trieb ausdauernd und rühmlich. Wenn er in ſeiner weitern Ausbildung und Erziehung nicht verwahrloſet wird, wenn er die Verführungen,

denen ein junger Mensch freilich so häufig ausgesetzt ist, glücklich vermeidet: so verspricht sein Kopf und sein Herz überaus viel. Er kann es in den Wissenschaften und in dem Gebiete der Wahrheit bis zu einer ansehnlichen Höhe bringen.

Dabei werden seine Freunde in ihm einen edeldenkenden Freund; seine Mitbrüder einen offnen, gefälligen, bescheidnen Gesellschafter, einen frohen Theilnehmer ihres Glücks und bereitwilligen und thätigen Freund im Unglück finden. Viel solche Jünglinge, und dann Männer, wie sie werden könnten: — wahrlich ein entzückender Gedanke für Menschenfreunde und für Beobachter der Menschen!

---

* * * Ungefähr acht bis neun Jahr alt, gehört zu den Kindern, denen man beim ersten Anblick gut seyn muß. Völlig unschuldig, genießt er die Vorrechte der ersten Jugend: froh zu seyn.

Seine Miene verkündigt durchgehends diese herrschende Neigung zur Freude, die aber nicht ausgelassen ist; und er scheint sich darauf nicht wenig zu gute zu thun.

Zuweilen will ein kluger Ernst unter der kindischen Zufriedenheit hervorkommen, und dann möchte sich vielleicht auch die mürrische Miene des verdrießlichen Alten über sein Lächeln aufheitern.

Der

Der Jugendfreund wird gefesselt, und behält sie gewiß lange Zeit in seiner Seele gegenwärtig.

Alles ist ihm freilich noch im Grunde Spiel, und er hat auch immer etwas, womit er sich beschäftigt. Ein Blick und ein Wort schränkt ihn zwar ein, aber nicht lange. Weiß man irgend eine Sache ihm etwas wichtig zu machen, so heftet sich sein kleines Nachdenken daran, so faßt ers schnell, und scheint sich darüber zu wundern, wie so etwas möglich ist.

Man darf ihm nur einen kleinen Vorzug vor andern geben, so zeigt sich sein Ehrtrieb in allen Zügen des Gesichts, und besonders durch ein heiteres, reines Lächeln.

Ich sagte einmal zu ihm, daß er besser plaudern könnte, als sein kleiner Nachbar, der eine Stelle über ihn hat, und daß er daher verdiene, über ihm zu sitzen; allein er hatte keine Lust dazu, blickte mich mit schamhafter Freundlichkeit an, und verstand, was ich sagen wollte.

Verweise müssen, und dürfen auch nur sehr sparsam seyn, denn sie schlagen ihn zu sehr nieder, als daß sie die gehörige Wirkung thun sollten. Er ist lebhaft und feurig, wenn er bei einer Sache interessirt ist.

Einmal hatte sein Nebenschüler ihn beschuldigt, daß er geplaudert habe. Nach dem geendigten

Schulſtunden ſetzt er ihn darüber zur Rede und ſchlägt ihm auf die Backe. Aber gleich reut es ihn, und, ſicher mehr, weil es ihm leid iſt, als weil er Strafe befürchtet, giebt er für den kleinen Schmerz ſo viel Geſchenke, als er von ſeinen Spielſachen bei ſich hatte.

Uebrigens hält er auf Ordnung, und ſcheint bei einem guten Kopf viel Fleiß und Trieb zu bekommen. Es kömmt darauf an, daß ſeine Aufmerkſamkeit mehr geſchärft, auf mehr Gegenſtände gerichtet wird: ſo wird er immer im Fache der Gelehrſamkeit ſehr brauchbar ſeyn können.

Sein Ehrtrieb würde bei gehöriger Einſchränkung rühmlich und nützlich ſeyn; aber ohne weiſe Mäßigung des Lobes bei ihm, ohne zu rechter Zeit angebrachten Tadel könnte dieſer Trieb, der bei ihm nicht klein iſt, einen ſtolzen, rechthaberiſchen und heftigen Menſchen verkündigen.

Seine kleine, leidenſchaftliche Hitze wird ihn wahrſcheinlich manche zu raſche That bereuen laſſen; aber ſeine Güte des Herzens wird hoffentlich verurſachen, daß er nicht lange fehlt, und daß er vielleicht überall einen feſten und ſanften Karakter bekommt.

Es wäre wünſchenswerth, wenn man lauter Betrachtungen, wie die vorhergehenden bei einer Men-

Menge von Kindern und Knaben anstellen könnte; aber man muß die Menschen überhaupt, und auch schon die jüngern Menschen nehmen, wie sie sind.

* * * ist ungefähr funfzehn bis sechzehn Jahr alt. Seine Anlagen sind durchaus gemein und unbedeutend. Sein Fleiß ist seinen Anlagen völlig gleich, und sein Herz scheint ganz ohne Gefühl zu seyn.

Seine Miene verspricht einen Menschen, der über alles weg ist, den weder Freude noch Schmerz; aber auch weder Gutes noch Böses rührt.

Er scheint gar kein Interesse für irgend eine Sache zu haben, und es ist ihm völlig einerlei, ob er auf eine Frage Antwort geben kann, oder nicht. Völlig gleichgültig gegen Lob und Tadel ändert er auch da keine Miene. Das erste ist ihm von keiner Erheblichkeit, ist für ihn keine Aufmunterung; das letzte hat für ihn kein Gewicht, ist für ihn keine Schande. Und so läßt er freilich wenig oder gar keine Hofnung von sich machen.

Sein Gang, seine ganze Stellung ist schleppend, und einerlei da sich seine Seele mit nichts Reellen und Wichtigen beschäftigt: so ist er immer unruhig, er ist es aber mehr insgeheim, als öffentlich.

Alles ist bei ihm Nachäffung und Billigung dessen, was er bei andern sieht. Tücke und Bosheit

heit ſind wohl nicht in ſeiner Seele; aber wie geſagt, auch ſchwerlich eine beſondre Anlage zu irgend einer Tugend. Sich anſtrengen und aufmerkſam ſeyn — kann er durchaus nicht.

Seine ganze Erziehung ſcheint nicht ſonderlich zu ſeyn, und er wird in ſeinem Leben ſchwerlich etwas anders, als einer der ſimpelſten Bürger des Staats, und dieſem freilich nicht ſchädlich, aber auch nicht ſehr nützlich werden.

Seidel.

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde

als ein

Lesebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von

Carl Philipp Moritz.

Ersten Bandes drittes Stück.

Berlin,
bei August Mylius 1783.

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

I. Etwas aus Robert G . . . s Lebensgeschichte oder die Folgen einer unzweckmäßigen öffentlichen Schulerziehung, vom Herrn Jakob, Lehrer am Gymnasium in Halle. 1.

II. Auszug aus einem Briefe, vom Herrn Hofgerichts-Sekretair Wörk in Insterburg. 27.

III. Geschichte eines Selbstmords aus Verlangen seelig zu werden, vom Herrn D. Hofrath und Stadtphysikus J. D. Metzger in Königsberg. 28.

IV. Eigener Aufsatz von einem Selbstmörder unmittelbar vor der That. 32.

V. Einige Reflexionen über den vorhergehenden Aufsatz, vom Herrn Regierungs- und Hofgerichtsrath C. G. G. Glave zu Insterburg. 40.

Zur Seelennaturkunde.

I. Psychologische Betrachtungen auf Veranlassung einer von dem Herrn Oberkonsistorialrath Spalding an sich selbst gemachten Erfahrung, vom Herrn Moses Mendelssohn. 46.

Inhalt.

Seit

II. Fortgesetzte Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen, v. d. H. 76.

III. Geschichte eines taub- und stummgebohrnen Frauenzimmers, vom Herrn Pastor Paulmann in Braunschweig, nebst einer Nachricht von der Lehrart dieser Person von dem Herrn Schullehrer Schweinhagen. 82.

Zur Seelenheilkunde.

I. Etwas aus der Geschichte eines Hypochondristen. 102.

II. Ueber Anstrengung des Geistes. Bemerkungen von eben diesem ehemaligen Hypochondristen. 105.

Zur Seelenzeichenkunde.

Beitrag zur Nebeneinanderstellung jugendlicher Charaktere, vom Herrn Müller, Hofmeister in Halle. 108.

Sprache in psychologischer Rücksicht. v. d. H. 122.

Zur

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Etwas aus Robert G . . . s *) Lebensgeschichte oder die Folgen einer unzweckmäßigen öffentlichen Schulerziehung.

Beinahe, lieber Moritz, gereut mich das Versprechen, das ich gethan habe, Ihnen einzelne Züge aus dem Charakter eines sonderbaren Man-

*) Der Mann, dessen Geschichte hier erzählt wird, ist noch am Leben, und dem Verfasser dieses Aufsatzes, Herrn Jacob in Halle, persönlich bekannt.

Mannes mitzutheilen. Ich fühle jetzt, daß ich diesen Charakter lange nicht so studiert habe, um die Erscheinungen, die ich zu bemerken Gelegenheit hatte, aus psychologischen Gründen erklären zu können, oder auch nur dem Erklärer gehörige Data zu liefern. Inzwischen hab ich Ihnen einmal mein Wort gegeben, und ich glaube wenigstens ein Beispiel mehr zu der Wahrheit herzugeben, die zwar schon lange dafür erkannt, aber doch nie lebhaft genug kann vorgestellt werden: ich meine, daß die Handlungen unsres ganzen Lebens sich nach den Grundsätzen richten, die sich in unsrer ersten Jugend bei uns festgesetzt haben, und daß es große Mühe kostet, einige irrige, aber beinah unmöglich ist, sie alle auszurotten.

Der Mann, von dem ich reden will, hieß Robert G. . . und war in einem Städtchen bei Stettin geboren. Seinen Vater behielt er nur bis in sein achtes Jahr, aber, ob ihm gleich seine Gestalt und Gesicht ganz entfallen war, so hat er mir doch in seinem zweiunddreißigsten Jahre noch kleine Auftritte erzählt, deren er sich recht lebhaft erinnerte. So wußte er auch noch viele Reden seines Vaters, von welchen er gestand, daß die lebhafte Erinnerung an sie, ihn oft mitten im Sturm unedler Leidenschaften aufgehalten habe. Bis in sein zwölftes Jahr genoß er Privatunterricht in dem Hause seiner Mutter, wo er auf das Gymnasium nach Stettin gebracht wurde. Die Schüler leben hier

von

von ihren Lehrern ziemlich entfernt, und sind allein während der Lehrstunden unter ihrer Aufsicht. Die innre Bildung ihres Charakters wird ihnen also, so wie beinah in allen öffentlichen Schulen, ganz allein selbst überlassen; — die gelehrten Namen, Dogmatik, Logik, Metaphysik, Jus Naturæ u. s. w. blasen sie auf, und sie sind stolz, daß sie Vorlesungen hören, die sie nicht verstehen. Sie bilden sich ein, Studenten zu seyn, und ahmen wenigstens ihre Thorheiten nach. Die irrigen Begriffe von akademischer Freiheit und Unabhängigkeit drücken sich ihnen schon hier tief ein, daß sie sie oft in spätern Jahren noch nicht los werden können. Robert G... war ein starker muthiger Junge, dergleichen Pommern noch viele hervorbringt. Man weiß, welcher Geist eine Gesellschaft rascher Jünglinge beherrscht, und wie leicht sie sich untereinander zu Irrthümern und Ausschweifungen verleiten, wenn sie keinen Führer haben. Unerschrockenheit, Vertrauen auf Leibesstärke, Gefühl von der innern Ueberlegenheit seiner Kräfte galt bei ihnen alles, und wenn man diesen rohen Heldentugenden Schranken setzen wollte, so geschah dies gewöhnlich nicht mit der gehörigen Behutsamkeit und viel zu spät. Die Gesetze schienen ihnen für Sklaven und Feige gemacht zu seyn; sie aber wollten ihre Handlungen blos durch eigne Wahl und Ueberzeugung bestimmen. Solche Grundsätze schienen dem Robert G.. so angenehm, und seiner ganzen Denkungsart so an-

gemeſſen, daß er mit allen Kräften darnach ſtrebte, ſich die Vorzüge ſeiner angeſehnſten Mitſchüler zu erwerben. Seine hitzige Gemüthsart, ſeine natürliche Stärke und ſein entſchloßner Muth waren ihm hierzu auch ſehr behülflich, und er hatte bald den Ruhm unter ſeinen Mitſchülern, daß er ſich nicht ungeſtraft beleidigen laſſe, und ſich aus Händeln als ein braver Kerl zu retten wiſſe. So leicht eine ſolche Geſinnung zu einer Art von wilder Ausſchweifung verführt, zumal bei einem Haufen roher Jünglinge, die oft zuſammen leben, ſo verführte ſie doch hierzu unſern Robert G. . nicht. Er beſuchte ſeine Lehrſtunden ordentlich und hatte das Zeugniß ſeiner Lehrer, daß er fleißig wäre. Jedoch wurde er zur Unabhängigkeit ſo gewöhnt, daß es ihm immer noch ſchwer wird, ſich dem Willen eines andern, ohne Gründe vor ſich zu ſehen, zu unterwerfen. Nach fünf Jahren ſtarb ſeine Tante, bei welcher er lebte, und ſeine Mutter beſchloß, ihren Sohn nach Halle zu ſchicken, weil ſie die Koſten an dieſer Schule auf längere Zeit glaubte beſtreiten zu können. Es ward ihm alſo der Entſchluß geſagt, daß er nach Halle aufs Waiſenhaus ſollte. Er erſchrack über dieſe Nachricht; denn die Schilderung, die er von dieſer Anſtalt hatte machen hören, hatte einen Widerwillen bei ihm zurückgelaſſen, der ſich beſonders auf die Eingeſchränktheit der daſigen jungen Leute gründete. Inzwiſchen brachte ihn doch die Vorſtellung ſeines Vetters, des Herrn Paſtor

L..., der ihm alle Vortheile dieſer Anſtalt, die ſie wirklich hat, ſehr reizend vorzumahlen wußte, und die Thränen ſeiner Mutter, die dies Haus wegen dem Rufe der Frömmigkeit vor allen ſchätzte und ſich die gewiſſe Hofnung machte, er würde hier ſein hitziges ſtürmiſches Temperament ablegen, und als ein ſtiller und geduldiger Waiſenhäuſer in ihre Arme zurückkehren; dieſes brachte ihn ſo weit, daß er ſich entſchloß, ſich alles gefallen zu laſſen, was ſie über ihn beſchließen würden. Die Briefe, die in dieſen Angelegenheiten mußten nach Halle geſchrieben werden, verzögerten ſeine Abreiſe vier Wochen, und dieſe rühmte er immer als die ſchönſten ſeines Lebens. Der Tod ſeiner Tante hatte ihn in ein ernſthaftes Nachdenken verſenkt und er hatte ſich ſchon bei ſeinem letztern Auffenthalt in Stettin während ihrer Krankheit von allen ſeinen Mitſchülern zurückgezogen, ihre Geſinnungen ſchienen ihm zu leichtſinnig und zu jugendlich, denn wirklich machten dieſe häußlichen Vorfälle, welche er ſich ſehr zu Herzen nahm, daß ſein Verſtand einige Jahre früher männlich wurde. Hierzu trug auch ein Lehrer vieles bei, der zuletzt durch ſeine Verheirathung mit ihm verwandt wurde, und der ihn auſſerordentlich liebgewann, ſo, daß er ihm alle Rechte der zärtlichſten Freundſchaft genießen ließ. Dieſer Mann wäre vielleicht der einzige geweſen, der ſeine Heftigkeit hätte kuriren können, wenn er lange mit ihm umgegangen wäre. Er ſprach oft mit ihm

über die Schädlichkeit der allzuheftigen Leidenschaften, wußte seine Aufmerksamkeit durch eine Menge trauriger Beispiele so zu reizen, daß er nichts lieber hörte, und sie mit dem größten Ernst auf sich anwendete. Der liebenswürdige sanfte Charakter seines Lehrers bezauberte ihn so, daß er es für die größte Glückseeligkeit hielt, ihm ähnlich zu werden. Auch hatte sich dieser Mann eine solche Gewalt über ihn erworben, daß er durch einen einzigen sanften mitleidigen Blick mehr ausrichten konnte, als alle Bannstrahlen und Gefängnisse. So besuchten sie zusammen ein Koncert, wo Robert mit Violin spielte. Er that einen falschen Grif, der Koncertmeister, der, wie viele Musiker, eigensinnig war, wurde hierüber verdrüßlich und rief ganz laut: „O, wenn Sie nicht wollen Achtung geben, so spielen Sie lieber nicht mit!“ Robert wurde über diese Worte so wüthend, daß er in dem Augenblick die Violine mit der größten Gewalt zur Erde warf und sie in tausend Stücken zertrat. Die Musik hörte auf, und er stürzte wie ein Löwe auf den Musikdirektor zu, um ihn zu mißhandeln. Der Professor T. (es dauert mich, daß ich diesen würdigen Mann wegen der vielen Lokalumstände, die dadurch verrathen würden, nicht nennen darf) faßte ihn auf dem Wege bei der Hand, und sagte mit einem traurigen Tone: **Robert!** — Wie kaltes Wasser auf ein glühendes Eisen; so diese Worte. Er fing an zu zittern und sank sprachlos neben

ben dem Profeſſor T. auf einen Stuhl. Profeſſor T. überredete den Muſikdirektor fortzufahren und endigte dieſen Aufſtand auf die glücklichſte Weiſe. Alle dieſe Vorbereitungen machten, daß ihm der Gedanke an das Halliſche Waiſenhauß, wobei er ſich ſonſt Sklaverei gedacht hatte, erträglich, ja ſogar angenehm wurde. Er freuete ſich, daß er aus den Verbindungen herauskäme, die ihn zuweilen noch genöthigt hatten, nach dem alten Begrif von Ehre zu handeln, und nahm ſich vor, die renomiſtiſche Denkungsart, ſo wie er ſchon in Stettin gethan hatte, auch in Halle, wenn er ſie finden ſollte, zu verachten, ſich blos einige Freunde zu erwählen, und wenn er auch dieſe nicht antreffen ſollte, ſich durch einen ſtarken Briefwechſel mit dem Profeſſor T. ſchadlos zu halten. Auf dieſe Art, glaubte er, würden die ſtrengſten Geſetze ſeine Freiheit nicht einſchränken können, weil er ſich freiwillig bemühen wollte, nichts zu thun, was wider Wohlſtand und Sittſamkeit wäre, und nur gegen Ausſchweifende, glaubte er, könnten dieſe Geſetze gerichtet ſein. Unter dieſen beruhigenden Gedanken kam die Stunde heran, die ihn dem Genuße der Familienfreuden, die für ihn eben ſo ſüß und reizend als neu waren, entriß. Die ganze kleine Stadt hatte ihn lieb gewonnen, und die Trennung koſtete ihm viel Thränen, beſonders ſchwebte der Gedanke ſehr lange vor ſeiner Seele, daß er dieſe Stadt nie wieder ſehen würde. Seine Seele hatte alſo die

vortreflichste Stimmung als er in Halle ankam. Sich das Wohlgefallen seiner Mutter, die Zufriedenheit des Professor T., die Liebe seiner Lehrer und die Achtung seiner Mitschüler zu erwerben, wollte er alle seine Kräfte anwenden. Ein Brief von seinem Verwandten dem Herrn Pastor L. sollte ihn bei dem Direktor des Waisenhauses dem Doktor Knapp einführen. Die väterliche Behandlung dieses würdigen Mannes gefiel ihm ausserordentlich, und er schenkte ihm in dem ersten Augenblicke sein ganzes Zutrauen. Ein Auszug aus seinem Briefe an den Professor T. mag seine Ankunft auf dem Waisenhause beschreiben:

„Vierzehn Tage leb' ich nun in Halle, doch nein, in Halle nicht, sondern auf dem Waisenhause! — O ich habe schon vier Briefe an Sie angefangen, liebster Herr Professor, und alle hab ich sie zerrissen. Es war lug und Trug — ich wollte recht vergnügt, ich wollte zufrieden schreiben, aber ich kann nicht, ich kann mich nicht verstellen, und vor wem soll ich mein gepreßtes und gedrücktes Herz sonst ausschütten, wenn ich es nicht vor Ihnen thun darf? — O wie sind meine Vorstellungen getäuscht — dies Hauß scheint für Diebe und Mörder bestimmt zu seyn. *) — Doch hören Sie

*) Hier lasse ich eine ganze Stelle, die seine Unzufriedenheit in den heftigsten Ausdrücken an den Tag legt, weg. Man glaube ja nicht, daß ich durch die

Sie erſt die ganze Geſchichte dieſer vierzehn Tage, und dann verſagen Sie mir Ihren Troſt und Ihren Rath nicht, denn ich weiß bald nicht mehr, was ich anfangen ſoll. Eine Viertelſtunde bei Ihnen würde mir mehr helfen, als alle die Predigten und Gebete, die ich hier mit anhören muß.

* * *

Den Dienſtag früh meldete ich mich bei dem Herrn Direktor, deſſen Aufnahme meiner ganzen Erwartung entſprach. Ich faßte gleich ein ſolches Zutrauen zu ihm, als wenn er mein Vater wäre, und er ſprach lange und ſehr gütig mit mir. Hierauf ließ er mich durch einen Waiſenknaben zu dem Inſpektor S. bringen; wir mußten lange vor der Thür warten; endlich trat ein weinender Knabe heraus, und uns wurde die Thür geöfnet. Er ſtand an einem grünen Schreibepult und fragte den Waiſenknaben, ohne daß er uns anſah: Was bringt ihr? — „Einen Novitius vom Herrn Direktor.“ Gut! wie heißt ihr? fragte er mich, und ſchien mich durch das eine Brillenglas anzuſehen. Ich ſagte ihm Namen, Vaterſtadt u. d. gl. — Er gab mir hierauf einen Zettel, der mir die Stube

die Bekanntmachung dieſes Briefes eines traurigen aufgebrachten Jünglings dieſer groſſen Anſtalt einen Streich verſetzen will. Wenige denken wie Robert, und für dieſe Wenigen iſt freilich das Waiſenhauß nicht. J.

anwieß, auf der ich wohnen ſollte, und ließ mich zu dem Inſpektor bringen, der mich examiniren ſollte *).

* * *

Ich wußte alſo nun, daß ich in Kleintertig ſitzen würde. Auf meiner Stube wohnen neun, Groſſe und Kleine. Ich bin einer der Größten. Der Stubenpräceptor iſt ein langer Mann, der ſich aber wenig um uns zu bekümmern ſcheint. Den Tag, als ich ankam, war er juſt verreißt. Die Schüler machten einen Kreis um mich, und thaten eine Menge neugieriger Frazen, die ich auch, ſo gut ich konnte und wollte, beantwortete. Endlich verlieſſen uns die andern und wir blieben ihrer neun allein. Der Senior (das iſt einer, der unter denen Schülern, die auf einer Stube wohnen, in der oberſten Klaſſe ſitzt) hohlte eine Pfeife unter dem Tiſche hervor, und fragte mich, ob ich Luſt hätte eins mitzumachen? O ja, ſagte ich, und hohlte meine Pfeiffe aus meinem Koffer. Wir rauchten alſo zuſammen, und die andern lächelten. Nicht lange darauf kam ein Geiſtlicher herein, und es entſtand ein allgemeines Gelächter. Ich glaubte, man wollte dieſen Mann verſpotten; dies dauerte mich; ich ging

*) Hier folgt eine Beſchreibung des Examens, die ſonderbar genug iſt, die ich aber doch hier weglaſſe, weil ſie nicht hierher gehört.

ging ihm also entgegen und wollte ihn eben inviti-
ren, näher zu kommen und sich niederzulassen und
zu fragen, wen er hier suchte. Als ich aber die
andern ansah, bemerkte ich, daß sie alle in einer de-
müthigen Stellung standen, und daß der Große die
Pfeiffe versteckt hatte. Dies brachte mich auf die
Gedanken, daß dies einer unsrer Vorgesetzten sei,
und es war wirklich ein Inspektor, der alle Tage
einigemal die Stuben visitirt. Ich blieb also vor
ihm stehen, und hielt meine Pfeiffe in der Hand.
„Ihr böses Kind, sagte er zu mir in einem steifen
Ton, und hob den Finger in die Höhe, fangt Ihr mit
solchen lüderlichen Streichen Eure Lebensart hier
an?“ — Ich ward über und über roth und merk-
te, daß mich dieser große Mensch hatte anführen
wollen. Mein Blut kochte, und ich wußte nicht,
wen ich zuerst anreden sollte. „Ich weiß zwar
nicht, fing ich endlich an, worinn ich gesündigt habe,
aber ich vermuthe, das Tabacksrauchen ist hier ver-
boten. Ist das, sagte ich zu dem Großen; so ist
es ein sehr niedriger Streich von Ihnen, mich auf
diese Weise anführen zu wollen. Dieser Mensch,
sagte ich zu dem Inspektor, hat mich dazu eingela-
den!“ — Ei, fiel er ein, müßt Ihr denn solche
Bosheiten mitmachen? — Nehmt Euch in Acht.
Gebt mir Eure Pfeife! „Diese Pfeife, sagte ich,
ist mein!“ — Was? Ihr wollt Euch wiedersetzen?
Er faßte meine Pfeife; Ich glühte vor innrer
Wuth, und wollte eben mein Eigenthum mit der

Stär-

Stärke der Faust vertheidigen, als das Bild meiner Mutter, das auf diesem porcellainenen Pfeifenkopf ist, mir auffiel, und — stellen Sie sich vor, was ich that? ich ließ sie ihm. — An dieser Pfeife, sagte ich mit einem angenommenen kalten Tone, liegt mir so viel nicht, aber ich versichre Sie, daß, wenn ich einmal weiß, daß es wider die hiesigen Gesetze läuft, auf der Stube Taback zu rauchen, ich dies recht gut werde vermeiden können, wenn ich auch im Besitz dieser Pfeife bleibe. Ei, Ihr lüderlicher Mensch, sagte der Inspektor zu mir, Ihr sollt gar keinen rauchen, und schlug mich mit dem Pfeifenkopfe auf die Nase. Mein Herr! sagte ich hitzig — Aber ich besann mich auch hier. Und Ihr, sagte er zu dem Senior, kommt einmal mit auf meine Stube, ich will Euch Euren Lohn geben. Dieser ging trotzig hinter ihm drein. Gütiger Gott! welche Behandlung! — Ich lief in die Kammer, steckte meinen Kopf in das Bett, und zerriß vor Aerger mit meinen Zähnen die Leinwand; endlich stürzten grosse Thränentropfen aus meinen Augen, und ich hatte alle Mühe, mich in eine solche Verfassung zu setzen, daß meine Nebenschüler die entsetzliche Zerrüttung nicht merkten, die dieser Vorfall bei mir verursacht hatte. *).

Nach

*) Hier folgt eine lange Betrachtung über sich und seinen vorigen Zustand, die ich aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, auslasse.

Nach solchen Gedanken glaubte ich gefaßt genug zu sein, wieder zum Vorscheine zu kommen. Ich setzte mich hin, ergrif ein Buch und las. Es war der Agathon. Ich las eine Seite wohl zehnmal durch, aber es war unmöglich, nur einen einzigen Gedanken zu fassen. Die Thüren gingen auf und zu, und der eine Schüler, der mir ein überaus weiches Herz zu haben scheint, rief mir zu: Thun Sie das Buch weg — der Inspektor! — Ich sah ihn an und lachte mit der größten Bitterkeit. Also darf ich auch hier nicht lesen? — Romane nicht, überhaupt deutsche Bücher nicht, antwortete er mir. O liebster Herr Professor! wo bin ich? — Geht es wohl einem Gefangnen so?

Gegen Abend kam ein Student an des gewöhnlichen Stubenpräceptors Stelle. Die Schüler begrüßten ihn alle sehr freundlich; er stellte sich zu ihnen und erzählte verschiedne sehr interessante Geschichten, die sogar mich aus meiner Betäubung weckten. Als diese vorbei waren, scherzte er mit jedem und ironisirte über verschiedne Fehler, die er so eben an ihnen bemerkte. Endlich wendete er sich auch an mich: Sie denken gewiß noch an Ihr geliebtes Vaterland, redete er mich an, denn ich wette, Sie haben nichts von unserm Gespräch gehört? — Das, was Sie sagten, antwortete ich, war zu

schön,

schön, als daß ich es hätte ganz verhören können, aber Sie haben recht, ich habe wirklich viel verhört *).

* * *

Freilich, fuhr er fort, muß Ihnen dies alles sonderbar vorkommen, aber dergleichen Anordnungen sind hier nöthig. Daß alle deutsche Bücher zu lesen verboten sind, ist falsch; das Verbot betrift blos schlüpfrige Sachen und Romane. Zu solcher Lektür hat ein hiesiger Schüler wirklich keine Zeit, wenn er nicht seine Schularbeiten vernachläßigen will, und gesetzt, er könnte auch einige Stunden darauf verwenden, so sind gewöhnlich junge Leute lange nicht genug vorbereitet, Schriften, die die Sinnlichkeit reizen, zu lesen. Daher wäre es freilich gut, wenn eine besondre Stunde zur Anweisung solcher Schriften bestimmt wäre, die junge Leute lesen sollten, und wenn die Gründe vorgetragen würden, warum man das lesen aller Schriften nicht zugeben könnte. —

Das

*) Hier folgt die ganze Unterredung mit ihm, die als Vorschrift dienen könnte, wie man empörte Gemüther zur Ruhe bringt; ich rücke nur ein kleines Stück mit ein.

J.

Das Gespräch dieses Mannes war sehr lehrreich für mich und heiterte meine Seele wieder in etwas auf. Der Große war unterdessen wieder gekommen, und sah mich ziemlich hämisch an; man läutete zu Tische, aber ich blieb zu Hause, denn ich hatte weder Lust zu essen noch zu trinken. Ich war nun allein und überließ mich ganz meiner schwärmerischen Phantasie, rennte wie ein Rasender herum, und sprach für mich ganz laut. Es klinkte jemand; es war aber zugeschlossen; ich öfnete die Thür und es war der Inspektor; er hatte ein Paar lederne Handschuh in der Hand und schlug damit nach meiner Backe; zum Glück für ihn bog ich aus; Ihr unordentlicher Mensch, sagte er zu mir, könnt' ihr denn nicht zu Tische gehn? — Mich hungert nicht, Herr Inspektor. — Es wird Euch schon schmecken! kommt doch einmal mit herüber! Ich ging und er führte mich an einen Tisch, worauf einige zinnernne Schüsseln mit Essen standen, da, sagte er, stellt Euch hin und eßt. — Ich dachte, ich sollte vor Demuth in die Erde sinken, welch ein Ton! — Ich aß nicht. Er sprach einiges mit mir. Aber ich merkte, daß ich ihm so wenig gefiel, als er mir. Man kam von Tische und er befahl mir auf meine Stube zu gehn und ruhig zu sein. Hier fand ich viele, die ich noch nicht gesehen hatte. Der Senior fragte mich, wo ich denn gesteckt hätte? Ich

sah

sah ihn verächtlich an. Wir woll'n Ihm das Betzen *) schon anstreichen! fuhr er fort. Nun konnt ich nicht länger. Bube, sagt' ich, schweig! — Bürschchen, fing einer hinter mir an, und kriegte mich beim Ohrläppchen. Ich riß mich los wie ein Rasender, ergrif eine gläserne Wasserbouteille, die auf dem Tische stand, und warf sie ihm mit solcher Gewalt an den Kopf, daß er über und über blutete. Ich faßte ihn, aber das Blut strömte so warm über meine Hand, daß ich sie zurückzog. Man sagte zu diesem ganzen Auftritte kein Wort. Die Größern liefen durch die Kammer und ich blieb mit einigen Kleinern zurück. „Das war Recht, fing der Eine an, der denkt immer, er ist der Stärkste.“ Ich schämte mich, und sprach kein Wort, bis ich zu Bette ging.

Dies war mein erster Tag — denken Sie sich alle diese Auftritte und dabei mich! Wie geliebt war ich in Ihrem Hause, und wie geehrt von meinen Mitschülern! — Inzwischen verhielt man sich gegen mich ruhig, und ob ich mich gleich bis um zwölf schlaflos im Bette herumwälzte, so schlief ich doch von da an fest ein, bis mich ein ungeheurer Lerm um fünf Uhr weckte. Ich sprang schnell

*) So nennt man es auf dem Waisenhause, wenn einer den andern verräth oder anklagt, und wird für die niederträchtigste Handlung bei den Schülern gehalten. J.

ſchnell heraus, und glaubte, es wäre Feuer: es war aber nichts, als ein Kerl mit einem Hammer, der die Schüler alle Morgen auf dieſe Art weckt. Zween ſtanden nach mir auf, die übrigen aber ſchliefen ruhig bis gegen ſieben. Ich konnte in dieſen Morgenſtunden nichts anfangen! — Ich unterredete mich mit dem einem jungen Menſchen wegen dieſes Vorfalls und war neugierig, was daraus werden würde? — Nichts, antwortete mir dieſer, als daß Sie Kleinſekunda auf den Hals kriegen! — Dies war alſo ein guter Anfang, mir die Liebe meiner Mitſchüler zu erwerben. Ich kam nun in die Klaſſe. *) —

Um neun Uhr mußten wir uns alle an die Wand auf dem Hofe ſtellen, um friſche Luft zu ſchöpfen, aber keiner darf von der Stelle weichen. Wenn ich hier ſtehn muß, ſo ſchäme ich mich, wenn jemand vorbei geht, und glaube noch unter dem Viehe zu ſtehn. Ein Viertel auf zehn ging es herauf, aber es kam kein Lehrer. Es wurde unvernünftig gelermt. Der Eine kam zu mir und wieß mir den Stärkſten, welcher N..aldi hieß und eine groſſe ungeheure Maſchine war. Die andern neckten ihn, wie kleine Hunde einen groſſen; er warf bald hier bald da einen von ſich, drehte ihnen den Arm

*) Hier folgt eine umſtändliche Beſchreibung ſeiner Lektionen und der Lehrer. J.

Arm auf den Rücken, und gab ihnen Faustschläge. Endlich wettete er, ein Dintefaß, dergleichen hier auf allen Tischen mit grossen Nägeln zum öffentlichen Gebrauch befestigt sind, mit einem Tritt abzustoßen. Viele, die sich stark dünkten, versuchten es vorher, aber es gelang keinem; er invitirte auch mich, und schien es besonders meinetwegen veranstaltet zu haben, um zu sehen, was ich vermöge. Ich sagte aber, daß ich es gewiß nicht könnte. Endlich trat er es mit leichter Mühe, daß es bis an die Thür flog und viele mit der Tinte besudelte. Alle lachten ihm Beifall. Seht, rief er nun, laßt einmal die Kleinsekundaner kommen! Fürchten Sie sich nicht, sagte er zu mir, ich stehe Ihnen bei.

Ich verstand hiervon kein Wort, und der Mensch schien mir so roh, daß ich ihn nicht einmal um eine Erklärung bitten wollte.

Gegen fünf wurde zu einem Spaziergange geläutet; wir mußten uns Klassenweise versammeln, und alsdann paarweise vor einem Inspektor vorbeimarschieren, der uns wie Musketier musterte. Ein Lehrer ging voran und einer hinterdrein; sie unterschieden sich dadurch, daß sie einen Stock trugen. Ich konnte keinen finden, mit dem ich Lust gehabt hätte zu gehn, ich kam also ganz zuletzt in einer ziemlichen Entfernung von den übrigen. „Haltet Euch „zum Cötus!“ rief der Inspektor. Ich schloß mich also schnell an den letzten Mann an, denn ich glaube, der Klaps mit der Pfeife, und die ledernen

Hand-

Handschuh hatten mich furchtsam gemacht. Wir gingen auf dem Felde an einer langen Mauer herunter; ein Haufen kleinerer Menschen nahm neben uns einen andern Weg, worunter ich den kleinen Wollenberg aus Prismark entdeckte. Ich rief ihn an, und er wunderte sich sehr, mich hier zu sehen. Er hat eine ungesunde Farbe, aber durch sein lebhaftes Sprechen verliert sie sich. Ich sprach viel von seinen Verwandten und auch von Ihnen mit ihm, und er versicherte mich, daß es ihm hier weit besser gefalle, als in Stettin. Sehn Sie, rief er, als wir ein Stück zusammen gegangen waren, Ihr Cötus kriegt Schlägerei mit den Sekundanern. Ich sah einen Haufen dem meinigen entgegenkommen, und hörte die Präceptoren laut sprechen. Auf einmal breiteten sich beide Theile aus, und einige theilten Knüppel aus, die sie aus den Garben hölten. Jetzt standen sie wie zwei in Schlachtordnung gestellte Armeen; ich war von diesem neuen Auftritte wie betäubt. Man rief wie rasend meinen Namen. Sehn Sie doch, sagte der kleine W., Sie sollen helfen! Ein großer Stein fiel vor meinem Fuße nieder, und sie schleuderten eine große Menge aus Schnupftüchern nach mir. Ich trat einige Schritte zurück, und lehnte mich, um den Rücken frei zu haben, an einen Kornhaufen. Beide Partheien geriethen nun aneinander, und schlugen wie rasende Menschen auf sich los; endlich siegte mein Haufen, und der andre wurde

mit großem Geſchrei verfolgt. Die vier Präceptoren ſtanden in der Ferne und ſahen zu, und giengen, als die Schlacht vorbei war, ganz ruhig hinter ihrem Haufen her. *) Ich folgte meinem Cötus; kaum aber hatten ſie mich erblickt, ſo hörte ich ein verwirrtes Murmeln und Schimpfen. Ich wußte noch nicht, daß dieß mir galt. Endlich kam der große M..oldi auf mich los von der Seite und gab mir einen empfindlichen Schlag auf den Kopf. Verfluchte Memme, ſchrie er, deinetwegen iſt der ganze Streit, und du läufſt davon! — Ich glaube nicht, daß ich ihm etwas antwortete, ich drehte mich aber um, und trat das große Ungeheuer, daß er zur Erde ſtürzte, drehte ihm ſeinen großen Knüppel aus der Fauſt, und vergalt ihm den Schlag ſo reichlich, daß ich ſelbſt glaube, ich habe ihm zuviel gethan. Ich ſprang auf, und machte mich auf die blutigſte Scene gefaßt; aber es wagte ſich keiner mehr an mich. Wirklich weiß ich nicht, was mir immer ſo glücklich durchhilft; es wäre dieſer Menge ein Kleines geweſen, mich zu mißhandeln, und doch kam keiner, ſelbſt auf mein wiederholtes Fodern, nicht. Endlich ſchrie einer, ich ſollte mich vertheidigen, warum ich der Klaſſe nicht beigeſtanden? — Kleinfekunda hätte mich herausbaben wollen, und ſie hätten ſich für mich geſchlagen. Ich bedauerte, daß ſie das gethan hätten,

*) Dieß war auch das Beſte, was ſie thun konnten, denn ihre Gewalt geht nicht weiter.

Um

ten, und verſicherte ſie, daß ich davon keine Silbe gewußt. Der Große verlangte, ich ſollte mich auf einem freien Platze mit ihm balgen, damit er ſich ſeine Ehre wieder erwerben könne. Ich ſagte ihm, ich würde dieß nicht thun. Der eine Lehrer miſchte ſich drein, und ſuchte ihn zu einer Ausſöhnung zu bewegen. Dieß wollte er auch thun, wenn die Klaſſe es zugäbe, und öffentlich geſtünde, daß ſeine Ehre nichts dabei litte. Dieß thaten ſie durch einen lauten Zuruf; er gab mir die Hand, und ich mußte an ſeinem Arme nach Hauſe gehen. Von dieſem allen erfährt der Inſpektor kein Wort.

* * *

Am Donnerſtage erhielt ich Nachricht von meiner Schweſter aus Frankfurt, daß ſie nun wirklich mit dem Major du B. verlobt ſey. Ihre Laune und ihr Glück ſchenkten mir den erſten glücklichen Tag in dieſem Kerker; ich wurde ſo heiter und ſo froh, als ob ich noch in ihrem Hauſe wäre; ich arbeitete mit Luſt, und alles ging treflich. Um dieſen Tag recht vergnügt zu beſchließen, wollte ich den Abend bei dem Herrn Magiſter Herrmann zubringen, an den Sie mich empfohlen haben. Um recht vorſichtig zu gehen, ſagte ich zu einem Schüler, er möchte mich bei dem Stubenlehrer entſchuldigen, wenn ich etwa ſpät zu Hauſe käme. Mit dieſer vergnügten Seele kam ich bis an die Apotheke des Waiſenhauſes. Wo wollt Ihr hin? rief mir ein Menſch nach, der höchſtens

ſtens zwei Jahre älter war, als ich. Aus dieſem Ihr ſchloß ich, daß dieß wohl ein Inſpektor ſeyn müſſe. Ich nahm alſo meinen Hut ab, und ſagte: Ich will nur eine kurze Viſite geben. „Narr! ſagte er, habt Ihr denn einen Zettel? — Wie denn? — Einfältiger Knabe, ſtellt Euch doch nicht ſo dumm! marſchirt den Augenblick auf Eure Stube!“ Es ſtund ein Cirkel Studenten um ihn herum, die lachten mich aus, und ich ſtand da, wie ein Menſch, der nichts thut, weil er glaubt, er träumt. Der Fall von meiner ſtolzen Freude über das Glück meiner Schweſter bis zu dieſer tiefen Demüthigung war ſo groß, daß er mich ganz gedankenlos machte. Endlich beſann ich mich, und fuhr hitzig auf ihn hinein: Herr, ſagte ich, denken Sie denn, ich bin ein Kind! Er trat einige Schritte zurück, und ich glaube, der Elende erſchrack, denn er ſagte: Nun, ſo geht nur! — Ich war aber viel zu ärgerlich, als daß ich nun hätte ſollen einen Schritt weiter gehn. Ich kehrte um, und ging auf meine Stube. Sind Sie geſchoſſen? *) ſagte ein kleiner Schüler zu mir. — Was wollen Sie damit? Ich meine, ob Sie der Schießhund nicht durchgelaſſen hat? — So nennt man hier dieſen Inſpektor, der die Aufſicht über das Ausgehn der Schüler hat, allgemein. Ich hörte dieß

*) Heißt auf dem Waiſenhauſe ſo viel, als geſehen von einem Inſpektor auf einer unerlaubten That ertappt.

dieß alles zum erstenmale, und war aufgebracht genug, mich über diesen Beinamen zu freuen, und über sein Amt zu spotten. Ich habe nun erfahren, daß man ohne einen ausdrücklichen Erlaubnißschein von dem Inspektor nicht zehn Schritt von seiner Wohnung gehen darf, und selten erhält man ihn. Ich habe mir daher vorgenommen, dieß Gesetz wirklich zu halten, so lange ich in diesem Gefängnisse sitzen muß, und ich will doch sehen, ob ich es werde so weit bringen, diese Gesetze alle zu halten. Ich habe schon angefangen, mir ein Verzeichniß davon zu machen.*)

Wirklich hielt er auf das eigensinnigste alle Gebote, die er erfahren konnte, und sah die ganze Zeit über Halle nicht, als von den Bergen auf seinen Spaziergängen. Seiner Mutter schrieb er, daß es ihm in Halle ziemlich wohl gefiele, und daß er hoffte, er würde sich recht gut in die Ordnung finden lernen. Seinem Vetter, dem Pastor L., meldete er etwas mehr von seinen wahren Empfindungen, und seiner Schwester in Frankfurt entdeckte er sich ganz, weil er glaubte, sie würde es bewirken können, daß er zu ihr nach Frankfurt zöge, und die dasige Schule besuchte. Allein er erhielt eine kalte gleichgültige Antwort. Der Pastor L. warf ihm Eigensinn und Stolz vor, und die Antwort seiner Mutter war voll

*) Das Uebrige dieses Briefes hab ich verlegt.
J.

zärtlicher Freude über seine geäußerte Zufriedenheit, doch nicht ohne Bekümmerniß für die Zukunft, die vielleicht der Pastor L. noch mochte vermehrt haben. Diese Briefe hatten verschiedne Wirkungen auf ihn. Gegen seine Schwester faßte er einen Groll, weil er glaubte, einen andern Ton in dem Briefe der Majorin zu finden, als in den Briefen der bürgerlichen Schwester; sie hatte ihm einen Dukaten beigelegt; er schickte ihr denselben aber wieder zurück, und hat nie wieder an sie geschrieben. Den Pastor L. fing er an zu verachten, und auf den Brief seiner Mutter strömten bittre Thränen herab. Aus des Professor L. Briefen schöpfte er Rath, Trost, Muth und Hofnung einer bessern Zukunft. — Sechszehn Wochen hielt er dies Leben aus. Da er aber sah, daß ihm alle seine Projekte, die er in ruhigen Stunden zur Veränderung seines Aufenthalts gemacht hatte, fehl schlugen; so brachen auf einmal alle seine Leidenschaften los, er raßte und seine Phantasie mahlte ihm den tiefsten Abgrund vor die Augen. Wo er ging machte er Bewegungen mit den Händen, die seine schrecklichen Leidenschaften ausdrückten, und wenn er irgend glaubte allein zu seyn, hielt er stundenlange Selbstgespräche. In einem solchen Anfalle von innerlicher Wuth ging er die Treppe herunter und trat, unversehens, weil er nichts vor und um sich bemerkte, dem Inspektor mit einem schmutzigen Stiefel auf seinen neuen Schuh. Robert trat erschrocken zurück, und wollte sich entschuldigen; er-

hielt aber, eh' er dazu kommen konnte, eine Ohrfeige. Dies machte ihn rasend; er stieß fürchterliche Flüche aus, schlug nach dem Kopfe des Inspektors, der aber ausbog, und traf sich mit solcher Gewalt gegen die Wand, daß seine Hand blutete. Der Inspektor nutzte diesen Augenblick und wischte in eine Stube, die er schnell hinter sich zuwarf. Robert rennte mit seinem ganzen Körper dagegen und sprengte sie auf. Er ergriff einen Stiefelknecht, der im Wege lag, fand aber keinen mehr, an dem er seine Rache hätte auslassen können. Dies war für beide sehr gut. Er ging hierauf mit verstellter Ruhe auf seine Stube, zog ein Kleid unter seinen Oberrock, packte alles was herumlag in seinen Koffer, und steckte drei Dukaten zu sich, die er vor wenig Tagen von einem Onkel bekommen hatte; schloß dann seinen Koffer zu, und ging einigemal in der Stube hin und her, vielleicht um sich zu besinnen, was er in diesem Augenblicke thun wollte. Indem trat der Aufwärter herein und foderte ihm zum Inspektor S. Die Schüler hatten sich truppweise versammelt, um zu sehen, was aus dem Dinge werden würde. Ich werde kommen, rief er, in der halben Stunde, denn jetzt bin ich nichts da nutze. — Er fing nun an zu überlegen, was er gethan hatte, aber er konnte sich nicht schuldig finden: er machte sich also auf eine Vertheidigung bei dem Inspektor S. gefaßt, und glaubte, man würde ihm, wenn man ihn gehörig vornähme, wohl eine Abbitte auflegen. Er zog wirklich seinen

Oberrock wieder aus, und ging zum Inſpektor S. — Zwei Kerl ſtanden mit Prügeln in der Thür, und der Inſpektor ſchrie ihm entgegen: Nun! wo bleibt Ihr denn ſo lange? Hat's man Euch nicht geſagt? — O ja, Herr Inſpektor, aber ich war nicht fähig, ehr vernünftig mit Ihnen zu ſprechen; ich wollte erſt meine Hitze vorbei laſſen! — Ei! Hitze! ſagte S. wir woll'n Euch ſchon Eure Hitze abkühlen. Jetzt ſollt Ihr Eure Prügel für Euren boshaften Streich haben! ſtellt Euch 'rum! — Prügel, fuhr Robert auf, und das ſo ſchnell! hören Sie mich erſt! — Wollt Ihr auch noch räſonniren, Bube! 'rum, ſag' ich! — Er faßte ihn hier bei der Bruſt! Herr Inſpektor, rief Robert, mäßigen Sie ſich, und riß ſich von ihm los. Daraus wird nichts. Wer mich anrührt, den tret ich mit Füſſen. — Packt ihn an, rief er den Aufwärtern zu. Robert aber ſtieß den einen, der auf ihn los kam, mit großer Gewalt in die Stube hin. Sie ſind ein Eſel, ſagte er zum Inſpektor; ich mag mich von Ihnen nicht richten laſſen. Leben Sie wohl. Indem öfnete er die Thür und trat heraus. Die Schüler ſtanden auf dem Flur und freuten ſich über den alten Aufwärter, der noch auf der Erde lag, eingedenk ſo mancher Empfindungen, die er auf ihrem Buckel und Hintern verurſacht haben mochte. Der andre lies ihn ruhig davon gehn, und von den Schülern ward er wie ein Sieger die Stufen herunter begleitet. Der Inſpektor rief umſonſt, man ſollte ihn halten. Er

ging

ging langsam und unangerührt aus dem Waisenhause hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Auszug aus einem Briefe.

Folgende beide Vorfälle von Selbstmord ereigneten sich im Monat May d. J. Der eine in der Nacht vom 16-17ten in Königsberg, der andere den 18ten Morgens um 10 Uhr in Insterburg.

Der erste Beitrag rührt vom Hofrath Dokt. Med. und Kreisphysikus Herrn **Johann Daniel Metzger** in Königsberg her, und ist so vollständig, daß ich noch etwas hinzuzufügen für überflüßig halte. Der andere Aufsatz, und zwar der zweite Abschnitt, hat den Regierungs- und Hofgerichtsrath Herrn **Carl George Gottfried Glave** in Insterburg zum Verfasser, und bei diesem bemerke ich, daß der Unglückliche, der den ersten Abschnitt aufsetzte, der hiesige Hofgerichts-Assistenzrath **Clooß** war.

Insterburg den 24sten Februar 1783.

Wörk,
Hofgerichts-Secretarius.

III. Ge-

III.

Geſchichte eines Selbſtmords aus Verlangen ſeelig zu werden.

Man hat wohl öfters Beiſpiele von Selbſtmord aus Verzweiflung, Ueberdruß des Lebens, und ähnlichen Urſachen geſehen, aber einzig in ſeiner Art, und ſeltſam iſt der Selbſtmord aus übertriebener Frömmigkeit und Verlangen, ſeelig zu werden, wovon ich vor kurzem ein Beiſpiel erlebt, von welchem ich, weil ich glaube, daß es zur Beförderung der Menſchenkenntniß etwas beitragen kann, den Verlauf erzählen will.

Dorothea R.. in, eine hier gebürtige ledige Perſon von 38 bis 40 Jahren war der Herrnhutiſchen Brüdergemeine einverleibt, dabei kränklich, mehrentheils bettlägerig. Dieſe Perſon, welche beinahe immer einen von ihren leiblichen Brüdern oder Schweſtern bei ſich hatte, die ihr aus Geſchwiſterliebe zur Hand giengen und Geſellſchaft leiſteten, foderte in der Nacht vom 16ten zum 17ten May a. c. von dem bei ihr ſeyenden Bruder ein Meſſer, welches er ihr auch, nichts Arges vermuthend, zureichte, bald darauf verlangte ſie auch eine Scheere, welche er ihr aber entweder auf der Stelle nicht ſchaffen konnte, oder nicht ſchaffen wollte. Kurz hernach bemerkte er, daß ſie unter Zuckungen den Geiſt aufgab, und als er zuſprang und Blut entdeckte, ſo fand es ſich bei

nähe-

näherer Unterſuchung, daß die Verſtorbene ſich mit dem ihr gereichten Meſſer eine Wunde in den Unterleib beigebracht, und ſich verblutet hatte. Die Obrigkeit, welcher der Zufall gemeldet wurde, ließ ſogleich eine Obduction anſtellen. Man fand eine Wunde am Unterleib vier Zoll lang von außen, drey von innen, durch welche die Gedärme hervorgedrungen waren; ſie war ungleich und folglich durch wiederholtes Anſetzen des Meſſers verurſacht. Am unterſten Winkel der Wunde war die Arteria epigaſtrica verletzt, und daher die Verblutung entſtanden.

Ein Umſtand war zwar hierbei verdächtig. Der Bruder war bei der Schweſter allein geweſen, und hatte, ehe die verſammelten Geſchwiſter beſchloſſen, die Sache pflichtmäßig anzuzeigen, das Meſſer ins Waſſer geworfen. Er wurde daher zwar auch eingezogen, allein es mittelte ſich bald aus, daß er ihr Mörder weder war, noch ſeyn konnte, und daß bloß das Vorurtheil, ein Selbſtmord und die darauf folgende gerichtliche Unterſuchung bringe Schande auf eine Familie, ihn veranlaßt, das Meſſer wegzuwerfen, um die Sache deſto beſſer geheim halten zu können. In der Mine der Verſtorbenen herrſchte noch Ruhe und Heiterkeit des Gemüths; keine Spur irgend einer anderweitigen Gewaltthätigkeit äußerte ſich an dem Körper.

Mir ſchien der Vorfall nicht ſowohl der Tödtlichkeit der Wunde, als des Beweggrunds wegen, welcher die Verſtorbene zum Selbſtmord mochte veranlaßt

anlaßt haben, merkwürdig. Ich gab mir daher Mühe, eine genaue Erkundigung von ihrer Gemüthsbeschaffenheit einzuziehen. Ein Tagebuch der Brüdergemeinde, welches Denksprüche aus der heiligen Schrift auf jeden Tag im Jahr enthält, fand sich aufgeschlagen nahe bei dem Bette der Verstorbenen, und der diesem Tage gewidmete Spruch konnte würklich als ein Abschied aus der Welt ausgedeutet werden, wiewohl ich mich des eigentlichen Inhalts nicht mehr erinnere. Ich wand mich an einen der Brüder, welcher mir ein Mann von gesundem, schlichtem Menschenverstand zu seyn schien; (er war es, der darauf gedrungen hatte, den Vorfall der Obrigkeit anzuzeigen) ich that die Frage an ihn, ob die Schwester wohl melancholisch gewesen, oder an ihrer Seeligkeit gezweifelt habe? Niemalen, sagte er, habe man etwas Unrichtiges in ihren Reden bemerkt, und an ihrer Seeligkeit habe sie so wenig gezweifelt, daß sie vielmehr ihm und den übrigen Geschwistern als weltlichgesinnten sehr oft die ewige Verdammniß gedroht, wenn sie nicht eben denselben Weg des Heils einschlügen, wie sie. Sie habe seine Frau veranlaßt, ebenfalls in die Brüdergemeine zu treten, welches ihm um destomehr zum Verdruß und Plage gereiche, da sie nun die Haushaltung über dem öftern Beten und Heiligung der vielen vorkommenden Feyertage vernachläßige; er habe sich aber besonders bei Lebzeiten seiner Schwester desto weniger hierüber auslassen dürfen, da ihm dieselbe jederzeit die ewige Verdamm-

dammniß angedroht, wenn er ſeiner Frau in ihren gottſeeligen Uebungen das geringſte in den Weg legte.

Wahnſinn alſo läßt ſich bei dieſer Perſon nicht vermuthen, wenn man nicht den aufs höchſte geſtiegenen Religionsenthuſiasmus mit dieſem Namen belegen will.

Beſonders aber iſt bei dieſem Vorfall merkwürdig:

1) Daß der 17te des Maymonats ein großer Feſttag bei der Brudergemeine iſt, und daß die Verſtorbene gerade den Tag erwählte, um heimzugehen, und der ewigen Seeligkeit theilhaftig zu werden. Auch bereitete ſich

2) Die Verſtorbene ſehr feyerlich zu ihrem Tode, indem ſie ſehr oft, doch jedesmal nach einer langen Zwiſchenpauſe, mit immerfort gefaltenen Händen ausrief: In deine Wunden, mein Heiland — Ja? — ja!

So dialogirte ſie im Nahmen des Heilandes mit ſich ſelbſt, der anweſende Bruder, welcher dergleichen feurige Andachten ſchon an ihr gewohnt war, argwöhnte nichts Bedeutendes in dieſen Worten; und ſah den Sinn davon erſt nach Endigung des Trauerſpiels ein.

3) So wahrſcheinlich es iſt, daß die Verſtorbene mit der verlangten Scheere ihre Wunde, die ihr anfänglich vielleicht noch nicht gros genug ſchien, zu erweitern im Sinn hatte, ſo wahrſcheinlich iſt es auch, daß dieſe Wunde in der Seite des Unterlei-

bes eine Nachahmung der Seitenwunde des Heilandes seyn sollte, als wodurch sie demselben auch in ihrem Tode ähnlich zu werden hofte. Jedoch wenn wir auch diese Vermuthung auf ihren Werth und Unwerth beruhen lassen, so bleibt immer ein prämeditirter Selbstmord durch Frömmigkeit und Sehnsucht nach dem Heiland veranlaßt, eine sehr auffallende Begebenheit. Sie ist ein Räthsel, dessen Auflösung ich denjenigen überlasse, deren psychologisch-theologische Kenntnisse weiter gehen, als die meinigen. Für die Wahrheit der Thatsache bin ich Bürge.

J. D. Metzger,
Doct. Med. Hofrath und Kreisphysikus in Königsberg.

IV.

Eigener Aufsatz von einen Selbstmörder unmittelbar vor der That.

Es hat dem Allmächtigen gefallen, meinen Verstand zu schwächen, meine Denkkraft zu zerrütten, und mich zu Erfüllung meiner Pflichten unfähig zu machen. — Mein Blut wallt seit der Zeit in verzweifelnden Schlägen, und ich muß ihm luft machen. — Wie? ich bekleide einen Dienst — ich schände ihn, indem ich seinen Pflichten nicht genüge — ich

— ich hindere einen beſſeren Menſchen, ihn würdiger zu bekleiden? —

Dieß kleine Brodt, über das ich klagen müßte, daß es mich und mein Haus nicht ernähren kann — auch das verdien' ich nicht? — auch das eſſe ich mit Sünden? und ich athme noch? und ich! — Tödtender Vorwurf, den ein wohlbehaltenes Gewiſſen mir macht — Ja! eine Gattin — und ein Kind, das mir ſein Daſeyn vorrückt — erfordern meine Vorſorge — Aber ihr wißt nicht — Ihr meine Angehörigen, daß wenn mein unglückliches Weſen nicht plötzlich aufgelöſet wird — meine geſchwächte Geiſteskräfte euren Beiſtand erfodern, und ich ſtatt zur Hülfe euch zur Laſt ſeyn werde! Beſſer, daß ich beizeiten meinem Unglück ein Opfer werde, als daß mein Stand, wenn die Täuſchung auch noch lange währte, die letzten Pfennige des Erbtheils meiner armen Gattin aufzehre — Wie ſehr hat mich jede kleine Poſt, die ich davon zu Bedürfniſſen, die gemein waren, aufnehmen mußte, weh' gethan, ohne daß meine Gattin meine Thränen verurſacht oder geſehen hat — Es iſt Pflicht für jeden, das zu thun, was ihm am zuträglichſten iſt — das fordert Vernunft — daſſelbe die Religion — Mein Leben, ſo wie es jezt iſt, iſt ein thieriſches, vernunftloſes Leben — es genügt nicht ſeiner Beſtimmung, nicht ſeinen Pflichten — Ein pflichtwidriges Leben iſt für mich moraliſcher Tod, und dieſer ärger, als der phyſiſche —

für die wenigen, denen ich nun schon ihr Daseyn nicht erleichtern kann, ists wenigstens Pflicht, es ihnen nicht zu erschweren, und eine Bürde ihnen abzunehmen, die über kurz oder lang sie drücken müßte.

Ein späterer Absatz, einige Monate nach vorstehendem geschrieben.

Ich setze die Gedanken auf, die ich schon vor wenigen Wochen hatte, meinem unglücklichen Leben ein Ende zu machen, und mein Herz recht vor mir selbst auszuleeren und zu ergründen — Täuschende Hofnungen eines erträglicheren Zustandes setzten meine verzweifelnden Entschlüsse bisher aus — Nun habe ich noch das liebe Kind verloren — Ich Unsinniger — ganz widersinnisch schmerzt mich sein Verlust, da ich doch Gott preisen sollte — ihn allen Leiden entrückt, meinen Sorgen ihn entnommen zu haben — Mein Hoffen der verlornen Geisteskräfte ist vergebens gewesen — mein Kopf versagt mir noch die kleinsten Dienste, und die läppischsten Beschäftigungen wollen ihm nicht gelingen.

Jezt ist es Zeit, den unglücklichen Lebensfaden zu zerreißen, jezt, da meine Gattin von der Sorge für ein verwaistes Wesen frei ist, bevor noch täuschende Augenblicke einer vorbeirauschenden Freude mich dahin führen, Abkömmlinge meines jetzigen trauervollen Zustandes in die Welt zu setzen. Und welch ein quälender Vorwurf, der Urheber des Unglücks anderer zu seyn!

So

So blute dann dein Herz, armes Weib — einmal muß es doch bluten, und gewiß länger, gewiß gefährlicher, wenn meines nicht verbluten sollte — Mein Kopf sollte meine und deine einzige Stütze seyn — hört er auf, es zu seyn, so wird er last mir und dir — und was hilft ein Herz ohne Kopf — eine Larve ohne Gehirn deinem unglücklichen Gefährten.

Dieß sey dein Trost, du verlierst keine Stütze, sondern eine Bürde, und er lässet dir wenigstens keine Erben seines Elendes dir zur last.

Meinen Trost mag meine Asche finden, wenn sie in Lüften zerstäubt.

Deine Standhaftigkeit ist jezt mein Trost, sie übertrift hunderte meines und tausende deines Geschlechts — Du hast als Mutter und Gattin deine Pflichten stets treulich erfüllt, und das giebt dir die gerechtesten Ansprüche an deiner Nebenmenschen Hülfe, die nicht Barbaren sind — Gott, der mir seinen Schutz versagte, sey mit dir — Dein Glück ist noch nicht verdorben — wie es durch die Fortdauer meines unglücklichen Lebens werden könnte.

Neuer Absatz.

Beynahe vier Monate habe ichs von neuem gewagt zu leben, aber mein Elend hört nicht auf — das hin und wieder gehabte Vergnügen war Blendwerk, und konnte die gewissere Stimme, mit mei-

nen Pflichten uneins zu seyn, nicht erstiken; auch der einzige bisherige Trost, daß mein Unglück nicht meine Schuld ist, verläßt mich — So hilf mir denn mein Gott die Hütte gänzlich zerbrechen, die du als die meine mir gabst, und die Pflicht gegen mich und andere zu verlassen gebietet. 15. Mai 1783.

Letzter Absatz vom 18ten May, am Tage der Entleibung.

Nun noch eine kleine Erklärung, wills Gott, die letzte an die, die im Leben mich ihrer Freundschaft, Gewogenheit und Theilnehmung, und daß ichs recht sage, Mitleids würdigten. Mitleids — wie grausam, wie erniedrigend, wenn man nichts als Mitleid erwarten kann, wenn man auf eigene Mittel, auf eigenen Trieb zu seinem Fortkommen entsagen muß.

Wie demüthigend dieß sey — wie schaudernd der Gedanke, seine Pflicht hintanzusetzen, seinen Amtseid zu vernachläßigen, dem, der Jahre lang darinnen seine Genugthuung, seine Wollust gesucht hat — sey Gott bewußt — Behalte ich nach diesem Leben noch Freunde, nun dann weihet meinem unglücklichen Andenken eine mitleidige Zähre!

Ich danke denn Gott, der uns alle schuf, für unzählige glückliche Vorfälle, die er nicht selten auch mir hat zufließen lassen — aber nun erschwert das Andenken verlebten Glücks meine Verzweiflung.

Ihr,

Ihr, die ihr nach den Buchſtaben der Schrift lebet, ruft ſie nicht auch euch zu: ärgert dich dein Auge, ſo reiß es aus, deine Hand, dein Fuß, ſo haue ihn ab. Wenns nun der Kopf iſt, der mich ärgert, warum ſoll ich mich ſeiner auch nicht entledigen?

Mein Leben war ein Geſchenk Gottes — er lieh es mir, um zu meinem und meiner Nebenmenſchen Vortheile damit zu wuchern — Dieſe Ausſichten ſind nun nach vielfältigen Verſuchen für mich verloren — ich bringe es alſo dem zurück, der mir es gab, unfähig, den Gebrauch, wozu er mir es lieh, davon zu machen.

Ich rufe dich, mein Gott! noch hier zum Zeugen, daß ich nicht Gutes that, weil ich Belohnung hofte, nichts Böſes ließ, weil ich vor ewigem Feuer mich fürchtete — Nein, weil ich glaubte, daß dieß meinem Gotte, den ich unverfälſcht als meinen Herrn, als ein unendliches Weſen ehrte, gefällig ſeyn würde — wie ſollte ich wider ihn murren, daß er mich mit Sinnloſigkeit ſtrafte — Viel Tauſende leben glücklich, und ihr Schickſal entſcheidet für ſeine unendliche Güte.

Nicht meinem Eide kann ich gerecht werden — denn der Kopf ſchwärmt, ſtockt, wenn er ſeinen Pflichten nachgehen ſoll — Parthen, deren Zutrauen, deren Gerechtſame mir heilig ſeyn ſollen, leiden, und ich ſchände durch eine unwillkührliche Unthätigkeit ein anſehnliches Collegium, deſſen Mit-

glied ich geheißen habe — Ich ſoll meine Gattin verſorgen, und die Quelle eigener Erhaltung verſiegt — Ich war der Stolz meiner Verwandten, und ich ſoll nun ihre Schande werden — was bleibt mir Armen noch übrig — nichts, als hinzukehren wo ich herkam — Es iſt nicht Standhaftigkeit der Seele dieſer Entſchluß, wiewohl man Weiſe darum für weiſe gehalten, weil ſie ihn ergreifen konnten. Aber es iſt Noth, die meine Seele aus dem Zirkel dränget, worinnen ſie bisher als ein Fremdling gewandelt hat — Du wirſt ſie nicht darum verwerfen, mein Gott! Und ſollteſt du ſie in Staub und Aſche gleich der zerbrechlichen Hütte verwandeln, ſo iſt ihr Schickſal erträglicher, als Schade und Nachtheil einem ganzen Staate, oder doch einer ganzen Familie, deren Wohl dem Beherrſcher der Menſchen mehr als das Wohlſeyn Eines Menſchen am Herzen liegen muß, Jahrelang zu verurſachen.

Wie danke ich dem über alles würdigen Herrn Hofgerichtsdirektor für die mir bewieſene Nachſicht mit meiner Schwachheit, ohne welche ich unbedacht dieſen Schritt ſchon lange unternommen haben würde, den ich nun nach vielen mißlungenen Proben, das unglückliche Leben thätig zu verleben, verſchoben, und nun erſt dazu ſchreite, da die vergeblichen Verſuche mich überzeuget, daß mein Hoffen thöricht ſey — Wie beruhigt mich der Gedanke, dieſe Ueberzeugung zu haben!

Man

Man ergründe meine jetzige Geisteskräfte, besonders wenn sie auf Arbeiten, die mein Fach sind, angewandt werden, man wird finden, daß sie so wenig als gar nichts leisten — Der Kopf verliert sich in Grübeleien, in dem Wunsche, alles recht zu machen, nnd in der Besorgniß, die die Folge begleitet, nichts Vernünftiges hervorzubringen — Man balancire dagegen den großen Umfang meiner Pflichten — und wie richtig wird der Schluß: daß zum Tollseyn nichts übrig bleibt — Ists nun nicht vernünftiger, der Rechnung ein Ende zu machen, als die unvermögenden Geisteskräfte mit mehreren Schulden zu häufen? — Nicht besser, die Null davon zu rücken, auszustreichen, als durch sie tausend Uebel entstehen zu lassen?

O möchte die Nachwelt dieß zu meiner Entschuldigung dienen lassen! Dank dir, lieber Gott, wenn du mit mir mein Elend hinwegschafft, und o, möchtest du alles Unheil andern Menschen auf eine gelindere Art abnehmen! — Dir sey meine gute, würdige Gattin zur bessern Versorgung empfohlen — Oefne ihr die Augen, daß sie durch meinen Verlust nicht verliert, sondern gewinnt — Die Reichen unter ihren Verwandten müssen vor der Hand — und dann wolleſt du weiter für sie sorgen — Vergelte, mein Gott, auch allen denen, die mir während der Zeit meines Hierseyns manche vergnügte Stunde gemacht, jede derselben mit tausendfältigen Wohlthaten, und erhöre dieß letzte Gebet.

V.

Einige Reflexionen über den vorhergehenden Aufsatz.

Der Unglückliche, der dieß schrieb, schickte Sonntags den 18ten May 1783 seine Frau in die Kirche, schrieb den Schluß seines vorstehenden Vermächtnisses, nahm ein Scheermesser, schnitt sich in den Hals, und verfehlte den Tod. Er öfnete sich die Handadern, und verfehlte ihn noch; darauf trat er ans Fenster, sah seine Gattin aus der Kirche kommen, floh zurück, nahm einen Hirschfänger, und durchstieß sich die linke Herzkammer. Da lag er noch blutend, als seine Frau zu ihm ins Zimmer trat, sah sie an und verschied.

Du bebest, Leser! wohl bebe! das ist der Mensch. Vernunft und Unsinn führen ihn so oft zu demselben Punkte. Aber verweile noch bei dem blutenden Leichnam. Es liegt kein Werther vor dir, der einem Mannsleben ein Knabenende machte, weil er sich in eines andern Weib vergaft hatte. Ein Mann hat sich in den Staub gestreckt, der Edelmuth und Nachdenken besaß, lange seinen Entschluß überlebte, und mit festem Schritte aus der Welt gieng.

Dieser Tod ist werth des Anschauens des Weisen, werth der Betrachtung des Seelenarztes; was

ich

ich zu ſeiner Erläuterung weiß, will ich zu Ergänzung deines Nachdenkens erzählen.

Dieſer entflohne diente der Juſtiz vor der letzten Verbeſſerung der Oſtpreußiſchen Juſtizeinrichtung, bei einem der nun aufgehobenen kleinen Juſtizcollegien als Mitglied. Von da ward er bei Stiftung des Oſtpreußiſchen Hofgerichts zu Inſterburg an ſelbiges als Aſſiſtenzrath befördert. Seine Mutter iſt irre, iſt es bei der Niederkunft mit dieſem Unglücklichen geworden; das iſt ein erheblicher Umſtand. Er ſelbſt war ein Mann von Verſtand und lebhaftem Witze. Er hatte gute theoretiſche Gelehrſamkeit. Sein Herz war unverbeſſerlich ehrlich. Er beſaß viele Lebhaftigkeit. Er hatte — was jeder vernünftige Selbſtmörder hat — Stolz! aber nicht den Stolz eines Federnhuts, den Stolz des Geldkaſtens, des Patents oder Diploms, nicht einmal den Stolz der Gelehrſamkeit, ſondern den Götterſtolz der Selbſtkraft, des Verſtandes und der Rechtſchaffenheit.

Seine Phyſiognomie war auffallend. Ein großes dunkles ſehr lebhaftes Auge, das nur darum mißfiel, weil es ſo oft einen unterdrückten Gedanken zuzudecken ſchien, und eben ſo oft Wildheit wegſtrahlte, ein unangenehm weiter Mund, eine große hart herausſtehende Naſe, ſind die Hauptzüge, die mir ſo erinnerlich ſind, daß ich ſie herzeichnen kann. Lavater würde beides, Selbſtmord und lan-

ges würksames Leben, nach Belieben daraus hervor geschwärmt haben.

Sein äußeres war ohne Grazie. Die Geckereien eines Maineck, maitre de danse & des graces de plusieures residences de l'Europe, waren den Königsbergern damals, als unser gefallener erzogen ward, noch nicht bekannt.

Als er noch beim Justizcollegio diente, fühlte er Wallungen des Bluts, die auf sein Gehirn wirkten, und ihn in seinen Amtsgeschäften hinderten. Er kam ans Hofgericht zur Zeit einer Proceßordnung, die den Richter nicht mehr so lange schlafen läßt, bis Advokaten sich satt und fett geredet haben, sondern zu einer Zeit, wo der Richter in jedem Schritte jedes Processes mit Vernunft und Weisheit das Wohl der Partheyen selbst überlegen soll. Er fühlte den hohen Werth des Vertrauens, das der Staat in seine Bürger setzt, wenn er ihnen Mitbürgerwohl anvertraut. Er fühlte den hohen Adel des Berufs, Richter des Volks zu seyn. Er fühlte alles lebhaft, also auch diese Berufsgefühle. Er strebte mit unermüdetem Eifer, seine Pflicht zu erfüllen. Dabei aber fühlte er wiederhohlte Anfälle von Verstandesschwäche; Anfälle, die in alltäglichen Gesellschaften sogar auffielen, und von denen seine Bekannte und Freunde oft in die Besorgniß gesetzt wurden, daß er mit der Zeit wahnsinnig werden könnte.

Seine

Seine Amtsarbeiten waren mühsam erdachte Grübeleien. Sie glichen einem vorsetzlichen Bestreben, dem wahren Gesichtspunkte durch Trugschlüsse auszuweichen. Wenn man sie las, so fand man Fleiß darin und Scharfsinn, zugleich aber auch die gesuchteste Sophisterei und unaufhörliche Distinktionen, deren Verkettung die Wahrheit fast unvermerkt aus der Bahn schob.

Sophisterei — wie sein Vermächtniß Sophisterei ist, aber nie war sein Stil so klar, wie in diesem seinen letzten Aufsatze, stete Einschiebungen, Verwebung der Perioden machten, was er schrieb, unangenehm zu lesen.

Es konnte nicht fehlen, daß seine Arbeiten das Collegium nicht hin und wieder befremden musten. Er kam auch der öfteren Indispositionen wegen in Rückstände. Als er vor acht Monathen einst darüber in Freundschaft erinnert ward, antwortete er: „ich sehe es recht wohl ein, daß meine Arbeiten unbrauchbar sind. Mein Kopf ist ganz unfähig zu arbeiten, und wenn sich das nicht bald ändert, so muß man einen andern Entschluß fassen.“ Diese letzte Aeusserung sprach er mit Nachdruck aus. Sie konnte aber nicht auf das jetzt geschehene gedeutet werden.

Einige Zeit darnach ist er gefunden, wie er alle seine zugeschriebene Arbeiten rund um sich gelegt

legt gehabt, jede angefangen und abgebrochen hat, weil es ihm Kopfschmerzen nicht erlaubt hätten, sie fortzusetzen. Sein Verstand ließ ihn seinen Zustand ganz fühlen. Er besorgte zu seinen Amts- und häuslichen Pflichten einst ganz untüchtig zu werden, beide lägen ihm gleich treu am Herzen.

Er hatte veranstaltet, daß seiner verlassenen Gattin, noch an dem Tage, da er sie verließ, eine genaue Nachweisung ihres Eingebrachten zugeschickt ward.

Sein letzter Aufsatz beweiset, daß er sich selbst gefürchtet hat, wahnsinnig zu werden, und daß diese Furcht, Furcht der damit begleiteten Schande, und des seiner Ehegattin daraus besorglichen Unglücks, ihm den Tod, als das leichtere Uebel gezeigt, und ihn aus der Welt gedrängt hat.

Ein alter Weiser sagte: „will man dir nicht „verstatten, zweckmäßig zu leben, so mache deinem „Leben ein Ende, aber so, daß es dir nicht lasse, „als obs dir ein Unglück dünke; wenn's in meiner „Stube raucht, so gehe ich heraus; was ist dabei „schweres oder erschreckliches? “

Dieser Philosoph sagt offenbare Spitzfündigkeit: wie leicht ist jeder Rauch zu stopfen, und wenn das gar nicht mehr möglich ist, so löscht der Mann das Feuer aus, um des Rauchs enthoben zu seyn,

und nur der Weichling entläuft lieber, um nicht ohne Wärme zu wohnen.

„Mein Entschluß ist nicht Standhaftigkeit, sondern Noth der Seele.“

Dies ist das redliche Bekenntniß des Blutenden, der uns, meine Leser! hier zusammenbrachte. Wir haben ihn nun gesehen. Laßt uns wieder zu unserm Berufe gehn! Es geschiehet nichts neues unter der Sonne.

C. G. G. Glave,
Regierungs- und Hofrath zu Insterburg.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Psychologiſche Betrachtungen auf Veranlaſſung einer von dem Herrn Oberkonſiſtorialrath Spalding an ſich ſelbſt gemachten Erfahrung.

(S. dieſes Magazin 1. B. 2. St. S. 38.)

Bei jeder äußerlichen willkührlichen Handlung geſchiehet eine Art von Uebergang aus der Seelenwelt in die Körperliche. Die Urſache iſt geiſtig, die Wirkung körperlich. Die Veränderung im Körperlichen erfolgt, weil die Seele für gut findet, begehrt, will, einen Antrieb empfindet, oder einen Bewegungsgrund denkt; mit einem Worte, nach etwas zielet, das ſie zu erreichen ſtrebt. Abſicht, Endzweck, Vorſatz, begehrtes Gut iſt die wirkende Urſache, und die Wirkung iſt Bewegung in den Gliedmaßen des Körpers. Was in während dieſem Uebergange aus dem Geiſtigen in das Materielle, noch geiſtig iſt, nenne

nenne ich **würksame Idee**; (im Gegensatz der blos spekulativen Ideen, die sich nicht über das Gehirn und etwa das System der Empfindungsnerven erstrecken, ohne auf die Bewegungsnerven Einfluß zu haben, und die ich dieserhalb **unwürksame** Ideen nennen will;) und was davon in die Materie zuerst übergeht, **organischen Anstoß**, erste **Regung**. Die in dem Augenblick des Ueberganges würksame Idee erzeugt den organischen Anstoß, und diese ist der Anfang einer Bewegung, die sich, nach den Gesetzen der körperlichen Bewegung, alsdann in der Materie weiter fortsetzet, und zum Ziele führet.

Ich weiß, daß nicht alle Weltweisen einen solchen Anfang der Bewegung zugeben; daß man gute Gründe hat, zu glauben, es entstehe überall keine neue Bewegung in der Natur; ja, wie einige hinzuthun, auch keine neue Richtung der Bewegung; sondern eine gewisse Quantität der Bewegungskräfte, so wie der Richtungen, bleibe vor und nach jedem Anstoße, vor und nach jeder Veränderung, gleich groß. Wenn Körper an Körper stoßen, hat dieses seine Richtigkeit. Ob sich aber dieses beim Uebergange aus der Ideenwelt in das Materielle eben also verhalte, und auch da keine neue Bewegung entstehe, und keine neue Direktion ihren Anfang nehme, scheint so ausgemacht noch nicht zu seyn, und die Analogie kann hier nicht völlig entscheiden. Indessen kömmt es mir hier auf diese spe-

kula-

kulative Unterſuchung nicht an. Ich bleibe bei der bloßen Erfahrung ſtehn, die einen ſolchen Uebergang außer Zweifel ſetzt. Wie dieſer Uebergang erklärt und begreiflich gemacht wird, laſſe ich vor der Hand dahingeſtellt ſeyn, und halte mich an die Erfahrung ſelbſt, die ein jeder mit ſeinem ſpekulativen Syſtem in Uebereinſtimmung zu bringen, ſuchen mag.

Iſt eine freiwillige, oder willkührliche Bewegung aus mehrern einfachen zuſammengeſetzt; ſo wird eine Folge von organiſchen Stößen a. b. c. d. mit einer ihr entſprechenden Reihe von würkſamen Ideen A B. C. D. gleichförmig fortrücken; dergeſtalt, daß in dem erſten Augenblicke der Veränderung, die Idee A, oder die Voremfindung und Vorſtellung von dem begehrlichen Gute, das Verlangen und Beſtreben nach demſelben, das größte Moment der Würkſamkeit habe, und den organiſchen Stoß a. hervorbringen wird. In dem zweiten Augenblicke, wird dem Vorſatze gemäß, das Moment der Vorſtellung B. an Würkſamkeit das größte ſeyn, und den Anſtoß b. verurſachen, u. ſ. w. bis am Ende die Abſicht erreicht, und das Begehrte erzielt wird. Indem ich hier ſchreibe, entſteht in meiner Seele, Kraft des Vorſatzes; die Reihe der Buchſtaben, die zu meiner Abſicht gehören, erlangen in ihrer Folge, einer nach dem andern die größte Lebhaftigkeit, das größte Moment der Würkſamkeit, und erzeugen in den Organen die ihnen angemeſſene

nächſtene Reihe von Bewegungen, bis der Vorſatz ausgeführt iſt.

Daß das Moment der Wirkſamkeit auf dieſe Weiſe von Idee auf Idee fortrückt, und ſo die ganze Reihe durchwandert, geſchiehet Anfangs bei ungeübten und ungewohnten Handlungen, Kraft des Vorſatzes, der dieſen Fortgang erfordert, und die Ideen auf dieſe Weiſe verbindet; geſchiehet alſo in ſo fern noch mit vollem Bewußtſeyn der Seele, und gleichſam unmittelbar auf ihren Befehl; wie an einem Menſchen zu erſehen iſt, der buchſtabiren, ſchreiben oder ein Inſtrument ſpielen lernt. Wenn aber dieſe Handlungen öfter wiederhohlt werden, ſo entſtehet eine ſo genaue Verbindung zwiſchen den Begriffen ſowohl, als zwiſchen den organiſchen Stößen, daß ſie ſich einander, wie die Glieder einer Kette, nachziehen, ſobald das erſte Glied fortgezogen wird.

Alsdann iſt das deutliche Bewußtſeyn der Seele bei jeder einzelnen Handlung nicht mehr nöthig. Das Bewußtſeyn des Vorſatzes im Ganzen erzeugt die erſte wirkſame Idee und die ihr entſprechende organiſche Regung; alles übrige erfolgt von ſelbſt, vermittelſt des feſten Zuſammenhangs der Ideen, immer noch als eine Wirkung der Seele, aber ohne deutliches Bewußtſeyn derſelben. Ich ſage, die ganze Reihe der Veränderungen hört deswegen nicht auf, eine Wirkung der Seele zu ſeyn; ob dieſe ſich gleich derſelben nicht mehr bewußt iſt. Denn da

dergleichen Handlungen Anfangs nicht anders als mit Bewußtseyn der Seele und durch ihre thätige Einwirkung erfolgen, das Bewußtseyn aber in der Folge allmälig und nach dem Geſetze der Stetigkeit abnimmt; indeß der Einfluß der Seele noch immer dieſelbe Wirkung hervorbringt; ſo muß auch alsdann, wenn das Bewußtſeyn völlig verſchwindet, die Handlung ſelbſt der Einwirkung der Seele nicht entzogen werden. Anfangs beim Buchſtabiren z. B. muß jede Silbe, jeder Buchſtab mit Bewußtſeyn der Seele betrachtet und zum Laute gebraucht werden. So wie die Fertigkeit von der einen Seite zunimmt, nimmt von der andern Seite das Bewußtſeyn allmälig und ſtetig ab, bis es am Ende ganz verſchwindet, und wir ohne deutliches Bewußtſeyn fortleſen können. Dieſe ganze Folge von dem deutlichſten Bewußtſeyn, bis auf die ſchnellſte Fertigkeit, gehet ſo ununterbrochen fort, daß es nirgends abſetzende Gränzen giebt, wo die Handlung ſelbſt eine Wirkung der Seele zu ſeyn aufhöret, und eine blos mechaniſche Wirkung des Körpers zu werden, anfangen ſollte.

Im Vorbeigehen ſei es erinnert, daß ich dieſe Beweiſesart für ſehr fruchtbar in der Philoſophie, und insbeſondre in der Seelenlehre halte; und ich weiß mich keines Logikers zu erinnern, der ſie ausdrücklich angeführt hätte. Im allgemeinen würde ich ſie folgendergeſtalt ausdrücken:

Wenn

Wenn x, und y veränderliche Grade vorſtellen, und wir bemerken, daß Ax und By, unter mancherlei Ab- und Zunahme von x und y, in Cauſalverbindung ſtehen; ſo muß dieſe Cauſalverbindung nicht aufhören, wenn auch x oder y, oder beide = o werden.

Es iſt, wie es ſcheint, eine bloße Anwendung der in der Algebra ſo nützlichen Fluxionalmethode auf die unausgedehnte Größe, die aber in der Philoſophie mit gutem Nutzen gebraucht werden kann. So läßt ſich z. B. durch dieſe Methode beweiſen, daß die Seele im tiefſten Schlafe nicht aufhöre, Vorſtellungen zu haben; daß die Gegenſtände, die mit ihrer Entfernung, immer ſchwächer auf die ſinnlichen Organe würken, in der größten Entfernung doch niemals ihre Einwirkung auf die Sinne völlig verlieren; und daß alle Lebensbewegungen in dem Körper Mitwirkungen der Seele ſeyn müſſen, ſo daß eben die Seele, welche in den heftigſten Leidenſchaften auf die Verdauung, Umlauf des Geblüts u. ſ. w. einen ſo merklichen Einfluß zeigt, auch in dem ruhigſten Gemüthszuſtande nicht ganz ohne Einwirkung auf dieſe Lebensverrichtungen bleiben könne. Dergleichen pſychologiſche ſowohl als phyſiologiſche Sätze giebt es ſo manche, die von verſchiedenen Weltweiſen in Zweifel gezogen werden, und, wie mich dünkt, auf dieſe Weiſe unumſtößlich zu beweiſen ſind. Jedoch iſt hier der Ort nicht zur weiteren Ausführung derſelben. Ich begnüge

mich, ſie hier dem Nachdenken der leſer empfohlen zu haben, und kehre zu meinem Thema zurück.

Gewohnte und geübte Handlungen, in welchen wir einige Fertigkeit erlangt haben, können wir verrichten, und zugleich etwas anders deutlich denken; das heißt, wir können eine Reihe von **wirkſamen** Ideen fortſetzen und die ihnen gemäßen **organiſchen** Veränderungen hervorbringen, indem wir eine heterogene Reihe von **unwirkſamen** Ideen mit den Gedanken verfolgen, deren wir uns bewußt ſind; ja wir können neben **einer** Reihe von unwirkſamen Vorſtellungen, **mehr** als **eine** Reihe von wirkſamen Ideen verfolgen, auf mehr als ein Organ des Körpers zugleich wirken, ohne daß ſich dieſe verſchiedene Reihen einander hemmen oder verwirren. So kann ein geübter Muſikus z. B. auf einem Inſtrument mit beiden Händen und Füſſen ſpielen, das heißt in jedem dieſer Organe eine andre Reihe von organiſchen Bewegungen hervorbringen, und zugleich etwas ganz anders denken und ſprechen. Man kann gehen, ſingen, und nachſinnen zugleich. Frömmlinge, die ſich gewöhnt haben, gewiſſe Gebetsformeln, ohne Andacht herzuplappern, können unterdeſſen ganz heterogene Gedanken verfolgen, und ihre Formel gleichwohl ganz richtig herſagen.

Auf ſolche Weiſe kann die Seele fünf bis ſechſerlei Bewegungen in den Gliedmaßen willkührlich her-

hervorbringen *), das heißt, so viele Reihen von wirksamen Ideen zugleich durchzusetzen, und neben denselben eine heterogene Reihe von deutlichen Gedanken verfolgen, ohne sie zu verwirren. Sie muß indessen ihre Kraft theilen, und die dunkeln Ideen mancherlei Art, die zugleich wirken sollten, vermittelst der Ideenverbindung durcheinander weben, ohne ihre Aufmerksamkeit von den Gedanken abzuziehn, die sie nebenher fortsetzen will. Ich glaube aber nicht, daß es möglich sei, mehr als eine Reihe von unwirksamen Begriffen zugleich zu haben; das heißt, mehr als eine Kette von deutlichen Gedanken auf einmal zu führen, ohne sie zu verwirren. Daß so mancher mehr als einem Schreiber, und jedem eine andre Reihe von Gedanken zugleich diktiren kann, macht hierinn noch keine entscheidende Erfahrung. Es scheint, daß man genöthigt sey, jedesmal den Faden der übrigen Gedanken gleichsam fallen zu lassen, indem man **Einen** verfolgt, und so wechselsweise

*) So viel nehmlich Organe überall in unsrer Willkühr stehen; als der Kopf, der Mund, beide Hände und beide Füße, ohne die ganz dunkeln Ideen mitzuzählen, die zur Bewegung, Richtung und Haltung des ganzen Körpers, selbst beim Sitzen, erforderlich sind. Die genaue Anzahl der willkührlichen Bewegungen, die zu gleicher Zeit geschehen können, läßt sich schwerlich bestimmen. Es ist erstaunlich, wie weit es gewisse Menschen durch anhaltende Uebungen hierinn gebracht haben.

weiſe einen Faden nach dem andern wieder aufnehmen muß, um das Gewebe zu vollenden. Dieſes heißt aber nicht, verſchiedene Reihen von Gedanken zu gleicher Zeit denken, ſo wie man verſchiedene willkührliche Bewegungen zu gleicher Zeit hervorbringen kann.

So oft wir verſchiedene Reihen von wirkſamen Ideen mit einer von deutlichen Begriffen verbinden ſollen, muß keine einzige Vorſtellung eintreten, die durch die Stärke des Eindrucks, oder des Antheils, den die Seele daran nimmt, ihre ganze Aufmerkſamkeit an ſich ziehet. Sobald dieſes geſchiehet, wird die Wirkung der Ideenverbindung gehemmt; die Handlung wird unterbrochen, und es entſteht ein Stocken und Anhalten in der Fortſchreitung, bis die Seele ſich ſammlet, und Kraft des deutlich bewußten Vorſatzes, wiederum den erſten Stoß giebt. Einen ſolchen Zuſtand nennen wir **Zerſtreuung.** Wir ſagen, der Menſch ſei zerſtreut, wenn er **durch fremde, ihm angelegentliche Vorſtellungen verhindert wird, eine ſonſt gewohnte Handlung in gehöriger Ordnung zu verrichten.** Wenn er nicht gegenwärtiges Geiſtes iſt, das heißt, öfters durch intereſſantere Vorſtellungen abgerufen wird.

Hierdurch läßt ſich erklären, warum gewiſſe Handlungen niemals beſſer von ſtatten gehen, als wenn ſie mit einiger Geſchwindigkeit verrichtet werden. Dem Redner, der eine gewiſſe Rede auswendig gelernt hat, wird ſein Gedächtniß treuer bleiben,

wenn

denn er ſolche mit der gewohnten Geſchwindigkeit hersagt. Der Schreibmeiſter muß ſeine gewundenen Züge, und der Maler ſeine Pinſelſtriche mit Keckheit gleichſam hinwerfen, wenn ſie gelingen ſollen; und dieſes wird hauptſächlich in allen Fällen nöthig ſeyn, wo die zuſammengeſetzte Handlung Ein ſtetiges Ganzes ausmachen ſoll, wie in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften der Fall iſt. Alsdann muß durch die Schnelligkeit verhütet werden, daß keine fremde Nebenidee ſich einſchleiche, und der Zuſammenhang der wirkſamen Begriffe, ſo wie der organiſchen Regungen, die ſich einander von ſelbſt anrufen ſollen, unterbreche. So oft dieſes geſchiehet, geräth die Handlung, wie wir geſehen, ins Stocken; die Seele muß, durch Bewußtſeyn des Vorſatzes, von neuem wieder anfangen, und den erſten organiſchen Stoß geben; daher das Ganze ſeine Einheit und Stetigkeit verlieret. Das öftere Ablaſſen und Anſetzen der willkührlichen Handlung giebt ihr ein Anſehn der Aengſtlichkeit, das Mißfallen erregt, wie ſolches an mühſamen Copien nach einer fremden Hand wargenommen wird, wo der Künſtler nicht aus eigener freier Kraft und Ideenverbindung, ſondern immer nach Vorſchrift und Muſter wirken, das heißt, wo er die organiſchen Regungen nicht in ununterbrochner Reihe fortrücken laſſen kann, ſondern öfters abſetzen, und niederum von Neuem anfangen muß.

Ferner müssen auch die zwei wirksame Kräfte zusammenstoßen, die auf eben dasselbe Organ würken, und Verrichtungen verschiednet Art hervorzubringen bemüht sind. Denn so oft eine solche Collision entstehet, erfolgt eine Art von Schwankeit und Ungewißheit in der Seele, ein Zittern in den Organen der Bewegung, das wir in Rücksicht auf die Organen der Sprache, mit einem besondern Namen zu belegen, und Stottern zu nennen pflegen.

Man sollte glauben, dieser Fehler sey den Organen zuzuschreiben; es müsse nehmlich in der Anlage und dem innern Baue der Sprachwerkzeuge etwas mangelhaft und unrichtig seyn, woraus sich diese Unfähigkeit erklären lasse. Es ist aber aus mancherlei Beobachtungen abzunehmen, daß der Fehler mehr psychologisch, als mechanisch oder organisch seyn müsse. Ich will einige derselben, die ich anzustellen, die beste Gelegenheit gehabt, hier anführen.

1) Im Affekt sind wir alle, mehr oder weniger, dem Fehler unterworfen.

2) Man ist demselben in einer fremden Sprache, die uns nicht so geläufig ist, mehr ausgesetzt, als in der Muttersprache.

3) Mehr, wenn jemand zugegen ist, vor dem wir uns scheuen, diese Schwachheit merken zu lassen.

4) Am wenigsten, wenn man allein ist, laut und langsam spricht, oder gar singet.

5) Wenn der Stotternde zu ſprechen fortfahren will, ſo wiederholt er einige Silben, die er bereits ausgeſprochen, um gleichſam auszuholen, und fährt mit der äußerſten Geſchwindigkeit über die ſchwierige Silbe, ſehr oft ohne Anſtoß, hinweg; zuweilen aber gelingt es das erſtemal nicht, und die Operation muß öfter wiederholt werden.

Alles dieſes würde unbegreiflich ſeyn, wenn ein Mangel in dem Baue der Organen die Urſache des Stotterns wäre. Die Hypotheſe, nach welcher ich mir alle dieſe Erſcheinungen zu erklären ſuche, iſt dieſe. Wir haben geſehen, daß die Seele zu gleicher Zeit mehrere Reihen von wirkſamen Ideen verbinden könne, im Falle ſie nur nicht in Colliſion kommen, daß nehmlich mehr als eine Idee auf daſſelbe Organ zugleich wirken wolle. Mit dieſen Reihen von wirkſamen Ideen kann ſie auch noch eine Reihe von ſpekulativen, deutlichen Gedanken verbinden, die, ſo lange ſie für die Seele kein hervorſtechendes Intereſſe haben, den Lauf der willkührlichen Verrichtungen nicht unterbricht.

Geſetzt nun, es trete in der Reihe der würkſamen Ideen A. B. C. D. u. ſ. w. an die Stelle von D., eine fremde, auf eben daſſelbe Ogan wirkſame Idee, oder intereſſante Vorſtellung K. ein, die mit D. gleiches Moment von Wirkſamkeit hat; ſo wird in der Seele gleichſam ein Hin- und Herſchwanken zwiſchen D und K entſtehn, und indem ſie bemühet

iſt, den organiſchen Stoß d. hervorzubringen, kann wider ihren Willen und Vorſatz, der Anſtoß k. erfolgen. Sobald nehmlich K. ſo wirkſam wird, daß es der Vorſtellung D. die Wage hält; ſo entſtehet ein Stocken im Sprechen. Es iſt nehmlich zwiſchen den Gliedern der Kette, die ſich einander nachziehen ſollen, ein Hinderniß eingetreten, die ihre fernere Bewegung hemmet. Nimmt K, durch Nebenideen etwa, an Kraft und Wirkſamkeit zu; ſo erfolgt der unzweckmäßige Anſtoß K, anſtatt des zweckmäßigen und verlangten Anſtoßes d. Die Seele wird dieſes gewahr, hält ein, und ziehet ſich gleichſam zurück, um durch Lenkung der Aufmerkſamkeit, die Gewalt der Vorſtellung D. zu verſtärken, und den Anſtoß d. hervorzubringen. Dieſes gelinget zuweilen; aber zuweilen entſteht durch dieſe Bemühung blos ein zweites Stocken, das mit dem vorigen denſelben Weg nimmt. Die fremde Vorſtellung, welche dieſe Verwirrung verurſacht, kann zuweilen von der Beſchaffenheit ſeyn, daß ſie in die Reihe der zweckmäßigen Ideen gar nicht paſſet, ſondern aus einer ganz andern Folge von Begriffen ſich hier eingemiſcht hat. Mehrentheils aber ſcheint es eine ſpätere Idee zu ſeyn, die der Stotternde anticipirt, ein Glied der Ideenkette, das zu früh eintreten will, und dadurch die Bewegung hemmet. Die Vorſtellung K. nehmlich, die nach dem Erfordern des Vorſatzes, erſt in der Folge, nach I. ihren Platz hat, erhält etwas zu früh das größte Moment der

Kraft,

Kraft, und unterbricht dadurch die Einwirkung der zweckmäßigen Vorstellung D.

Das Stottern wäre also, nach dieser Hypothese, nichts anders, als eine Art von Collision einer zweckmäßigen mit einer unzweckmäßigen Idee, welche beide auf die Sprachwerkzeuge zugleich wirken wollen, und fast gleiche Momente der Kraft haben. Die Glieder der Ideenkette, die sich, ohne unmittelbare Lenkung der Seele einander nachziehen sollen, werden, durch eine fremde Idee, die sich dazwischen gelegt, aufgehalten, und nunmehr findet die hinzutretende Seele ihre Schwierigkeit, das Hinderniß aus dem Wege zu nehmen.

In einer Gemüthsbewegung drängen sich gewisse Ideen mit einer solchen Lebhaftigkeit und Wirksamkeit vor, daß sie gar leicht den Lauf der zweckmäßigen Ideen unterbrechen können.

Wenn wir uns in einer fremden Sprache ausdrücken wollen, so pflegen wir selten, so lange sie uns nicht sehr geläufig ist, in derselben zu denken, sondern wir denken noch immer in der Muttersprache, und übersetzen uns selbst, in währendem Sprechen, aus der geläufigen in die fremde Sprache. Wir haben also zu gleicher Zeit, nicht nur für das Gegenwärtige, in einer Sprache zu denken, in welcher sich der Ausdruck von selbst darbietet, und in einer andern den Ausdruck aufzusuchen, der uns zu fliehen scheinet; sondern müssen auch für das Nächstkünftige sorgen, denken und übersetzen, damit wir

nicht

nicht ſtocken. Wie leicht iſt hier nicht Colliſion möglich?

Je mehr Perſonen auf die Worte des Redenden aufmerkſam ſind, deſtomehr fremde Vorſtellungen können ſich einmiſchen, und ihn in Verwirrung bringen, und dieſes um deſto leichter, wenn ſich die Furcht mit einmiſcht, ihnen durch den Fehler in der Sprache zu misfallen.

Beim langſamen leſen oder Singen würkt die Seele weniger durch dunkele Ideenreihen und ſich ſelbſt überlaſſene Fertigkeiten, als durch rege Aufmerkſamkeit, mit Willen und Bewußtſeyn, und kann daher weit weniger von einer fremden, unzweckmäßigen Vorſtellung beſchlichen und in Verwirrung gebracht werden. Das laute leſen hat noch überdem den Vortheil, daß die Seele vermittelſt des Gehörs, ſinnlich beſchäftiget und an das Gegenwärtige in der zweckmäßigen Ideenreihe gleichſam befeſtiget wird; dadurch ſie weit weniger ausſchweifen und auf etwas fremdes zu verfallen, aufgelegt wird.

So kann auch auf die entgegengeſetzte Weiſe, durch die äußerſte Schnelligkeit, mit welcher der Stotternde die Reihe der Worte durchfährt, die innige Verknüpfung der würkſamen Begriffe verſtärkt, das Eintreten fremder unzweckmäßiger Ideen verhindert, und die Sprachwerkzeuge in den Stand geſetzt werden, über die ſchwierige Silbe ohne Anſtoß hinzurollen. Eben ſo, wie in der phyſiſchen

Bewe-

Bewegung ein Hinderniß, das im Wege liegt, leichter zu überkommen ist, wenn wir ausholen, und mit der möglichsten Geschwindigkeit darauf zueilen.

Das beste Mittel wider dieses Uebel ist, meiner Erfahrung nach, folgendes: Man gewöhne sich frühzeitig niemals anders, als laut und langsam zu lesen, und vornehmlich nicht mit den Augen zu voreilen, und das Folgende zu schnell vorausnehmen zu wollen. Man belege sich vielmehr das Folgende mit der Hand, und lasse Silbe nach Silbe, so wie sie ausgesprochen werden soll, erst in die Augen fallen. Hierdurch werden nicht nur fremde Vorstellungen entfernt, sondern hauptsächlich das Zuvoreilen späterer Begriffe verhindert, welches in den mehresten Fällen die Ursache des Stotterns zu seyn pflegt. Anfangs wird diese Uebung am besten mit solchen Sachen vorzunehmen seyn, die noch unbekannt sind, davon man also das Folgende nicht aus dem Gedächtnisse vorausnehmen kann. Nach und nach versuche man es mit bekanntern Sachen. Man wiederhole die Bemühung öfters in Gegenwart andrer und vornehmlich solcher Personen, denen man Ehrerbietung schuldig ist, und zu gefallen Ursache hat. Dadurch wird die Seele in der Fertigkeit gestärkt, ihre Ideenreihe in Ordnung zu halten, und alle fremden und unzweckmäßigen Vorstellungen zu entfernen.

In den übrigen Gliedmaßen der freiwilligen Bewegung kann sich etwas ähnliches zutragen, als

hier

hier zur Erklärung des Stotterns in Abſicht auf die Gliedmaßen der Sprache angenommen worden iſt, und hieraus läßt ſich das Schwanken und Taumeln der berauſchten und fieberhaften Perſonen, ſo wie das Zittern der Alten und Schwächlichen begreiflich machen. Bei jenen folgen die Ideen zu ſchnell auf einander, und die Gliedmaaßen der Bewegung können ihnen in eben der Geſchwindigkeit nicht folgen. Es durchkreuzen ſich auch bei ihnen verſchiedene Ideenreihen, und laufen dermaßen durcheinander, daß ſie öfter in Colliſion kommen, und ſich einander hemmen; daher wechſelsweiſe das ſchnelle Zufahren in der Bewegung und das öftere Stocken, welches zuſammengenommen das Taumeln genennt wird. Bey alten und ſchwächlichen Perſonen aber folgen zwar die Ideen mehrentheils in ihrer natürlichen Geſchwindigkeit aufeinander; allein die Gliedmaaßen der Bewegung ſind bey jenen zu ſteif, bey dieſen zu ſchwach, mit den würkſamen Ideen gleichen Schritt zu halten, und ihnen in eben der Zeit harmoniſch zu folgen. Es miſchen ſich alſo fremde und itzt nicht zum Zweck dienliche Begriffe mit ein, und bringen die Reihe der organiſchen Stöße, die der Reihe der würkſamen Ideen entſprechen ſoll, in Unordnung und öftere Unterbrechung. Der Schwindel ſelbſt ſcheint nichts anders zu ſeyn, als das Durchkreuzen und Ineinanderlaufen verſchiedener Reihen von unwürkſamen Begriffen, die ſich mit einer ſolchen Lebhaftigkeit ineinander verlieren, daß

die

die Seele zu schwach ist, sie dem Bewußtseyn unterzuordnen, und sich derselben zu bemeistern. Man wird sich dieses deutlich machen können, wenn man auf die verschiedne Art aufmerksam ist, auf welche der Schwindel zu entstehen pflegt. Jedoch ich verlasse diese besondere Krankheit, die ein philosophischer Arzt von meinen Freunden mit mehrerer Ausführlichkeit zu behandeln im Werke hat, und verweise meine Leser auf die Abhandlung desselben, die wahrscheinlicherweise nächstens zum Vorschein kommen wird.

Ich komme zu der seltnen Beobachtung, die Herr **Spalding** an sich selbst gemacht hat, und die zu diesem Aufsatze die Veranlassung gewesen. Jener Weltweise spricht: die Frage eines Weisen führet die Antwort zur Hälfte mit sich. Mich dünkt, dieses treffe allhier vollkommen ein. Herr S. hat mit so vieler Genauigkeit beobachtet, und die Umstände, die er wahrgenommen, so treffend beschrieben, daß die Hypothese, aus welcher sie erklärt werden können, sich gleichsam von selbst darbietet. Man darf nur seiner Erzählung folgen, und dabei nicht aus der Acht lassen, was oben von der Harmonie zwischen den **würksamen Begriffen** und **organischen Stößen** ist angeführt worden.

„Ich hatte, erzählt Herr S., denselben Vor„mittag in geschwinder abwechselnder Folge **viele** „**Leute sprechen, vielerlei Kleinigkeiten schrei**„**ben** müssen, wobei die Gegenstände fast durchge„hends

„beide von sehr unähnlicher Art waren.“ Diesem nach entstunden in ihm viele Ideenreihen mancherlei Art, deren verschiedene auf dieselben Organe des Sprechens und Schreibens wirksam waren. Diese mußten sich einander desto öfter durchkreuzen und in Verwirrung bringen, je weniger Verbindung sie unter sich hatten, und je mehr die Aufmerksamkeit, wie Herr S. hinzusetzt, immer auf etwas anders gestoßen ward. Dergleichen vielerlei Geschäfte, die durcheinander laufen, pflegen bei jedem andern schon Zerstreuung zu verursachen; einen Zustand, in welchem wir etwas anders verrichten, als wir verrichten wollen. Bei einem Manne, der gewohnt ist, anhaltenden, bündigen Betrachtungen nachzuhängen, und vielleicht geringfügige Geschäfte dieser Art mit Unlust verrichtet, mußte die Wirkung stärker und von längerer Dauer seyn. Seine Aufmerksamkeit ward desto härter angegriffen, da sie nicht gewohnt ist, sich so zerren und stoßen zu lassen, und jeder Kleinigkeit, die sie auffordert, sogleich zu Dienst zu seyn; daher sie am Ende so eingenommen und gleichsam betäubt ward, daß sie seiner freyen Willkühr den Gehorsam versagte, und sich nicht mehr von dem Bewußtseyn des Vorsatzes lenken ließ.

„Zuletzt, fährt Herr S. fort, war noch eine „Quitung zu schreiben. Ich setzte mich nieder, „schrieb die beiden ersten dazu erforderlichen Wörter.“ Hier trat, nach meiner Hypothese, eine

frem-

fremde, auf eben das Organ würkende Idee dazwiſchen, hielt der zweckmäßigen Idee die Wage, und unterbrach die Folge der organiſchen Stöße. „In „dem Augenblicke, erzählt der Beobachter, war ich „nicht weiter vermögend, weder die übrigen Wörter „in meiner Vorſtellungskraft zu finden," (die Menge der mannigfaltigen Ideen hatte dieſe Dunkelheit verurſachet) „noch die dazu gehörigen Züge zu treffen" (die zweckmäßigen Vorſtellungen waren am Moment der Kraft in dieſem Augenblicke nicht die ſtärkſten). „Ich ſtrengte aufs äuſſerſte meine Aufmerkſamkeit an, ſuchte langſam einen Buchſtab „nach dem andern hinzumahlen" (grade ſo, wie die Stotternden beim Sprechen, zuweilen mit gutem Erfolge, zu thun pflegen,) „mit beſtändigem Rückblick auf den vorhergehenden, um ſicher zu ſeyn, „ob er auch zu demſelben paſſe" (daß ſich Hr. S. dieſes Rückblicks und der Bedenklichkeit, ob auch der Buchſtab paſſen würde, ſo deutlich bewußt war, mag wohl den Zuſtand in etwas verſchlimmert haben; indem dadurch die Aufmerkſamkeit noch mehr getheilt, und unzweckmäßigen Ideen mehr Gewalt eingeräumt wurde) „merkte aber doch, und ſagte „es mir ſelbſt, daß es nicht diejenigen Züge wür„den, die ich haben wollte." (Eben ſo, wie der Stotternde eine Silbe nicht herausbringen kann, und eine andre dafür hören läßt. Er merkt es, daß es nicht die zweckmäßige Silbe ſei, hält ein, und ſetzt zu verſchiedenen Malen von neuen an,

um die rechte, zur Absicht dienliche Silbe tönen zu lassen.)

„Ich brach also ab, fährt Hr. S. fort, hieß „den Mann, der darauf wartete, theils einsilbigt, „theils durch Winken, weggehen, und überließ mich „unthätig dem Zustande, in welchem ich mich be„fand. Es war eine gute halbe Stunde hindurch „eine tumultuarische Unordnung in einem Theile „meiner Vorstellungen“ (in der Region der würksamen Ideen) „in welchen ich nichts zu unterschei„den vermochte: nur daß ich sie ganz zuverläßig „für solche Vorstellungen erkannte, die sich mir ohne „und wider mein Zuthun aufdrängten, deren Un„wichtigkeit ich einsahe, auf deren Wegschaffung „ich arbeitete, um den eignen und bessern Ideen, „deren ich mir im Grunde meiner Denkkraft“ (in der Region der unwürksamen, spekulativen Ideen,) „bewußt war, mehr Luft und Raum zu verschaf„fen. Ich warf mich nehmlich, so viel ich unter „dem Schwarm der andringenden verwirrten Bil„der konnte, auf die mir geläufigen Grundsätze von „Religion, Gewissen, und künftiger Erwartung zu„rück: ich erkannte sie für gleich richtig und fest: „ich sagte mir selber, mit der größten Deutlichkeit „und Gewißheit: wenn ich, das eigentliche den„kende Wesen, jetzt gleich, etwa durch eine Art von „Tod, aus diesem in dem Gehirn erregten Getüm„mel, welches mir, nach meiner innersten Empfin„dung, immer etwas fremdes außer mir selbst vor„gehen-

„gehendes blieb, herausgesetzt würde; so würde ich „in der besten glücklichsten Ordnung und Ruhe fort„denken und fortdauern. Bei dem allen war nicht „die mindeste Täuschung der äusserlichen Sinnlich„keit: ich sahe und kannte alles um mich herum „in seiner wahren Gestalt: nur des fremden An„dranges und Gewirres im Kopfe konnte ich nicht „loswerden. Ich versuchte zu reden, gleichsam zur „Uebung, ob ich etwas zusammenhangendes hervor„zubringen im Stande wäre; aber so sehr ich auch „Aufmerksamkeit und Gedanken zusammenzwang, „und mit der äußersten Langsamkeit dabei verfuhr; „so merkte ich doch bald, daß unförmliche und ganz „andere Gedanken erfolgten, als die ich wollte: „meine Seele war itzt eben so wenig Herr über die „innerlichen Werkzeuge des Sprechens, als vorhin „des Schreibens.“

Man siehet gar deutlich, daß die Seele unsers Beobachters, was die unthätigen spekulativen Ideen betrift, ihre Funktion ohne Fehler und Verwirrung verrichten konnte: das Widernatürliche lag bloß in der Funktion der eigentlichen wirksamen Ideen, die in die Gliedmaßen des Sprechens und Schreibens wirken und die ihnen gemäßen körperlichen Veränderungen hervorbringen sollten. Hier hatten sich mancherlei andre, unzweckmäßige Ideen dermaßen gehäuft und zusammengedrängt, daß sie sich zwar einander das Licht benahmen und dunkel in der Seele schwebten; aber das Moment ihrer Kraft ward

dadurch nicht vermindert, und ſie ſtellten ſich der Seele gleichſam in den Weg, ſo oft ſie eine von den ihr ſonſt ſo willigen Saiten, nach Erforderniß ihres Endzweckes, berühren, und in Bewegung ſetzen wollte. Wir ſind zwar Meiſter über unſre Aufmerkſamkeit, und im Stande, ſie nach unſerm Vorſatze zu lenken; aber nur bis auf einen gewiſſen Grad. Die Gewalt der Ideen kann aber ſo ſehr zunehmen, daß wir mit aller Anſtrengung die Aufmerkſamkeit von ihnen nicht abrufen können, und in der Region der wirkſamen Ideen können die dunkelſten Begriffe eine ſolche Gewalt beſitzen, oder vielmehr die Begriffe, die eine ſo große praktiſche Gewalt haben, ſind mehrentheils undeutlich, wegen der Geſchwindigkeit, mit welcher ſie aufeinander folgen, wie bei allen Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten der Menſchen zu erſehen iſt.

Daß in der Region der Gedanken alles wohl und in Ordnung ſey, und gleichwohl in der Region der wirkſamen Ideen etwas widernatürliches, oder gar eine gänzliche Unfähigkeit obwalten könne, habe ich ſelbſt, bei der Nervenſchwäche, an der ich ſeit vielen Jahren leide, nur zu oft erfahren. Die Zufälle meiner Krankheit hat mein Freund, der D. Bloch, der mich, als Arzt und Freund genau zu beobachten Gelegenheit gehabt, in ſeinen Beobachtungen mit vieler Deutlichkeit beſchrieben. Im Anfalle, der mich beim erſten Erwachen aus einem unruhigen Schlafe anzuwandeln pflegte, hatte ich mein völliges

Bewußt-

Bewußtſeyn, war im Stande, jede Gedankenreihe, die ich mir vornahm, mit Ordnung und Deutlichkeit zu verfolgen; nur daß ich aller willkührlichen Bewegung ſchlechterdings unfähig war; weder ein Glied am Leibe regen, noch einen Laut von mir geben, oder die Augen aufthun konnte, und jede Bemühung, die ich anwandte, irgend ein Glied zu bewegen, war völlig fruchtlos, und vermehrte nur die ſehr widrige Empfindung, von welcher dieſer Zuſtand begleitet war. Es war mir nehmlich dabei, als wenn etwas glühendes vom Gehirn herab, den Rückgrad entlang, einſtrömen wollte, und Widerſtand fände, oder als wenn jemand mit glühenden Ruthen mir den Nacken geiſſelte. Ich mußte mich alſo vollkommen ruhig halten, bis ein Eindruck von außenher den Lebensgeiſtern gleichſam die Schleuſen öfnete, daß ſie freien Einfluß hatten, und nunmehr war auch in demſelben Augenblick alles wieder hergeſtellt, und ich völlig wieder Herr über meine freiwilligen Bewegungen.

Demohngeachtet aber iſt es immer dieſelbe Seele, dieſelbe einfache Subſtanz, welche beides verrichtet, Gedanken hat, und Willkühr oder freien Willen ausübt; nur daß ſie, ſo wie der Körper, in Abſicht auf Eine von ihren Funktionen in einen widernatürlichen Zuſtand gerathen und gehemmet werden kann; das heißt, die Seele kann, ſo wie der Körper in Anſehung dieſer Verrichtungen, geſund und wohl, und in Anſehung einer andern hingegen

dadurch nicht vermindert, und ſie ſtellten ſich der Seele gleichſam in den Weg, ſo oft ſie eine von den ihr ſonſt ſo willigen Saiten, nach Erforderniß ihres Endzweckes, berühren, und in Bewegung ſetzen wollte. Wir ſind zwar Meiſter über unſre Aufmerkſamkeit, und im Stande, ſie nach unſerm Vorſatze zu lenken; aber nur bis auf einen gewiſſen Grad. Die Gewalt der Ideen kann aber ſo ſehr zunehmen, daß wir mit aller Anſtrengung die Aufmerkſamkeit von ihnen nicht abrufen können, und in der Region der wirkſamen Ideen können die dunkelſten Begriffe eine ſolche Gewalt beſitzen, oder vielmehr die Begriffe, die eine ſo große praktiſche Gewalt haben, ſind mehrentheils undeutlich, wegen der Geſchwindigkeit, mit welcher ſie aufeinander folgen, wie bei allen Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten der Menſchen zu erſehen iſt.

Daß in der Region der Gedanken alles wohl und in Ordnung ſey, und gleichwohl in der Region der wirkſamen Ideen etwas widernatürliches, oder gar eine gänzliche Unfähigkeit obwalten könne, habe ich ſelbſt, bei der Nervenſchwäche, an der ich ſeit vielen Jahren leide, nur zu oft erfahren. Die Zufälle meiner Krankheit hat mein Freund, der D. Bloch, der mich, als Arzt und Freund genau zu beobachten Gelegenheit gehabt, in ſeinen Beobachtungen mit vieler Deutlichkeit beſchrieben. Im Anfalle, der mich beim erſten Erwachen aus einem unruhigen Schlafe anzuwandeln pflegte, hatte ich mein völliges

Bewußt-

in dem Gehirn selbst, wo sie so lebhaft wirken, beschäftigen sie, als allgemeine, abstrakte Begriffe, bloß einen gewissen Bezirk, eine ihnen zukommende Region, und lassen das übrige System ohne alle Thätigkeit. Sie erfordern also mehr Sammlung und Anstrengung der Lebensgeister und eine stärkere Richtung derselben gegen die obern Theile, als in dem tumultuarischen Zustande, in welchem sie sich bei Hrn. S. ohnehin befanden, dienlich gewesen seyn mochte, und daher mußten sie, wie mich dünkt, das Uebel vermehren. Eine freie Aussicht in die offene Natur; ein ruhiger Blick auf das thätige Leben der Menschen und Thiere; ein körperlicher Schmerz, oder jede andre äußere sinnliche Empfindung von einiger Kraft, etwas Speise oder ein kühlender Trunk, den er etwa zu sich genommen hätte, würde wahrscheinlicher Weise heilsamer gewesen seyn. Dadurch würden die Lebensgeister von ihrem allzuheftigen Andrange im Gehirne abgeleitet, und in das ganze Nervensystem gleichmäßig vertheilt worden seyn. Nur durch sinnliche Eindrücke werden die Ideenbilder in Ordnung gebracht, und Licht und Schatten so über die Masse verbreitet, daß sie sich einander unterstützen, und die Wirkung des Ganzen befördern helfen. Betrachtungen und Vernunftgründe, wie diejenigen, denen sich Hr. S. überließ, mußten grade von entgegengesetzter Wirkung seyn; ja die Besorgniß, die er sich in diesem Zustande machte, die doch wahrscheinlicherweise mit einiger Unruhe verbunden

ſeyn mußte, konnte nach meiner Hypotheſe den Zuſtand nicht wenig verſchlimmern helfen; indem jede Gemüthsbewegung die ordentliche Einwirkung wirkſamer Ideen auf die Organe zu verhindern pflegt: wie ſolches vom Stottern iſt angemerket worden.

Es thut nichts zur Sache, daß Hr. S. ſich auf nichts in ſeinen vorhergegangenen Vorſtellungen oder Geſchäften zu beſinnen wußte, das zu den unverſtändlichen Worten, die er in der Verwirrung niederſchrieb, hätte Anlaß geben können. Wir haben geſehen, daß die dunkelſten Empfindungen, die mit keinem Bewußtſeyn der Seele verbunden ſind, auf die Organe dennoch ſehr kräftig wirken, und die zweckmäßigen willkührlichen Handlungen hervorbringen, und eben ſo wohl unterbrechen können. Ein Wort, das etwa in währender Verwirrung in einem Nebenzimmer laut geſprochen ward, konnte zufälliger Weiſe, da alles in dem Haupte Hrn. S. ſo geſpannt war, einen ſehr lebhaften Eindruck machen, und von ſtärkerer Wirkung in die Organe ſeyn, als die zweckmäßige Idee, die kein ſonderliches Intereſſe hatte. Indem nun Hr. S. ſeine Lebensgeiſter anſtrengte, die Bewegung der Hand hervorzubringen, die zu ſeinem Endzweck erforderlich war, drang jene fremde Vorſtellung vor, und ließ ihn etwas unzweckmäßiges niederſchreiben, ſo wie dem Stotternden wider Silben entfahren, die er nicht hat ausſprechen wollen. Die Seele, ihres Vorſatzes deutlich bewußt, merkte gar bald, daß etwas

unrech-

unrechtes hingeſchrieben worden, hielt ein, um von neuem wieder anzuſetzen; daher das Unterbrochene, Unvollendete in der Sprache des Stotternden ſowohl, als in dem Niedergeſchriebenen des Hrn. S. — Und eben dieſes, daß die unwillkommenen Ideen in der Seele fremde waren, und ſich nur zufälliger Weiſe eindrängten, daß ſie noch das Bürgerrecht nicht erlangt, an keine Reihe von Begriffen ſich angefügt hatten; eben dieſes, ſage ich, iſt die Urſache, daß ſich Hr. S. ihrer nachher nicht wieder zu erinnern vermochte. Man hat im Traume zuweilen die lebhafteſten und wirkſamſten Vorſtellungen; man weiß es, beim Erwachen, daß man dergleichen gehabt, ohne ſich ihrer wieder erinnern zu können, ſo lange man nicht auf eine Idee geräth, die mit ihnen verbunden iſt, und vermittelſt derer jene hervorgerufen worden. Die Seele kann nur diejenige abweſende Vorſtellung anrufen, zu der ſie das eine Ende der Schnur gleichſam vor ſich hat, um ſie anziehen zu können. So lange ſie dieſes nicht gefunden hat, iſt ihre Bemühung vergebens. Nur vermittelſt des Gegenwärtigen iſt die Seele im Stande, ſich des Vergangenen wieder zu erinnern.

Und nun auch etwas auf die philoſophiſche Frage Hrn. S. zu antworten:

„Wenn die ganze Denkkraft von dem jedesma„ligen Zuſtande des Gehirnes abhängt, oder ei„gentlich darinn liegt; ſo muß in meinem Fall, „der eine Theil meines Gehirns geſund, in gehö-

„riger Lage und Ordnung, der andre in unordent-
„licher, verwirrter Bewegung gewesen seyn.
„Und welcher von beiden sagte denn: ich? un-
„terschied die durcheinander kreuzenden Vorstel-
„lungen von sich selber? urtheilte von der Un-
„richtigkeit derselben? fühlte so innig sich selbst,
„als etwas ganz anders und abgesondertes von
„jenem?“

Nach obiger Erklärungsart war eigentlich in dem Gehirn des Herrn S. kein Theil in unordentlicher, verwirrter Bewegung; und es hatten nur fremde, unzweckmäßige Vorstellungen mehr Wirkungskraft erlangt, als sie seinem Vorhaben nach, haben sollten. Das Ich seiner Seele hatte weder Ort noch Bestimmung verändert. Daß wir neben einer Reihe von spekulativen, mit Bewußtseyn verbundener Ideen, die nicht auf äußere Organe wirken, auch noch so manche Reihe von thätigen Ideen verfolgen, und zum Ziele leiten können, ist bekannt, und bereits oben angeführt worden. Die Seele beherrscht diese verschiedenen Reihen, lenkt jene durch deutliches Bewußtseyn jedes Gliedes, diese durch Gewohnheit und Uebung, und die durch dieselben hervorgebrachten Fertigkeiten; wirkt hier selbst, und läßt dort andre nach ihrem Plane fortwirken. Alles dieses weis sie, wie die Bürger eines wohlgeordneten Staats dermaßen in Harmonie zu bringen, gleichsam wie in eine einzige gruppirende Masse von Licht und Schatten zu verbinden, daß die Wirkung

des

des Ganzen zu ihrem Hauptendzwecke übereinſtimmet. Allein ſie herrſcht in dieſem ihrem innern Staate nicht unumſchränkt, und ihre Befehle werden nicht alle ohne Weigerung vollzogen. Ihre Kraft überhaupt hat Gränzen. Zuweilen gelanget eine Vorſtellung zu einer gröſsern Gewalt, verſagt ihr den Gehorſam, will thätig ſeyn, wo ſie nicht ſoll; verdränget eine zweckmäſsige Idee aus ihrer Stelle, oder hemmet ſie wenigſtens in ihrer Verrichtung; wodurch Unordnung und Stocken in den öffentlichen Angelegenheiten entſtehen muſs. Die Beherrſcherin eilt hinzu, der Unordnung zu ſteuern. Ihrem Befehle nach ſollte eine gewiſſe Reihe von organiſchen Stöſsen hervorgebracht werden, und eine fremde Idee hatte ſich dazwiſchen eingedrängt. Sie ſuchet alſo die Aufmerkſamkeit, die ſie zum Theil in Händen hat, mehr der zweckmäſsigen Idee zuzuwenden, und ſie dadurch wirkſamer zu machen. Es läſst ſich aber begreifen, daſs die widerſpenſtige Vorſtellung nicht immer alſofort weichen wird, ſondern auch zuweilen in dem erſten Kampfe obſiegen, und einen organiſchen Stoſs hervorbringen kann, den der herrſchende Theil des Ichs ganz verkennt, und ſeinem Endzwecke zuwider findet.

II. Fort-

II.

Fortgesetzte Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen.

Da ich wegen meiner fortdaurenden Kränklichkeit meine Versuche mit diesem Taubstummen, nicht, wie ich wünschte, fortsetzen können, so bin ich wenigstens aufmerksam auf seine Handlungen und auf die pantomimische Aeußerung seiner Gedanken gewesen, um daraus auf die Denkart eines solchen Menschen weiter zu schließen.

Ich habe schon von ihm angeführt, wie außerordentlich wahr und richtig seine Erinnerung des Vergangnen, wie stark seine Einbildungskraft, und wie gut seine Beurtheilungskraft ist: nachher aber habe ich auch zu meiner größten Verwunderung bemerkt, daß er fast alle Religionsbegriffe von Gott und Christo, und selbst religiöse und andächtige Empfindungen dabei habe.

So lange ich ihn kenne, hat er beständig einen großen Haß gegen die Juden bezeigt, den ich mir anfänglich nicht erklären konnte, bis er einmal gegen einen, der mich besuchte, erstaunlich aufgebracht war, und durch Ausbreitung der Arme, wie bei einem Cruzifix, und sehr genaue Bezeichnung der fünf Wunden Jesu, sehr deutlich ausdrückte, daß Christus von den Juden gekreuziget sey. Er bildete darauf mit den Fingern eine Figur von zwei Hörnern

nern auf ſeinem Kopfe, und drückte durch Pantomime aus, indem er nach dem brennenden Feuer im Ofen wieß, daß der Teufel die Juden in die Hölle führen würde.

Dieſes mußte ihm natürlicher Weiſe von ſeinen Eltern oder andern Leuten in der Kindheit durch Zeichen beigebracht ſeyn. Aber nun wollte ich unterſuchen, ob er auch wohl einen Begriff von Sünde oder Unrecht im religiöſen Verſtande habe, und zeichnete ihm in dieſer Abſicht ein Cruzifix aufs Papier, wo ich an dem Kopfe Hörner, und an Händen und Füßen Krallen anbrachte, mit welchen er ſich nehmlich den Teufel vorſtellte.

Sein Abſcheu dagegen war unbeſchreiblich. Er ſahe mich ſtarr und mit Entſetzen an, und das erſte, was er that, war, daß er dieſe Hörner und Krallen, wovon die Dinte noch naß war, ſo geſchwind er konnte, wieder auswiſchte, gleichſam, als ob er den Anblick nicht länger ertragen könnte. Indem er auf mich wieß und einen Bart bezeichnete, äuſſerte er, ich ſey wohl ſelbſt ein Jude, oder doch ſo ſchlimm wie ein Jude.

Er erzählte dieſes ſogleich mit eben den verabſcheuenden Gebehrden meiner Aufwärterin wieder, und ſeitdem äußert er auch beſtändig großen Zweifel an meiner Seeligkeit. Dieſe bezeichnet er, indem er die Arme wie Flügel leicht emporſchweben läßt, und dabei eine heitre, lächelnde Miene annimmt; da er hingegen die Verdammniß auf vorerwähnte

Art

Art durch die Gestalt des Teufels, der die Seele in seine Klauen faßt, und sie in den feurigen Ofen wirft, bezeichnet.

Frage ich ihn nun durch Zeichen, ob er wohl glaube, daß ich seelig werde, so will er mich zwar nicht geradezu verdammen, aber er schüttelt doch mit dem Kopfe, und mahlt ein Cruzifix aufs Papier, wobei er alsdann die Hörner und Krallen, die ich dazu gemahlt, zwar mit der Feder über dem Papier bezeichnet, aber es nicht wagt, das Papier mit der Feder wirklich zu berühren, und nur einen Zug davon zu entwerfen. Die Miene, die er dabei macht, ist aus Verwunderung, Andacht und Abscheu zusammengesetzt.

So hält er auch den Selbstmord für eine große Sünde. Denn indem ich einmal in seiner Gegenwart mich stellte, als ob ich mir ein Messer in die Brust stoßen wollte, so suchte er mich durch sehr ernsthafte Mienen und Gebehrden davon abzuhalten, indem er mir zugleich bezeichnete, daß mich gewiß der Teufel hohlen und mit Füßen zertreten würde, sobald ich auf die Weise stürbe.

Ich stellte mich darauf, wie einer, der vor Krankheit auf dem Bette stirbt, um ihn zu fragen, was denn mit mir geschehen würde, worauf er nach seiner Art zu verstehen gab, daß ich alsdenn wohl seelig werden könnte. Dieß war noch vorher, ehe ich die Hörner und Krallen gemahlt hatte.

Wenn

Wenn er glaubt, daß ihm selber Unrecht geschieht, und er sich nicht rächen kann, so zeigt er gen Himmel, und macht mit der Hand eine Bewegung, wie der Donner allmälig herankommen, alsdann seinem Beleidiger plötzlich auf den Kopf fahren, und ihn tödten, oder wie Gott ihn mit seinem Donner todtschlagen werde. Dieß ist seine ernsthafteste Aeußerung von der Bestrafung des Unrechts: bei geringeren Veranlassungen begnügt er sich damit, daß er dem, der ihn beleidigt, ein paar Hörner vormacht, als ob er sagen wollte, der Teufel werde ihn schon früh genug hohlen.

Die erste ernsthafte Aeußerung pflegt er auch zu machen, wenn ein Stück Brodt muthwillig an die Erde geworfen, oder damit gespielt und Kugeln davon gemacht werden, welches er ebenfalls für eine der größten Sünden hält.

Bedeutet man ihn, er werde wegen seiner eignen Sünden auch verdammt werden, so giebt er zu verstehen, daß er ja nicht hören könne, und daß sich Gott deswegen sein erbarmen, und ihn seelig machen werde.

Dieß geschahe auch einmal bei der Gelegenheit, wo er mir durch Zeichen vorwarf, daß ich nicht so fleissig in die Kirche gienge, wie meine Aufwärterin, sondern während der Zeit andre Geschäfte triebe; daß er selbst aber nicht hineingienge, entschuldigte er damit, weil er nicht hören könne.

Uebri-

Uebrigens ſind ihm auch viele abergläubiſche Begriffe von Hexen u. d. gl. beigebracht. Er weiß z. B. ſehr genau, wenn die Hexen in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg reiten; und hierbei habe ich eben zuerſt gefunden, daß er einen ſehr richtigen Kalender im Kopfe hat: denn den Abend vor dem erſten May beſchrieb er zu meiner großen Verwunderung alle Thüren und Eingänge mit Kreuzen, ohne daß ihn, wie ich gewiß weiß, irgend jemand ein Wort von der bevorſtehenden Walpurgisnacht geſagt hatte.

Eben ſo bezeichnete er mir auch nachher, wenn es Oſtern, Pfingſten, oder Himmelfahrtstag war. Es wäre doch wirklich viel, wenn er einen Tag nach dem andern zählte und ſich merkte, und nun die ganze Reihe dieſer vergangnen Tage im Gedächtniß behielte, wie es doch beinahe der Fall ſeyn muß, wenn er wirklich eine Art von Kalender im Kopfe hat. Auch kann er an dem Standpunkte der Sonne ſehn, was die Uhr iſt, und trift dieß gemeiniglich ſehr richtig.

Wenn er bezeichnen will, daß er etwas wiſſe oder nicht wiſſe, ſo zeigt er mit dem Finger auf die Stirne, wobei er entweder mit dem Kopfe nickt oder ſchüttelt. Es ſieht poßierlich aus, wenn er bedeuten will, daß einer verrückt ſey, alsdann zeigt er ebenfalls mit dem Finger auf die Stirne, und macht dabei eine ſonderbare verwirrte Miene.

Einmal hatte er sich oder jemand anders ihm in den Kopf gesetzt, daß mir der König jährlich 30 Rthlr. für ihn bezahlte; bis ich ihm diese Vorstellung aus dem Kopfe brachte, glaubte er beständig Unrecht zu leiden. Seine Kleidung, Essen, nichts war ihm gut genug, und er hatte mich bei jeder Gelegenheit im Verdacht, daß ich das Königliche Geld unterschlüge, und er darüber leiden müsse.

Gegen den König bezeigt er sehr viel Respekt. Wenn man ihm allerlei Fragen thut, was er werden will, und ihn unter andern, durch einen großen Stern, den man auf die Brust zeichnet, frägt, ob er etwa König werden wolle, so macht er dabei eine Miene, wie bei einer delikaten und gefährlichen Sache, und bezeichnet, daß ihm alsdann der Kopf werde vor die Füsse gelegt werden.

Als das erste Stück dieses Magazins herausgekommen war, so zeigte ich ihm seinen Nahmen in demselben, den er wegen der Aehnlichkeit der gedruckten mit den geschriebnen Buchstaben sogleich erkannte, und dieß that eine ganz außerordentliche Wirkung auf ihn. Allen, die er kannte, zeigte er mit Verwundrung und Freude seinen Nahmen in einem gedruckten Buche. Ich bezeichnete ihm nun, daß einige Seiten bloß von ihm handelten, und er fand auch hier die Buchstaben b, d, f, u. s. w., die er zuerst hatte aussprechen lernen, besonders gedruckt, dieß vermehrte noch seine Verwunderung. Als ich ihm aber am Ende des Aufsatzes die Wör-

ter ſtolz und neidiſch erklärte, und bezeichnete, daß ſie ebenfalls auf ihn gingen, ſo war nun ſeine Aergerlichkeit hierüber eben ſo groß, als vorher ſeine Freude darüber, daß er ſeinen Nahmen gedruckt ſah.

Sobald das zweite Stück dieſes Magazins herauskam, und er es bei mir auf dem Tiſche liegen ſahe, blätterte er es gleich ſehr ſorgfältig durch, um zu ſehen, ob er wiederum ſeinen Nahmen darinn finden würde.

III.

Geſchichte eines taub- und ſtummgebohrnen Frauenzimmers.

Dorothea Johanna Catharina Klingeſporn, iſt den 4ten Mai 1751 hieſelbſt in Braunſchweig gebohren. Ihr ſeeliger Vater, Chriſtian Gottfried Klingeſporn, war ein Musquetier, und ihre, auch ſchon längſt verſtorbene Mutter, hieß Iſe Maria Klingeſporn. Dieſe Eltern erfuhren leider bald aus allerhand Proben, daß ihr Kind nicht müßte hören können; aber ſie befürchteten hiebei nicht zugleich auch das andere traurige Elend, daß es ſtumm wäre. In den Jahren aber, da ſich bei den Kindern ſonſt die völlige Sprache zeiget, bemerkten ſie auch den Mangel der Sprache bei ihrem Kinde mehr denn zu gewiß. Ohngefähr da es ſechs Jahr alt war, hat-

ten die Eltern Gelegenheit, es dem damals sehr berühmten Hofrath **Heister**, da er sich eben in Braunschweig aufhielt, vorzuzeigen, und dieser große Arzt seiner Zeit, sagte es ihnen, daß keine Hofnung wäre, daß ihr Kind je würde hören und sprechen können. So wurde es also damals für ein taub- und stummgebohrnes Kind gehalten, und dafür hält sie ein jeglicher noch, der sie kennet. Damit ich aber hier nichts schreiben möchte, wovon ich nicht, so viel möglich, vergewissert wäre, so erbat ich mir hierüber das Urtheil des hiesigen einsichtsvollen Hofmedikus **du Roi**, welches ich auch erhielt.

Ich komme wieder zurück in meiner Erzählung, auf die Jugendjahre dieses tauben und stummen Mädchens. Ihre Eltern machten mit ihr alle Versuche, ob ihr nicht sowohl im Irrdischen, als auch besonders in der Religion etwas könnte beigebracht werden. Sie schickten sie viele Jahre nacheinander zur Schule, und auch dahin, wo sie in Handarbeiten Unterricht haben konnte. Von den irrdischen Geschäften lernte sie verschiedenes; aber in der Schule weiter nichts, als mechanisch das Schreiben; und nicht das geringste von der Religion.

Nachdem ihre Eltern frühzeitig verstorben waren, so nahm sie ihre jetzt im 92sten Jahre noch munter und gesund lebende Großmutter zu sich und hat sie bereits dreizehn Jahr als eine Vater- und Mutterlose Waise verpfleget. Auch diese ihre alte

Großmutter hat anfangs noch einige Bemühungen angewandt, um ihr Großkind noch ein mehreres lehren zu lassen. Allein alle Frucht, die sie davon hatte, war, daß sie in irrdischen Geschäften, Nähen, Stricken, auch Verkaufung der Gartengewächse immer geschickter wurde. Von der Religion aber wußte sie nichts.

In einem solchen bejammernswürdigen Zustande war sie nun bereits 25 Jahr alt geworden, als sie mir hier, in einem gewissen Hause christlicher Menschenfreunde, wohin dieselbe nebst ihrer Baase öfters mit Gartengewächse gekommen, zu meiner Untersuchung, ob ihr nicht noch wohl einige Kenntniß der Religion beizubringen, und zugleich meiner Fürsorge, wer dazu wohl zu gebrauchen sei, gütigst anempfohlen wurde. Man communicirte mir hiebei des Herrn Superintendenten Iasius Unterricht der taub- und stummen Fräulein von Meding.

Ich machte hierauf mit unserer Tauben und Stummen eine Probe. Sie hatte wirklich von der Religion nicht das geringste Erkenntniß. Aber ich bemerkte bei ihr ein recht sanftes, freundliches, lehrbegieriges, folgsames Wesen, was zu lernen, und anzunehmen. Nun gedachte ich darauf, wem ich hier wohl mit am besten, zur beständigen Aufsicht und zur täglichen Unterweisung, sie anvertrauen könnte. Nach einigen Tagen redete ich desfalls mit dem hiesigen Schulhalter, den ich als einen treuen, fleißigen Schulmeister schon lange gekannt

hatte,

hatte, und bat ihn, daß er sie in sein Haus nehmen, und unter göttlicher Gnade einen Versuch mit ihrer Unterweisung machen möchte. Ob es ihm nun gleich nicht möglich war, die Taube und Stumme in seine Wohnung aufzunehmen, so war er doch willig genug, sie täglich zu unterrichten. Er erhielt von mir einige hiezu dienliche Bücher, und zugleich meinen Rath, wie das Werk wohl unter göttlichen Beistand anzufangen wäre.

Er fing wirklich dies wichtige Werk mit der Hülfe Gottes vor anderthalb Jahren an; widmete dazu täglich zwo Stunden, und so setzte er es mit allem treuen ununterbrochenem Fleiße fort. Seine angewandten Bemühungen segnete Gott von Zeit zu Zeit recht merklich. Jeder, der davon ein Augenzeuge wurde, mußte darüber erstaunen. Selbst verschiedene Standespersonen bewunderten, wenn er mit seiner Schülerin zu ihnen gerufen wurde, ihre erlangte Kenntniß der Religion. Nach allen meinen möglichst angestellten Prüfungen glaubte ich, daß sie, nach den Fähigkeiten, die ihr Gott gegeben hatte, so viel von dem Christenthum gefasset, daß sie wohl könnte confirmiret und zum heiligen Abendmahle angenommen werden.

Ich berichtete hierauf das alles, was bisher mit Unterweisung dieser Tauben und Stummen vorgegangen, und wie weit ich glaubte, daß sie in der Kenntniß der Religion gekommen sei, mit aller Unterthänigkeit an Ihro Durchlauchten, unsern

gnädigsten Herzog. Höchstdieselben geruheten auch durch ein gnädigstes Rescript Höchstdero huldreichstes Wohlgefallen auf die mildeste Weise hierüber zu bezeugen.

So wurde nun also ein Tag zu der heiligen Confirmationshandlung dieser Tauben und Stummen angesetzt, und ein jeder, der dieser Handlung beiwohnete, preisete die wunderbare Güte Gottes, die er an ihr bewiesen hatte.

Jeglicher rühmte auch den treuen Fleiß ihres Schullehrers; und ich selbst kann ihm hier öffentlich das gewissenhafteste Zeugniß geben, daß er sie mit aller Treue und unermüdeten Fleiße unterwiesen hat. Davon habe ich mich so oft aus dem Augenscheine überzeuget, und die heiligen Handlungen, die ich mit dieser seiner Schülerin habe anstellen können, sind davon auch sichere Beweise.

Und damit der geneigte Leser selbst von dem, was ich von seinem Fleiße und seinen treuen Bemühungen gerühmt habe, ein gütiges Urtheil fällen möchte; so hat er einige Nachrichten von der Lehrart, nach welcher er die Taube und Stumme unterrichtet, aufsetzen müssen. Er hat diesen Aufsatz so gemacht, wie er hier zu lesen ist. Ich hätte freilich wohl einiges darinnen weiter ausdehnen, anderes enger zusammenziehen; und hie und da dieses und jenes ändern können; aber ausser einigen Verbesserungen in der Schreibart und in dem Ausdruck, habe ich lieber die Sachen selbst so

lassen

laſſen wollen, wie ſie aus ſeinem guten Herzen ungekünſtelt gefloſſen ſind.

Einige Nachrichten von der Lehrart, nach welcher die Unterweiſung der Taub- und Stummgebohrnen Dorothea Johanna Catharina Klingeſporn, unter göttlicher Gnade angefangen und fortgeſezt iſt.

Es war am 20ſten März 1776, da mich der hieſige Herr Paſtor Paulmann hohlen ließen, und mir eröfneten, daß ſie wegen Unterrichts dieſer Perſon ein Vertrauen in mich geſetzet, und mich zu dieſem wichtigen und ſeeligem Geſchäfte auserſehen hätten: ich möchte nach aller Treue und Fleiß thun, was mir möglich wäre. Sie wollten nicht ermangeln, mich mit Rath und Beiſtand zu unterſtützen. So bereit und willig ich nun war, zur Ehre Gottes und zum Dienſte meines Nächſten auch in dieſem Falle alles beizutragen, ſo war es mir doch ein fremder Gedanke, wie es möglich wäre, eine taube und ſtumme Perſon zu unterrichten. Worauf mir der Herr Paſtor des Herrn Superintendent Jaſius Unterricht von der taub- und ſtummgebohrnen Fräulein von Meding, und des Herrn Paſtor Solbrigs Bericht von Unterweiſung tauber und ſtummer Perſonen zum Gebrauch reicheten, und dabei alle mögliche Anweiſung gaben. Dieſes machte mir Muth und Hofnung, daß da es doch nicht bei andern Perſonen unmöglich geweſen, ſo würde Gott auch zu dieſen vorzunehmenden Unterrichte ſeinen Seegen geben.

gnädigſten Herzog. Höchſtdieſelben geruheten auch durch ein gnädigſtes Reſcript Höchſtdero huldreichſtes Wohlgefallen auf die mildeſte Weiſe hierüber zu bezeugen.

So wurde nun alſo ein Tag zu der heiligen Confirmationshandlung dieſer Tauben und Stummen angeſetzt, und ein jeder, der dieſer Handlung beiwohnete, preiſete die wunderbare Güte Gottes, die er an ihr bewieſen hatte.

Jeglicher rühmte auch den treuen Fleiß ihres Schullehrers; und ich ſelbſt kann ihm hier öffentlich das gewiſſenhafteſte Zeugniß geben, daß er ſie mit aller Treue und unermüdeten Fleiße unterwieſen hat. Davon habe ich mich ſo oft aus dem Augenſcheine überzeuget, und die heiligen Handlungen, die ich mit dieſer ſeiner Schülerin habe anſtellen können, ſind davon auch ſichere Beweiſe.

Und damit der geneigte Leſer ſelbſt von dem, was ich von ſeinem Fleiße und ſeinen treuen Bemühungen gerühmt habe, ein gütiges Urtheil fällen möchte; ſo hat er einige Nachrichten von der Lehrart, nach welcher er die Taube und Stumme unterrichtet, aufſetzen müſſen. Er hat dieſen Aufſatz ſo gemacht, wie er hier zu leſen iſt. Ich hätte freilich wohl einiges darinnen weiter ausdehnen, anderes enger zuſammenziehen; und hie und da dieſes und jenes ändern können; aber auſſer einigen Verbeſſerungen in der Schreibart und in dem Ausdruck, habe ich lieber die Sachen ſelbſt ſo

laſſen

wurde. Dieſes ließ uns hoffen, ihr auf ſolche Weiſe die Buchſtaben beizubringen, und kenntlich zu machen, welches auch durch die Gnade Gottes ſo glücklich von ſtatten ging, daß ſie in vierzehn Tagen die Buchſtaben alle richtig anzeigen konnte, wenn ich ihr dieſelben ſowohl in als außer der Reihe zurief. Sobald ſie die Buchſtaben gefaſſet hatte, ſchrieb ich ihr das currente Alphabet auf, und wir gingen ſodann die gedruckten und geſchriebenen Buchſtaben mit einander durch, ſo daß ſie zum innigſten Vergnügen in kurzer Zeit alle dieſe Buchſtaben auf das deutlichſte kennete. Den Unterſchied zwiſchen einem harten P und weichen B, und harten T und weichen D ihr begreiflich zu machen, faſſete ich ſie bei der Hand, und drückte bei dem harten Buchſtaben ihre Hand feſte, und bei dem weichen ſanfte. Da nun dieſes Zurufen durch den Stock ſeine gute Wirkung hatte, ſo machten wir weiter den Verſuch, ob ſie auch alles durch denſelben verſtehen könnte; allein vergebens. Sobald es Wörter waren, die aus mehreren, als einer Silbe beſtunden, konnte ſie ſolche nicht verſtehen, ja ſogar wenn das Wort aus mehr als drei bis vier Buchſtaben beſtand, ſo konnte ſie es nicht unterſcheiden, außer ſolche Wörter, als Ich, Du, er, Sie, u. d. gl. die konnte ich ihr verſtändlich zurufen. Nun mußten wir uns blos ans Schreiben, uud an Zeichen, und Bilder halten. Nichts war nöthiger, als ſie durch ein beſtändiges liebreiches Betragen ſo einzu-

Ich versprach nach aller schuldigsten Treue und Fleiß zu thun, was mir unter göttlicher Gnade möglich wäre. Und ich hatte Ursach Gott zu danken, daß er mich als ein Werkzeug in seiner Hand gebrauchen wollte, das Elend meines Nächsten in etwas zu erleichtern.

Worauf wir an dem Tage den Anfang machten, und auf alle Art versuchten, ob es nicht möglich wäre, daß sie Buchstaben könnte aussprechen lernen. Allein vergebens, kein anderer Buchstabe wurde gehöret als B, weil das eine Prellung der Lippen ausmachte. Da nun nach aller ersinnlichen Bemühung, sie reden zu lehren, keine Hofnung war, so mußte ich auf Mittel denken, ihr andere Wege zu bahnen, um ihr doch für das erste eine richtige Kenntniß der Buchstaben beizubringen. Ich sahe mich in diesem Falle von vorerwehnten Büchern verlassen. Da die Fräulein von Meding die Buchstaben schon gekannt hatte; in Solbrigs Bericht aber keine Erwähnung dieserhalb geschehen, und das von dem Herrn Superintendent Lasius angezeigte Fingeralphabet uns wohl zu weitläuftig gewesen seyn möchte, indem ich nur täglich zwo Stunden zu diesem Unterricht widmen konnte. Daher machte ich den Versuch, und nahm einen Stock, dessen eines Ende sie zwischen ihre Vorderzähne nehmen mußte, und das andere Ende nahm ich zwischen meine Zähne und redete ihr dadurch zu, wodurch sie in Verwunderung und Erröthung gesetzet wurde.

wurde. Dieſes ließ uns hoffen, ihr auf ſolche Weiſe die Buchſtaben beizubringen, und kenntlich zu machen, welches auch durch die Gnade Gottes ſo glücklich von ſtatten ging, daß ſie in vierzehn Tagen die Buchſtaben alle richtig anzeigen konnte, wenn ich ihr dieſelben ſowohl in als außer der Reihe zurief. Sobald ſie die Buchſtaben gefaſſet hatte, ſchrieb ich ihr das currente Alphabet auf, und wir gingen ſodann die gedruckten und geſchriebenen Buchſtaben mit einander durch, ſo daß ſie zum innigſten Vergnügen in kurzer Zeit alle dieſe Buchſtaben auf das deutlichſte kennete. Den Unterſchied zwiſchen einem harten P und weichen B, und harten T und weichen D ihr begreiflich zu machen, faſſete ich ſie bei der Hand, und drückte bei dem harten Buchſtaben ihre Hand feſte, und bei dem weichen ſanfte. Da nun dieſes Zurufen durch den Stock ſeine gute Wirkung hatte, ſo machten wir weiter den Verſuch, ob ſie auch alles durch denſelben verſtehen könnte; allein vergebens. Sobald es Wörter waren, die aus mehreren, als einer Silbe beſtunden, konnte ſie ſolche nicht verſtehen, ja ſogar wenn das Wort aus mehr als drei bis vier Buchſtaben beſtand, ſo konnte ſie es nicht unterſcheiden, außer ſolche Wörter, als Ich, Du, er, Sie, u. d. gl. die konnte ich ihr verſtändlich zurufen. Nun mußten wir uns blos ans Schreiben, und an Zeichen, und Bilder halten. Nichts war nöthiger, als ſie durch ein beſtändiges liebreiches Betragen ſo einzu-

nehmen, daß sie nirgends lieber war, als in der Schule zum Unterricht bei ihrem Lehrer, und daß man ihre Zeichen, durch welche sie eine Sache angab, kennen lernete, und dabei ja immer eine ernsthafte Miene behauptete, so lächerlich auch wohl zum öftern ihre Zeichen gewesen wären. Daher sahe sie auch gar nicht gerne, wenn Kinder gegenwärtig waren, außer kleine Kinder von einigen Jahren. Auf diese ihr angenehm gemachte Information wurde sie immer freudiger, und zeigte eine solche Lernbegierde, daß sie auf alle nur mögliche Art sich befleißigte, was zu lernen, und auf alles sehr genaue Achtung gab. Wenn ihr, z. E. gezeigt wurde, wie sie die Feder halten, und zu welcher Zeit sie derselben einen Druck geben müßte, wenn die Buchstaben ein Ansehen gewinnen sollten, so war sie stets achtsam. Nun wurden ihr eine Menge Wörter vorgeschrieben; als von dem Menschen, die Augen, Ohren, Arm, Hand u. s. w. Die Kleidung und andere in die Sinne fallende Dinge, wobei ihr bei einem jeden Worte die Sache angezeigt werden konnte. Wenn sie nun eine Anzahl Sachen vor sich auf dem Tische oder sonsten vor Augen liegen sahe, und dieselben nach dem Namen unterscheiden konnte, so wurden die Sachen aus der Stube oder sonst bei Seite geleget, und ihr denn durch ein Wort eine Sache angezeiget, die sie hohlen mußte. Auf diese Weise ging der Unterricht unter göttlichem Beistande glücklich fort.

Um

Um nun das Buchſtabiren und leſen ihr auf eine angenehme Art geläufig zu machen, ſchafte ich einen Buchſtabierkaſten an, aus welchem ſie einen Buchſtaben nach dem andern hinſetzte und Wörter daraus formirete: ſolche mußte ſie alsdenn hinſchreiben, damit ihr immer ein jedes Wort doppelt ins Gedächtniß käme, und ſo gingen wir in dem Irrdiſchen und Sinnlichen fort, bis zur Religion. Da nun vor allen Dingen hier nöthig war, ihr zuerſt ihren Gott kennen zu lernen, ſo gelang es uns auch durch ſeinen Geiſt und Beiſtand, daß wir über alles Vermuthen in dieſer ſo ſehr ſchweren und wichtigen Sache täglich um ein großes weiter kamen; wozu ihr innerlicher Trieb, ſolches zu wiſſen, ungemein vieles beitrug. Nun zeigte ich ihr erſt am Abend den Himmel mit ſeinen unzähligen Lichtern, nehmlich die Sterne, und frug: ob ſie die zählen könnte? ſie hielt das anfänglich für eine ſehr leichte Sache. Wie ich ihr aber eine Hand voll Sand auf das Papier ſchüttete, und eine Rechentafel voll lauter durcheinander punktirter Punkte vorlegte, und befragte: ob ſie dieſelben zählen könnte? ſo ſahe ſie gar bald ihre Schwäche ein, daß da ſie dieſe geringe Anzahl nicht zählen könnte, es ihr gar nicht möglich wäre, die große und unbeſchreibliche Zahl der Sterne zu zählen. Und als ich ihr nun weiter zeigte, daß ich einen wüßte und kennte, der die Sterne zählen könnte, ſo war ſie begierig zu wiſſen, wer der ſeyn möchte? Ich ſchrieb ihr vor: der

heißet

heißet Gott, und ſie freuete ſich, den näher kennen zu lernen. Am andern Tage zeigte ich ihr die Sonne, und befahl ihr, daß ſie dieſelbe anſehen ſollte; da ſie aber ihres ſtarken Glanzes wegen ſolche nicht anſehen konnte, ſchrieb ich ihr vor: Gott hat die Sonne auch erſchaffen, und dieſer Gott iſt ſo groß und ſo herrlich und glänzend, daß ihn niemand anſehen kann. Gleich darauf kam uns ein ſtarkes Gewitter ſehr zu ihrem Unterricht zu Nutze. Wie ſie eine Furcht vor dem Blitze, und vor der Erſchütterung des Donners zeigte, ſo wieß ich ihr, das thäte Gott, der wäre aber uns nicht böſe, wie ſie wohl dächte, ſondern gut, und er wäre hier bei uns, ob wir ihn ſchon nicht ſehen könnten.

Ich nahm hierauf ein Kind und band dem die Augen zu, nun frug ich ſie: ob das Kind uns ſehen könnte? worauf natürlich ihr Kopfſchütteln, ihr Nein, erfolgte. Ich frug weiter, können wir denn das Kind ſehen? Ja; nickte ſie; nun brauchte ich ein Exempel und zeigte ihr, wenn jemand in die Stube käme und dieſem Kinde Leid zufügen wollte, ob ich denn als Vater das Kind nicht würde beſchützen. Sie nickte wieder Ja. Oder wenn der Durchlauchtigſte Herzog die Kanonen abfeuern ließen, (NB. den Durchl. Herzog bezeichnete ſie mit dem Stern auf der Bruſt) und Ihro Durchlauchten Prinzen wären gegenwärtig, ob denn denenſelben bei dieſer donnernden und blitzenden Kanonade würde ein Leid zugefüget werden. Nein, ſchüttelte ſie

mit

mit dem Kopfe. Nun eben ſo bedeutete ich ihr: würde Gott uns auch gnädiglich beſchützen, das uns kein Leid wiederführe, ob es auch noch ſo ſehr donnerte und blitzete, denn er wäre unſer Vater und wir ſeine Kinder.

Weil ich nun leicht erachten konnte, daß ſie mir den Einwurf gewiß machen wollte, ich ſehe aber Gott nicht? So bedeutete ich ihr hierauf für das erſte, daß man viele Dinge nicht ſehen könnte, und wären doch da. Z. E. das Ding, mit welchem ſie wüßte, was ſie thäte, das wäre nicht ihr Finger, oder Hand, oder Arm, ſondern das wäre in ihr, ihr Geiſt. Nun frug ich ſie durch Zeichen: ob ſie ſchon geſehen hätte, das jemand geſtorben wäre? welches ſie mit ihrem Ja Zeichen anzeigte. Worauf ich weiter frug, ob ſie denn auch die Seele geſehen hätte, daß die geſtorben wäre? Die habe ich nicht ſterben ſehen, ſchrieb ſie.

Ich bezeichnete ihr, daß die auch nicht ſterben könnte, weil ſie kein Finger, oder Hand, oder Fuß wäre. Aber, ſchrieb ich, die Seele iſt vielleicht noch in dem todten Menſchen geblieben? worauf ſie aber antwortete: Nein, denn der Menſch hätte ſeine Hände, Augen, Mund und nichts mehr rühren können, welches ihre Seele ſonſt befohlen. Dieſes überzeugte ſie deutlich, daß die Seele nicht mehr in dem verſtorbenen Menſchen ſei, indem man nach weniger denn Acht Tagen ſeinen beſten Freund nicht mehr ſehen möchte, wenn er todt wäre. Aber die

Seele

Seele deſſelben mag man doch noch gerne ſehen? Die kann ich nicht ſehen, bezeichnete ſie.

Hierbei nahm ich denn Gelegenheit ihr zu zeigen: daß da Gott auch ein Geiſt ſey, ſo wäre er doch wahrhaftig als Gott da, ob man ihn ſchon nicht ſehen könnte. Und von dem hätten wir unſern Urſprung. Unſer Leib wäre aus Erde gebildet, wie ich ihr bei Schöpfung des Menſchen gezeiget hatte. Wenn der Menſch nun ſtürbe, fuhr ich fort, müßte der Leib zur Erde werden, wovon er genommen wäre, die Seele aber ginge wieder zu Gott, von dem ſie ihren Urſprung hätte. Ja, ich wollte ihr noch mehr ſagen, dieſer Gott wäre unſichtbarer Weiſe allgegenwärtig, wir möchten uns hinwenden, wo wir wollten, ſo wäre Gott da, er ſähe und hörete, alles was wir thäten und redeten, und dieſer Gott ſey allmächtig, das hieße: er könnte alles hervorbringen, z. E. daß die Sonne uns ſchiene und nicht ſchiene, daß es regnete und aufhörte, daß es donnerte und wieder aufhörte, und das Gewitter gnädiglich vorüber ginge, u. d. m.

Nun frug ich ſie, ob das ein Menſch könnte hervorbringen und abwenden, es fiel ihr leicht hierauf: Nein zu ſchreiben, und ſie zeigte mir durch Zeichen, daß ihr jetzt eben eine ſolche Begebenheit einfiele. Wie wir vor einigen Jahren das ſchwere Hagelwetter gehabt hätten, ſo ſei kein Menſch vermögend geweſen, demſelben zu wehren, ſogar des Durchl. Herzogs Fenſter wären auch zerſchlagen.

Nun

Nun glaubte ſie alſo wohl, daß ein allmächtiger Gott wäre. Und ſo giengen wir das Pflanzenreich auch mit einander durch. Da ſie vorher natürlicher Weiſe mußte gedacht haben: daß das alles von dem Fleiße der Menſchen herrührte, und die Erde ſolches alles hervorbrächte, ſo lernte ſie nun einſehen, daß wenn es nicht regnete, alles auf dem Lande vertrocknete, oder wenn keine Sonne ſchiene, daß es denn im Wachsthum damit nicht fort wollte, wie ihr denn ſolches am beſten bekannt war, weil ſie mit Gartengewächſe zum Verkauf umzugehen pflegte. Nun faßte ſie es auch gar bald, daß alles von einem allmächtigen Weſen, auch das Leben, und die Geſundheit der Menſchen abhinge.

Da ich nun überzeuget war: daß ſie Gott aus dem Reiche der Natur mit vieler Gewisheit und Ueberzeugung hätte kennen lernen; ſo giengen wir zum zweiten Beweiſe: nehmlich zu dem Zeugniß des Gewiſſens. Ich ſuchte ihr unter allerlei Begebenheiten vorzuſtellen, daß ein Menſch nicht immer einerlei Gemüthsbewegung haben könnte, wenn er Gutes oder Böſes thäte. Z. E. ein Dieb hätte bei der finſtern Nacht geſtohlen, und niemand hätte es geſehen, und nun ſäße er am Tiſche und zählte ſein Geld, es käme aber jemand und klopfte an die Thüre: ob der Dieb wohl ein ruhiges Gemüthe hätte, oder ob er nicht vielmehr ſein Geld würde ſuchen zu verbergen, ehe er jemanden hereinkommen lie-

ließe? Dagegen ſtellte ich ihr weiter vor, wenn ein Kaufmann aus ſeinem Laden tauſend Thaler Geld, die er redlich aufgenommen, auf ſeinem Tiſche liegen hätte, und jemand käme und klopfte an, ſo würde der ſein Geld nicht verbergen, ſondern ungeſcheut rufen: herein! Und ſolche Fälle giengen wir ſehr viele durch. Nun ließ ich ſie ſelbſt urtheilen, ob der Dieb ein ſo ruhiges Herz und Gewiſſen habe, als der Kaufmann? Nein! zeigte ſie an, der Dieb hat was Böſes gethan, und der Kaufmann nicht.

Es hats aber niemand geſehen, ſchrieb ich ihr auf, vor wem fürchtet er ſich denn? Doch, zeigte ſie an, Gott hat es geſehen. Und der Gott, bezeichnete ich ihr, iſt auch Beherrſcher über unſer Gewiſſen, und keiner kann, wenn er Böſes gethan, der Unruhe deſſelben ſich entziehen. Dagegen wenn wir nichts Böſes gethan haben, und es kommt denn auch wegen einer geſtohlnen Sache Nachfrage, ſo können wir ganz ruhig ſeyn, das wäre laut des Gewiſſens ſein untrügliches Kennzeichen, daß ein Gott ſey.

Hierauf fing ich an, ihr die Gebote eins nach dem andern begreiflich zu machen, welche ſie auch bald faſſete, und ſie ſuchte ſelbſt jeden ähnlichen Fall in die Gebote einzurücken. Z. E. nach dem erſten Gebote, daß es nicht erlaubt wäre, Bilder anzubeten; nach dem andern, daß es ſo viele Leute gäbe,

die

die nicht beteten; nach dem dritten, es giengen zwar viele Leute in die Kirche, die wenigſten aber aus der rechten Abſicht. Sie zeigte nun und klagte: die Leute könnten hören und reden, und bekümmerten ſich ſo wenig um die Predigt. Ein Theil plauderte, ein Theil ſähe nur zu, was die Leute für Kleider und Friſuren hätten, ein Theil ſäße und blätterte in Büchern, und ein Theil ſchliefe, was Gott wohl möchte davon denken; ſie wollte gerne zuhören, wenn ſie nur könnte. Indeſſen hätte ſie doch den Nutzen von ihrem Kirchengehen, daß ſie von Gott den Seegen empfinge.

Nach dem vierten Gebote, das wäre nicht erlaubt, wenn Kinder ihren Eltern nicht gehorchten u. ſ. w. Hier zeigten ſich die hoffnungsvolleſten Früchte der jetzigen Bemühung, und daß ſie nicht mechaniſch gelernt hatte, aus folgenden Umſtänden: Wie ſie nach Hauſe kömmt, nimmt ſie eine Tafel, macht einen Ring darauf; und theilet den in zehn Theile, und ſchreibet die Gebote darein; nun gehet ſie zu ihrer alten Großmutter, und zeiget, wenn ſie ſich vergangen und ſie beleidiget hätte, ſo bäte ſie um Vergebung. Von der Zeit an hat ſie ſich ſehr gehorſam bewieſen.

Nach dem fünften Gebote zeigte ſie die Kindermörderin an, die vor einigen Jahren gerichtet war.

Nach dem ſechſten Gebote war es ihr ein rechter Schauder, wenn junge Leute ſo vor die Thore

zum Tanzen und Springen liefen, oder wenn sich sonst wer betrunken hätte. Wie sie nun in eben diesem Gebote den frommen und keuschen Jüngling Joseph in dem Bildercatechismus erblickte, wie ihn Potiphars Weib beim Kleide hielt, so glaubte sie, das wäre ein Fehler in dem Bildercatechismus, und gehöre ins siebente Gebot, weil sie dachte, Joseph hätte stehlen wollen, und wäre dabei erhascht. Wie ich ihr aber, so viel die Wohlanständigkeit erlaubte, verständlich machte, was die Ursache davon wäre, gerieth sie in eine rechte Verbitterung auf das Weib. Nach dem siebenten Gebote bemerkte sie, daß es schon hier bestraft würde, wenn jemand stehle, wovon sie denn viele Exempel anführte. Und so wußte sie auch leicht anzuzeigen, was in dem achten, neunten und zehnten Gebot enthalten sey.

So weit ging alles gut, aber wie wir im Gebete Christi oder Vaterunser an die fünfte Bitte kamen: und vergieb uns unsere Sündenschuld! da glaubte sie, das wären nur bloße offenbare Missethäter, die das bitten müßten; wie ich sie aber überführen wollte, daß alle Menschen Sünder und Schuldner wären vor Gott, daß kein König, kein Fürst, kein Priester, in Summa kein Mensch wäre, der nicht sündigte, so zog sie die Schultern, und bedauerte es sehr, daß sie denn manchen für so ganz fromm angesehen hätte, und thäte doch noch Sünde. Und daß

ich

ich auch noch Sünden begienge, das hätte sie nicht geglaubt. Wie ich ihr aufschlug, was David sagt: meiner Sünden sind mehr, denn des Sandes am Meer, das war ihr sehr bedenklich. Aber sie und ihre Großmutter, meinete sie, hätten doch keine Sünden gethan, wenn sie ja, wie sie noch klein gewesen, sich versehen, so wäre das längst geschehen, und ihr vergeben. Folglich könnte Gott keine Schulden mehr zurechnen. Wie ich ihr nun zeigte, daß sie nicht allein mit Werken, sondern auch mit Gedanken und Gebehrden noch immer sündigte, auch nicht allein mit Vollbringung des Bösen, sondern auch mit Unterlassung des Guten die Gebote übertreten habe, und daß sie auch dafür, was sie von Kindheit an Böses gethan, strafbar wäre; so fiel alle Liebe und Zutrauen zu mir weg, und wollte nichts mehr erklärt wissen. *)

Rührend ist die Anrede, die Herr Pastor Paulmann, bei der Konfirmation dieser Taub- und Stummgebohrnen, an den Herrn Schullehrer

*) Hierauf folgt eine fernere Erzählung, wie Herr Schweinhagen ihr dennoch, nach seiner besten Ueberzeugung, die von ihm für nöthig gehaltenen Religionsbegriffe beizubringen suchte.

Schweinhagen, und eine betagte Groſsmutter dieſes Frauenzimmers hielt: ſein gutes, gefühlvolles Herz ergieſst ſich hier, wie folget:

„O bewundre, bete an, danke mit mir dem „Herrn, und freue Dich, Du guter Lehrer dieſer „unſrer treuen Schülerin! Du haſt gepflanzet, ich „habe begoſſen, und Gott hat das Gedeihen dazu „gegeben. Sie iſt unter den Dir anvertrauten „Lämmern in der Schule, und unter meiner mir „anbefohlnen Heerde, von dieſer Art mein und „Dein Erſtling, von uns dem Herrn gebracht, „hier in der Gemeine Gottes, und das wird ſie „auch dereinſt für uns ſeyn im Himmel. Da, da „wird ſie uns mit Himmelsſprache ewig Dank „ſagen.

„O bewundert, betet an, dankt dem Herrn, „und freuet Euch mit mir, die Ihr dieſer Eurer „Freundin als Anverwandten angehöret. Und „Du, alte Betagte, die Du ſchon längſt das ſonſt „ſo hochangeſetzte Ziel des menſchlichen Lebens über„ſtiegen haſt; die Du als Groſsmutter dieſe Deine „Groſstochter an dieſer heiligen Stäte erblickeſt; „Dein Wunſch iſt erfüllt; die Du mütterlich ge„pflanzet, die Dich kindlich liebet, Dein Kind iſt „Gottes Kind, eine Erbin des Himmels. Wenn „Du nach Gottes Willen vor ihr, oder ſie nach „ſeinem weiſen Rath vor Dir in die Ewigkeit geht;

„dort

„dort kommt Ihr wieder an einem Orte zusam-
„men, wo keine Leiden, keine Stummheit, keine
„Taubheit, sondern lauter Freude, lauter Him-
„melsfrohlocken auf ewig seyn wird!

„O bewundre, bete an, danke mit mir dem
„Herrn, und freue Dich, ganze christliche Ver-
„sammlung, über diese unsre liebe Tochter, Deine
„Mitchristin! — Keiner verachte sie! niemand
„ärgere sie! niemand verderbe den Tempel Gottes,
„denn wer den verdirbt, den wird Gott verderben!
„— Jeglicher sehe wohl zu, wie er mit ihr, und
„vor ihr fürsichtiglich, christlich, heilig, exempla-
„risch wandle! Nehmet sie auf, liebet sie, schätzet
„sie, sorget für sie, betet für sie!“

Zur Seelenheilkunde.

I.

Etwas aus der Geschichte eines Hypochondristen.

Da ich einmal fand, daß die Gemüthsfassung außerordentlich viel zur Gesundheit thue: so habe ich alles von mir entfernt, was ich entfernen konnte, dessen schädlicher Einfluß hierinn mir bekannt geworden ist. Die Vielwisserei und Angst des Nichtwissens ist bezähmt.

Ich gehe noch gern den Untersuchungsweg fort, wenn er auch rauh, steil, oder dunkel ist. Aber ich überlaufe mich nicht, sondern gehe Schritt vor Schritt. Bin ich einmal nicht so weit gekommen, als ich wünschte, so denke ich, auch für den morgenden Tag muß noch Beschäftigung und Ausbeute seyn. Dadurch bleibt man bei Athem und Kräften.

Das Studium des Menschen und der Natur ist gesunde Nahrung. Ueber Kindereien, worüber sich die ehrwürdige Versammlung zu — — und zu — — den Kopf zerbrochen hat, zerbreche ich den meinigen nicht, nachdem ich eingesehen habe, daß sie

nicht

nicht ad bene beateque vivendum nöthig sind. Den schönen Wissenschaften, die die Einbildungskraft auf die Folter englischen Spleens spannen, oder ein paar kornichte Ideen in einem Meere von faden und süssem Gewäsch ersäufen, bin ich nicht gut. Man kann mir viel Geld bieten, um mich zum Lesen eines Trauerspiels, oder Romans, wenns nicht etwa ein Spitzbart ist, oder auch Gedichts, zu bewegen, das nicht mit so vielen, in jedem Worte ausströmenden Vergnügen, wie ein Homer, Virgil, Horaz, Haller, Gellert, und einige wenige mehr, angefüllet ist und aufheitert.

Ein witziges und vergnügendes Epigramm, eine drollichte Romanze, ist ein wahrer stärkender Leckerbissen für mich, aber keine Idylle, keine Elegie ꝛc. ꝛc. Kleist war, und ist gewissermaßen noch der Dichter meiner Seele; aber — er ist keine Nahrung sanfter hypochondrischer Laune, und in sofern nicht der beste Gesellschafter.

So aufmerksam, zum Exempel, muß der unglückliche Hypochondrist, der aus dem Schifbruch entronnen ist, über alles wachen, womit er sich nähret und beschäftiget. Ueber viele andere, hieher gehörige Dinge, kann ich mich nicht erklären, ohne den Vorhang zu weit zurückzuschlagen, hinter welchem ich meine Schwachheiten bekenne.

Im ganzen weiß ich meine Gemüthsfassung und Neigungen, in Beschäftigung, Vergnügen und Ge-

ſchmack, nicht kürzer und gewiſſermaßen kräftiger auszudrücken, als wenn ich ſage: ich bemühe mich, ein Teutſcher zu ſeyn. Die Teutſchheit, in allen Stücken, iſt ein wahres Antiſeptikum gegen dieſes giftige Uebel. Auch waren wir nicht ſo leicht hypochondriſch, ſo lange wir nicht von fremden Sitten zu ſehr angeſteckt waren.

Ich könnte dieſe Vergleichung weit führen: aber ich fürchte ſchon, hie und da zu weitläuftig geweſen zu ſeyn. Doch noch eins. Der Umgang mit unſers Gleichen iſt bei der Wahl eines Hypochondriſten bedeutend. Gleich und Gleich darf ſich hier nicht ſonderlich geſellen. Ich ſuche immer einen Zirkel zwar von denkenden, aber immer teutſchfühlenden und männlich heitern Freunden zu finden.

Selbſt der ungelehrte Luſtigmacher iſt mir lieb; und ich möchte beinah ſagen, luſtige, wenn ſchon nicht immer ſokratiſche Scherze, ſogar Plattitüden von Spas, wenn man auch zuweilen den Erfinder mit der Erfindung zu belachen nicht umhin kann, — ſind dem Hypochondriſten immer beſſer, als die ſchönſte Stelle aus Youngs Nachtgedanken, oder dem M — —.

Wo zuweilen, neben dem Glaſe in Züchten, unter ungenirten, doch moraliſch guten Köpfen, ſo etwa ein asmuſſiſcher Schwank umhergehet, und das Zwergfell nicht viel Ruhe hat, das gehört zu den Feſten, die dem Erbfeind der Gelehrten ein wahrer Dorn im Auge ſind. Aber einem mondſüchti-

süchtigen Empfindler zuzuhören, wenn er quelque chose de gracieux ou de noble vorlispelt, oder aus dem Buche hergrimmaßirt, — dafür wollte ich jetzt lieber mit Eulenspiegeln in Gesellschaft seyn, — mit dem alten. —

II.

Ueber Anstrengung des Geistes.

Bemerkungen von eben diesem ehemaligen Hypochondristen.

Anstrengung des Geistes ist für Gelehrte schlechterdings in einigem Grade unvermeidlich; man kann sich zwar nicht ganz davor hüten, aber unter gewissen Regeln, kann man sie sich weniger schädlich machen.

Erstlich suche man seine Gesundheit so stark wie möglich zu machen: so wird eine stärkere Anstrengung weniger schaden, als unter andern Umständen eine weit geringere. Vorzüglich ist der Gebrauch des guten Weins und Obstes ein Mittel, stärkere Anstrengung des Geistes länger zu ertragen.

Zweitens, arbeite man nicht lange unmittelbar aneinander mit dieser Anstrengung. Sobald es damit nicht recht mehr fort will, so lasse man dies sein Werk nicht nur sogleich liegen, sondern suche sich, wenn schon nur auf eine kurze Zeit, zu zerstreuen.

ſtreuen. Man gehe im Zimmer umher, in die Luft, in den Garten u. ſ. w. oder zerſtreue ſich mit kleinen Arbeiten und Geſprächen.

Je abgelegener dieſe von unſerer Gedankenreihe, je ſimpler, in Abſicht der nöthigen Aufmerkſamkeit, je luſtiger ſie ſind, deſto beſſer. Drittens, ſuche man die hohen Arbeiten des Geiſtes in ſolchen Zeiten vorzunehmen, worinn wir am ſtärkſten ſind; des Morgens, nach ſtarken Bewegungen und Erholungen, nach den nicht ſchwächenden Vergnügungen u. ſ. w. Durch eine möglichſtweiſe Einrichtung der Geſchäfte gehe man vom Schwerern nur zum Leichtern fort; nie aber umgekehrt. Dadurch werden wir unendlich mehr thun, als ſonſt möglich iſt, und immer mit genugſamer Kraft. Zwingt man ſich aber zu Anſtrengungen dieſer Art, wenn juſt die Seele nicht heiter iſt, ſo trift das Virgilianiſche

— — fruſtraque laborem
Ingratum trahit — —

ein. Man ſieht hieraus, daß die Stunden gegen Abend und die Nacht gerade, auch aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, die unſchicklichſten ſind.

Wer hypochondriſch iſt, und dabei freiwilligen großen Geiſtesanſtrengungen obliegt, iſt de tempore der größte Thor und Selbſthaſſer. Man wende nicht ein, daß man aus ſeiner Erfahrung und Gewohnheit wiſſe, daß die Stunden gegen und nach Mitternacht die beſten Zeiten zu ſtarken Geiſtesar-

lenarbeiten seyn. Ich gebe es zu, daß es bei Manchem fürs erste wirklich so ist. Ich habe diese scheinbar beweisende Erfahrung und Meinung auch gehabt. Aber es ist nichts weiter als die Frucht der Gewöhnung der Seele und des Körpers an eine gewisse periodenmäßige Epoche, wornach wir, wie mit vielen Dingen, z. E. dem Essen geschieht, wenn diese Zeit wiederkömmt, wieder vorzüglich Lust zur Sache haben, weil wir einmal dazu gewöhnt sind.

Aber man kann es a priori schon einsehen, daß dieses schlechterdings nicht die bequemste Zeit dazu sei, da es doch immer am Ende der Thätigkeit eines Tages ist, wornach die Kräfte doch allemal etwas geschwächt werden. Wie kann das gesund auf der einen, und die Arbeit erleichternd auf der andern Seite seyn, jetzt vorzüglich die Seelenkräfte und Nerven anzustrengen? Man versuche es, und verlege diese epochenmäßige Thätigkeit der Seele in die Morgenstunden, so wird man finden, sobald man dazu gewöhnt ist, daß man dennoch jetzt noch mehr, als damals, und mit grösserer Leichtigkeit arbeiten könne, und weniger Schaden für die Gesundheit davon habe. Da ich jene Mode ehedem gehabt, und nachher mit völliger Ueberzeugung diese hier vorgezogen habe, so sind diese Sätze lauter Erfahrung.

Zur Seelenzeichenkunde.

Beitrag zur Nebeneinanderstellung jugendlicher Charaktere.

Heinrich, ein Knabe von acht bis neun Jahren, hat ein durch häufige Krankheiten sehr geschwächtes Nervensystem, und daher in seinem Aeussern nicht das mindeste Lebhafte. Sein Gang ist schleppend, und seine Sprache langsam und matt. Sein Blick ist ohne alles jugendliche Feuer, aber sehr sanft und ein treuer Schattenriß seines ruhigen, freundschaftlichen Herzens, das keine aufbrausenden Leidenschaften kennt, und sich an jeden seiner Bekannten, wenn ich so sagen darf, anschmiegt.

Er liebt zwar Reinlichkeit und Ordnung, mag aber nicht gern selbst dafür sorgen; er ist gesellig und liebt das Spiel, macht aber selten Geräusch dabei. Entstehen Zänkereien zwischen ihm und seinen Geschwistern, so giebt er nach und kann sich nicht leicht beruhigen, wenn er jemanden gekränkt hat.

Er thut fast alles, um gelobt zu werden; da er aber das verdiente Lob nicht von der Schmeichelei unterscheidet, so hat sein Ehrtrieb leider die rechte Spannung schon verloren, und ihn auf den Weg

der

der Heuchelei und Verſtellung gebracht; er weiß ſeine Fehler ſehr geſchickt zu verbergen, und ihnen, wenn ſie je entdeckt werden, einen ſo guten Anſtrich zu geben, daß ſie ihm, von allen, die ihn nicht kennen, gewiß auf der Stelle vergeben werden. Mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit weiß er auch ſein Gutes allenthalben ſichtbar zu machen. Dieſe üble Gewohnheit muß er ſich ſo, wie ſeine ziemlich große Fertigkeit im Lügen, abgewöhnen, wenn ihn ſeine, übrigens dienſtfertige, liebevolle, nachgebende und zu allen ſanften Tugenden fähige Seele, allgemein beliebt machen ſoll.

Schmerz und Vergnügen bringen ihn beide leicht außer Faſſung, und er kann ſich eben ſo wenig im Klagen als im Fröhlichſeyn mäßigen.

Seine zu große Furchtſamkeit hält ihn von jeder Unternehmung zurück, bey welcher etwas gewagt werden muß. Bey den kleinſten Uebungen im Springen, Klettern und Bergablaufen, die ich mit ihm anſtellte, um ihn beherzter zu machen, koſtete es mir ſehr viel Mühe, ihn zu den kleinſten Verſuchen zu bewegen, denn ſeine Vorſtellungen von den damit verbundenen Gefahren waren immer überſpannt.

Durch Schilderungen des Elends oder guter Charaktere wird er ſo, wie durch Erzählungen trauriger Begebenheiten, leicht gerührt; er läuft dann im ganzen Hauſe umher, und ſucht jede theilneh-

mende

mende Seele auf, der er erzählen kann, was er gesehen oder gehört, und was er dabei empfunden hat. Freilich verschwindet der Eindruck, den der Anblick eines Elenden oder eine rührende Erzählung auf sein Herz gemacht hat, auch bald wieder, denn sein allzureizbares Nervensystem findet in jedem Augenblick einen anziehenden Gegenstand, der ihn zerstreuet. Daher ist die Reihe vernünftiger Vorstellungen, die er an sinnliche Eindrücke knüpft, gewöhnlich sehr kurz. Ueberhaupt mag er nicht gern lange nachdenken, und er wird sich sehr anstrengen müssen, wenn er es in irgend einer Wissenschaft, die viel abstraktes Denken erfordert, zu einiger Vollkommenheit bringen will. Desto ausdauernder ist er hingegen bei künstlichen Beschäftigungen, bei denen die Sinne im Spiel sind. So schnitzt er z. B. Pfeifen aus Schilf und Haberstroh, und bessert so lange, mit unglaublicher Geduld, daran, bis ihre Töne rein und seinem Ohr harmonisch werden. Er zeichnet oft halbe Tage lang, ohne vom Tische aufzustehen; seine Zeichnungen sind aber so, wie die kleinen Figuren, die er in Wachs poußirt, gemeiniglich bloße Kinder seiner Imagination, denn er nimmt selten bei diesen Arbeiten ein Muster vor die Augen; daher entstehen denn oft die sonderbarsten Gestalten, deren Bedeutung er gemeiniglich erst erklären muß. Sein Ehrgeiz findet sich durch nichts so sehr beleidigt, als wenn diese seine Werke, oder seine oft zu kindischen Einfälle, etwa von seinen Geschwi-

ſchwiſtern beſpöttelt werden. Ich habe ihn oft Stundenlang hierüber weinen ſehen.

Sein ſiebenjähriger Bruder, Philipp, iſt ein geſunder, ſtarker Knabe, von außerordentlichem Talent und eben ſo vieler Betriebſamkeit. Er iſt keinen Augenblick müßig, ſondern immer thätig, und ſeine Beſchäftigungen ſind gemeiniglich von ſo guter Art, daß ſie auch dem erwachſenen Beobachter derſelben Vergnügen machen, ſonderlich, wenn er fähig iſt, ſchon von den Kinderſpielen auf die Beſchäftigungen des künftigen Mannes zu ſchließen. Er pflanzt z. E. kleine Gärten, bauet Häuſer und Thürme, und ſucht ſich die kleinen Baumaterialien im ganzen Hauſe dazu zuſammen. Auf die Weiſe legt er Dörfer und Städte an, giebt ihnen Einwohner von Papier, ſticht Kanäle mit einem Span und trägt das Waſſer mit Nußſchalen hinein u. ſ. w. Bei dieſen Beſchäftigungen iſt er, wie überhaupt bei ſeinen Arbeiten, unermüdet. Er ruhet nicht eher, als bis er ſein Projekt ausgeführt hat, und läßt nicht leicht ein Werk unvollendet liegen. — Er pflegt gemeiniglich über alles, was ihm vorkömmt, nachzudenken: wozu es wohl nützt, was daraus verfertigt werden könnte u. ſ. w. Fällt ihm nun ein Brettchen oder ſonſt etwas in die Hände, ſo ſinnet er gleich nach, wozu er es anwenden will; und auf die Weiſe entſtehen denn die kleinen Plane zu ſeinen Unternehmungen, die, nach Maaßgabe ſeines Kinderverſtandes, oft ziemlich gut überdacht ſind. Dieſe

Plane

Plane führt er nun am liebsten selbst aus, ohne seine Geschwister daran Theil nehmen zu lassen; nicht aus Mangel der Geselligkeit, sondern weil ihre Projekte gewöhnlich mit den seinigen in Kollision kommen und er bei seinen Entwürfen schlechterdings nach seinem Sinne handelt. Dem Rathe erwachsener Personen folgt er dabei gern, nur müssen sie ihm das Ganze nicht zerstören wollen, sondern bloß die Miene eines Gehülfen annehmen. Uebrigens ist er bei den Spielen, mit andern, nicht eigensinnig, sondern sehr friedfertig, und verlangt nie bei einer Sache, bei welcher er nur Theilnehmer ist, seinen Willen zu haben.

Einer seiner Lieblingszeitvertreibe ist das Blumen- und Insektensammeln, wobei er alle andere Freuden, sogar oft das Mittagessen vergißt, und gern mit einem Butterbrodt fürlieb nimmt, wenn man ihn nur nicht von seinen kleinen botanischen Excursionen zurückruft. Er hat dabei auf die kleinsten Pflanzen Acht, und erkundigt sich, wenn er ein neues, ihm noch unbekanntes Blümchen findet, sogleich nach dem Namen desselben, oft auch: „obs der Apotheker brauchen kann.“

Sein Blick ist lebhaft und scharf; seine Sprache deutlich und angenehm, und seine offene, immer heitere und freundliche Miene, scheint einem jeden zu sagen, daß er es mit der ganzen Welt gut meint, und daß in seinem Herzen nicht das mindeste Falsche ist.

Er

Er kann im höchſten Grade frölich, aber ſelten ganz niedergeſchlagen werden. Seinen Schmerz klagt er ſelten, und dann muß er ſehr heftig ſeyn; aber an ſeiner Freude müſſen alle ſeine Bekannten Theil nehmen.

Er iſt ziemlich empfindlich, gleichgültig gegen äußere Ordnung und Reinlichkeit, und äußerſt hitzig, wenn er glaubt, daß ihm oder einem ſeiner Freunde Unrecht geſchiehet. Außer dieſem, weiß ich aber auch weiter keinen herrſchenden Fehler an ihm. Er liebt die Wahrheit im ſtrengſten Sinne, und würde einen begangenen Fehler nicht leugnen, wenn er auch die ſchmerzhafteſte Strafe zu befürchten hätte; er kömmt vielmehr ſogleich, wenn er etwas verſehen hat, und zeigt es ſelbſt an. Furcht ſcheint er gar nicht zu kennen, daher iſt er bei ſeinen Unternehmungen beinahe zu leichtſinnig und unbedachtſam. Lob muntert ihn auf, ohne ihn ſtolz zu machen; tadelt ihn ein Erwachſener, ſo wird er ſchamroth, thut es aber jemand von ſeinem Alter, ſo meint er, es ſey beſſer, ſich um ſich ſelbſt zu bekümmern. Durch Körperſtrafen bewirkt man ſelten etwas Gutes bei ihm, ſie machen ihn vielmehr eigenſinnig und faſt unbiegſam; denn er kann gar nicht begreifen, wie man jemanden aus einer guten Abſicht Schmerz machen kann. Es war einmal nöthig, ihn durch Körperſchmerz auf gewiſſe Unreinlichkeiten aufmerkſam zu machen, die ſeiner Geſundheit ſchädlich waren, und an die er ſich zu ſehr

gewöhnt hatte, als daß bloße Vorstellungen hinreichend gewesen wären, ihn davon zu heilen. Ich konnte ihn über diese erlittene Strafe lange nicht beruhigen, denn er meinte immer, es sey zwar gut, daß man ihm das Böse abgewöhnen wolle, allein Schläge thäten doch weh, und wenn man einem gut wäre, müsse man ihn nicht schlagen.

Er denkt gern und lange über einen Gegenstand nach, und richtet seine ganze Aufmerksamkeit auf einen, ihm wichtig gewordenen, Gegenstand. Ich habe oft mit Vergnügen bemerkt, daß er auch sogar auf das genau Acht hat, was man für ihn noch für zu schwer hält, und was nur seinen erwachsenen Geschwistern gesagt wird; er denkt dabei zuweilen schärfer nach als jene, und ist daher manchmal im Stande, ihre unrichtigen Antworten zu verbessern. Hört und versteht er eine gute Antwort, oder einen richtigen Schluß, so pflegt er oft, für sich, auszurufen: „das ist natürlich!“ Dabei hat er ein sehr treues Gedächtniß, denn er erinnert sich bei der geringsten Veranlassung an eine ganze Reihe gehabter Vorstellungen, aus deren genauen und natürlichen Verkettung man schließen kann, wie gut er etwas gefaßt oder überdacht hat.

Im Fragen ist er unermüdet, und man hat oft Stundenlang zu thun, wenn man seine Wißbegierde über eine Sache befriedigen will. Oft blieb er nach geendigten Schulstunden bei mir sitzen, oder kam aus eigenem Triebe wieder, sich mit mir über

eine

eine gehörte Geſchichte, oder über einen in den Lektionen nur halb gefaßten Satz zu unterhalten; und dieſe Privatunterredungen gewährten mir öfters die herzlichſte Freude, denn er weiß ſich, für ſeine Jahre, ſchon ziemlich beſtimmt auszudrücken, und ſeine Fragen führen nicht ſelten auf ſehr ernſte Materien.

Ich will einige Skizzen unſerer Unterredungen herſetzen, der Leſer mag denn urtheilen, ob ich zu viel geſagt habe.

Einſt hatte ich mit ſeinen ältern Geſchwiſtern, von den Freuden des künftigen Lebens, und ſonderlich vom Wiederſehen unſerer verſtorbenen Freunde geſprochen, wobei er ſehr aufmerkſam zugehört hatte. Nach der Stunde blieb er bei mir, und hob folgendes Geſpräch an:

Philipp. Das iſt doch herrlich, daß ich meinen ſeligen Vater wiederſehen werde! Aber er wird mich doch nicht mehr kennen, wenn ich in den Himmel komme; er wird mirs doch nicht mehr anſehn können, daß ich ſein Philipp bin!

„Warum nicht?

Phil. Ich werde noch lange leben, und dann werde ich ſo alt und krumm, wie der alte Schiele, und kriege auch ſolche Runzeln im Geſicht; woran ſoll er mich dann kennen?

„Willſt Du denn Deinen Körper mit in den Himmel nehmen, wenn Du ſtirbſt?

Phil. Nein, das kann ich nicht; wenn man todt iſt, wird der Leib begraben.

„Wird alſo Dein Vater den Leib, den Du jetzt haſt, je wieder ſehen können?

Phil. Nein!

„Was meinſt Du nun, woran ſoll er Dich wieder kennen, wenn Du dieſen Leib nicht mehr haſt?

Phil. An meiner Seele.

„Recht, denn die kömmt ja eben in den Himmel; aber wird denn der Vater Deine Seele wohl ſehen können?

Phil. Nein, er hat keine Augen mehr; die ſind ja auch mit dem Leibe begraben.

„Aber wenn er nun Augen hätte?

Phil. Denn könnte er ſie doch nicht ſehen.

„Warum nicht?

Phil. Ja, weil man eine Seele nicht ſehen kann.

„Da haſt Du Recht, eine bloße Seele kann weder ſehen, noch geſehen werden. Aber denn weiß ich doch wirklich nicht, woran ſie Dein Vater kennen wird; hilf mir doch die Sache ausdenken, lieber Philipp; beſinne Dich einmal, ob Du noch nie ſo etwas gehört haſt, woran man eine Seele kennen kann. — — Hörſt Du jetzt nicht etwas?

Phil. Ja, Küſters Johann läutet Feierabend.

„Woher weißt Du denn, daß es Johann iſt, es kann ja wohl der Vater ſelbſt ſeyn?

Phil. Nein, es läutet ſo ſachte, und denn iſts Johann, denn der kann noch nicht ſo ſehr ziehen, wie ſein Vater.

„Alſo

„Alſo kennſt Du jetzt Küſters Johann doch, ob Du ihn gleich nicht ſieheſt, Du kennſt ihn an dem, was er thut.

Phil. Haha, nun beſinne ich mich; ſie ſagten einmal, man könne die Seele an dem kennen, was ſie thut.

„Nun daran wird auch Dein Vater die Deinige wieder kennen. Du weißt ſchon, daß ſich alle Menſchenſeelen beſinnen, oder denken, daß ſie manche Dinge wollen, und manche nicht wollen; daran ſind ſie ſich alle ähnlich. Deine Seele denkt und will, die Seelen Deiner Brüder denken und wollen auch; daran ſeyd Ihr Euch alſo ähnlich. Aber weil ein jeder von Euch, ſeine eigene Art, zu denken und zu wollen hat, ſo kann man Euch auch wieder von einander unterſcheiden und jeden beſonders kennen. Verſtehſt Du das?

Phil. Nein!

„Nun ſo höre mir zu, ich will Dich deutlicher unterrichten. Der Küſter läutet, ſein Sohn auch; daran ſind ſie ſich —?

Phil. Aehnlich!

„Richtig, wenn Dir alſo jemand ſagt, es hat geläutet, ſo weißt Du, daß es jemand von Küſters Leuten gethan hat; aber weißt Du nun auch ſchon, ob es Johann oder ſein Vater war?

Phil. Nein!

„Warum nicht?

Phil. Ja, denn muß ich erſt wiſſen, obs ſehr geläutet hat.

„Alſo am ſehr Läuten ſind ſie ſich nicht ähnlich?

Phil. Nein.

„Siehſt Du, daran ſind ſie unterſchieden, und darum kannſt Du jeden beſonders kennen; den Vater am ſtarken und den Sohn am ſchwachen Läuten. Nun denke weiter nach: ich habe geſagt, alle Seelen denken und wollen, darum ſind ſie ſich ähnlich; ſie denken und wollen aber nicht alle einerlei, daran ſind ſie unterſchieden, und darum kann man jede beſonders können. Du denkſt und willſt, Dein Bruder auch; daran weiß ich, daß ihr beide Seelen habt; aber **Du** denkſt **oft** und **lange** über eine Sache nach, und Dein Bruder **ſelten** und **nicht lange**; Du magſt gern Blumen ſammeln, Dein Bruder nicht. Du denkſt und willſt alſo anders als Dein Bruder, daran merke ich, daß ihr zwei verſchiedene Seelen habt; ich kann Dich alſo von ihm unterſcheiden, und Dich beſonders kennen. Nun merke Dir noch eins; wenn man ſich von einer Seele etwas merken will, um ſie wieder zu kennen, ſo müſſen es nicht Handlungen ſeyn, die ſie ſelten thut, ſondern ſolche, die man oft von ihr ſiehet. Denn ſiehe, Philipp, was Du oft thuſt, das gewöhnſt Du Dir endlich an, das wird Dir eigen, nicht wahr?

Phil. Ja; wie das ſchnelle Laufen.

„Man

„Man nennt es drum **Deine** Eigenſchaft. Solche Eigenſchaften hat nun eine jede Seele; eine hat die übele Eigenſchaft, daß ſie gern lügt, d. h. ſie hat ſichs angewöhnt, oft Dinge zu ſagen, die nicht wahr ſind; eine andere hat die Eigenſchaft, über eine jede Sache lange nachzudenken, u. ſ. w. An dieſen Eigenſchaften kennt man eigentlich die Seelen. Wenn ich Dich nun frage: woran einſt Dein Vater Deine Seele wieder kennen wird, was wirſt Du mir nun antworten?

Phil. An den Eigenſchaften, die ſie hat.

„Recht, merke Dir das für jetzt, und ſorge dafür, daß Deine Seele lauter gute Eigenſchaften bekömmt, denn wird ſich einſt Dein Vater recht über Dich freuen. Ich könnte Dir freilich noch manches über dieſe Sache ſagen, aber Du biſt ein ſiebenjähriger Knabe, und würdeſt mich alſo doch noch nicht recht verſtehen. Warte noch eine Weile, bis Du verſtändiger wirſt, denn kannſt Du aus Büchern und von klugen Leuten mehr erfahren; vielleicht erräthſt Du auch, durch vernünftiges Nachdenken, manches, was Du itzt nicht weißt, ſelbſt; und das wird Dir denn recht viel Freude machen, wenn Du ſelbſt ſo was erdenken kannſt.

Phil. Wirds wohl noch lange, ehe ich ſo verſtändig werde?

„Wenn Du über alles, was Du hörſt, ſieheſt und lieſeſt, fleißig nachdenkſt, ſo kannſt Du es bald werden.

* * *

Einſt fand ich ihn an einem ſtrengen Winterabend unter freiem Himmel, und als ich ihn fragte, womit er ſich da ſo allein beſchäftige? antwortete er mir: ich gucke nach den Sternen; ſehen Sie nur, wie ſie da flimmern!

„Macht Dir denn das Freude?

Phil. Ja wohl! o ich mögte die ganze Nacht hier ſtehen und den Himmel anſehen.

„Da würdeſt Du ziemlich frieren müſſen; ich dächte, Du könnteſt ihn durchs Stubenfenſter eben ſo gut beobachten?

Phil. Nein, da kann ich nicht ſo viel Sterne ſehen, und denn iſts gleich nicht ſo ſchön.

„Alſo freueſt Du Dich darüber, daß ihrer ſo viele ſind?

Phil. Ja, da gucke ich am ganzen Himmel umher, und allenthalben ſind Sterne; hier ein großer, dort ein kleiner und denn wieder ein großer, und ſo gehts immer fort — Aber hören Sie einmal: kommen wir denn, wenn wir ſterben, dort in das Blaue oder auf einen Stern?

„lieber Philipp, das iſt eine Sache, die ich nicht gewiß wiſſen kann, weil wir es erſt erfahren, wenn wir todt ſind. Ins Blaue werden wir nun wohl nicht kommen, denn das iſt lauter Luft; ob wir aber auf einem Stern oder an einem Orte leben werden, von dem wir noch gar nicht wiſſen, wo er iſt, das kann ich Dir nicht ſagen. Allein

es

es sei wo es wolle, so wird uns dort recht wohl seyn, wie ich Dir schon oft gesagt habe. — Mögtest Du denn wohl gern auf einem Stern seyn?

Phil. Ach ja, da wollte ich mich recht umsehen! Aber wenn es nur dort nicht noch kälter ist als hier?

„Deshalb sei unbesorgt; wenn der liebe Gott will, daß Du einmal auf einem Sterne leben sollst, so wird er Dir auch einen ganz andern Körper geben, der es gewiß ertragen kann, es mag so kalt oder warm dort seyn, als es will.

Phil. Also kriegen wir wieder einen andern Leib, wenn wir todt sind?

„Viele kluge Leute vermuthen es, aus Gründen, die ich Dir ein andermal sagen will. *).

* * *

Kömmt alle das Gute, was in ihm liegt, zur Reife, wird es von allen seinen Erziehern sorgfältig entwickelt, und von den Beispielen unserer heutigen Welt nicht zu sehr vergiftet; so wird er gewiß einst ein kluger, thätiger, biederer Mann, ein nützlicher Bürger des Staats, ein treuer, redlicher Freund, ein Wohlthäter der Armen, kurz, ein Mann, der überall Menschenglück befördern wird, so viel er kann.

*) Da ich überzeugt bin, daß man eine Kinderseele am leichtesten aus ihren Fragen und Antworten kennen lernen kann, so habe ich kein Bedenken getragen, diese Dialogen mit einzurücken.

Müller.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Um uns ein für ſich beſtehendes Ding, als wirklich außer unſrer Vorſtellung zu denken, iſt es nicht hinlänglich, ſeine Beſchaffenheiten zu bezeichnen, die **in** oder **an** demſelben befindlich ſind, ſondern wir müſſen auch die Dinge benennen, welche **um** daſſelbe her ſind, damit es Feſtigkeit erhält, und nicht in die Luft zerflattert.

Alles dasjenige z. B. was wir **mit** einem Baume, und **um** ihn her, zu gleicher Zeit erblicken, giebt dem Baume erſt ſeine Wirklichkeit **außer** unſrer Vorſtellung, und macht es uns gewiß, daß derſelbe kein Blendwerk und kein Geſchöpf unſrer Einbildungskraft iſt. Das kömmt daher, weil der Zuſammenhang der Dinge ihnen erſt Wahrheit geben muß.

Wir ſehen aber hieraus, wie nöthig es iſt, daß die Sprache nicht nur die innern Beſchaffenheiten eines wirklich für ſich beſtehenden Dinges, ſondern auch vieles außer demſelben, benenne, wenn es ſeine Wirklichkeit außer unſrer Vorſtellung erhalten ſoll.

Dasjenige, woran ſich nun alle unſre übrigen Vorſtellungen feſt halten, ſind erſtlich die Vorſtellungen von gewiſſen ſehr auffallenden und in ununter-

terbrochener Ordnung wiederkehrenden Veränderungen in der Natur, die wir **Zeit** nennen: dieß sind die Abwechselungen zwischen Tag und Nacht, zwischen den Jahrszeiten u. s. w.

Alles was wir in unserm Leben erfahren, pflegen wir an die Vorstellung von irgend einer solchen Abwechselung in der Natur anzupassen, die wir **Tag, Nacht, Morgen, Abend, früh, spät, Sommer, Frühling** u. s. w. benennen. Daher kömmt es nun, daß wir alle Begebenheiten und Erfahrungen unsers Lebens nach der Reihe überschauen können, die sonst ein Labyrinth für uns seyn würden, aus welchem wir uns nicht herausfinden könnten.

Wenn es heißt, **jetzt war die Hütte gebauet**, so sieht man leicht, daß **jetzt** weder eine Beschaffenheit der Hütte noch des Bauens anzeigt, sondern einen äußern Umstand, nehmlich einen gewissen Zeitpunkt, woran sich unsre Vorstellung festhalten muß, wenn wir uns die Vollendung der Hütte als wirklich denken wollen.

Solcher Wörter wie **jetzt** giebt es nun mehrere, die sich aber größtentheils in Hauptwörter auflösen lassen, als **jetzt (in dieser Zeit) heute (an diesem Tage)** u. s. w.

Mit diesem Begrif von der Zeit ist der Begrif von der Zahl auf das genaueste verwandt: indem es heißt, **er lächelte noch einmal und starb**, so denke ich mir unter **mal** ebenfalls einen gewissen Zeitpunkt, woran sich meine Vorstellung von sei-

nem

nem Lächeln festhält, ein aber schreibt dem Lächeln seine Grenzen vor, daß es nicht öfter wiederholt wird; oft hingegen würde diese Grenzen der Wiederholung ganz unbestimmt gelassen haben.

Die regelmäßige Wiederholung einer und eben derselben Verändrung in der Natur, nach einer eben so regelmäßigen Unterbrechung, war es, welche den Begrif von Zahl zuerst erweckte: wäre die Unterbrechung nicht gewesen, so würde alles in eins geflossen seyn.

Unsre Vorstellungen von den wirklichen Dingen müssen sich ferner an dem Begriffe des Ortes festhalten: dieses ist ein großer Begrif, welcher jedesmal die Vorstellung von der ganzen Welt in sich faßt. Wenn es von der Hütte heißt, daß sie neben einem Bache stand, so hört unsre Vorstellung da nicht auf, sondern wir müssen dem Bache wiederum neben etwas andern seinen Platz anweisen, und das geht so fort, bis wir mit unsern Gedanken die ganze Welt und den Zusammenhang aller Dinge umfaßt haben, und nun in diesem Zusammenhange aller Dinge, auch der Hütte ihren wirklichen Platz anweisen.

Indem wir sagen, die Hütte steht da, so schränken wir sie grade auf den Raum ein, den sie einnimmt, eben so wie wir bei jetzt dasjenige, was geschiehet, gerade auf den kleinen Zeitpunkt einschränken, worinn es wirklich geschiehet, und uns demohngeachtet den Zusammenhang alles Vergangenen

ten und Zukünftigen dabei vorstellen müssen, worin wir uns dasjenige, was jetzt geschiehet, allein als wirklich denken können. — **In den kleinsten Wörtern der Sprache ruhen oft die erhabensten Begriffe.**

Die kleinen Wörter, welche einen Ort im Allgemeinen bezeichnen, lassen gröſtentheils sich ebenfalls sehr leicht in Hauptwörter auflösen, als **dort** (an dem Orte) **fort** (von dem Orte) u. s. w.

Endlich müssen sich alle unsre neuen Vorstellungen an unsern eignen Vorstellungen festhalten, die schon in unsrer Seele sind, und nur im Zusammenhange mit denselben bekommen sie **Wahrheit**: nun werden aber die verschiedenen Verhältnisse unsrer Vorstellungen gegeneinander durch mancherlei Wörter ausgedrückt, die also wiederum keine Beschaffenheiten der Dinge anzeigen. Wenn es also heißt,

die Hütte wird **gewiß** einstürzen,
die Hütte wird **vielleicht** einstürzen,
die Hütte wird **nicht** einstürzen,

so bezeichnen die Wörter **gewiß**, **vielleicht** und **nicht** weder die Beschaffenheit der Hütte, noch die Art ihres Einstürzens, sondern das jedesmalige Verhältniß der ganzen Vorstellung von dem Einstürzen der Hütte, gegen eine andre Vorstellung, die schon vorher in der Seele war, die aber hier nicht besonders ausgedrückt wird. Diese nicht ausgedrückten Vorstellungen, wodurch die Ausdrücke

vielleicht, **gewiß** und **nicht** veranlaßt werden, könnten vielleicht folgende gewesen seyn:

die Hütte ist baufällig,
die Hütte **kann** gestützt werden,
die Hütte **soll** gestützt werden.

Durch die erste von diesen drei Vorstellungen ward die Idee, **daß die Hütte gewiß einstürzen würde**, **bestärkt**, und diese **Bestärkung** ward durch **gewiß** ausgedrückt, welches beinahe so viel heißt, als **ich weiß es**: durch die zweite ward die Vorstellung von dem Einstürzen der Hütte **schwankend** gemacht, und dieses **schwankende Verhältniß** wird durch **vielleicht** ausgedrückt, welches so viel heißt, als **es kann seyn**; durch die dritte Vorstellung wird die Idee, daß die Hütte einstürzen sollte, als **unmöglich** dargestellt: denn wenn sie gestützt wird, wird sie stehen bleiben; da nun aber die Vorstellungen, daß sie stehen bleiben, und daß sie einstürzen soll, nicht nebeneinander bestehen können, so wird die letztere von der erstern **aufgehoben**, und diese **Aufhebung** wird nun durch **nicht** ausgedrückt. **Nicht** ist also eigentlich ein **Ausdruck dessen, was wir dunkel dabei empfinden, wenn eine Vorstellung, die erst in unsre Seele kömmt, sich nicht in den Zusammenhang aller übrigen paßt, die schon darin sind.** Durch das Wort **nicht** können wir uns also den Irrthum, unbeschadet der Wahrheit, denken, in-

dem

dem wir ihn in eben dem Augenblicke wieder aufheben, da wir ihn feſtſetzten.

Die Art, wie nun eine Vorſtellung, oder eine Reihe von Vorſtellungen, die andre in unſrer Seele entweder ganz oder zum Theil aufhebt, feſthält, beſtärkt oder zernichtet, wird durch mehrere ſolche kleine Wörter, als **aber, und, auch, denn, wie** u. ſ. w. bezeichnet.

Dieſe kleinen Wörter bezeichnen eigentlich keinen Gegenſtand in der ganzen Welt, und auch nicht einmal den Zuſammenhang der Gegenſtände, ſondern bloß die Art des Zuſammenhangs unſrer Vorſtellungen, die wir uns von den Gegenſtänden außer uns machen. Man kann alſo auch von ihnen nicht einmal ſagen, daß ſie Zeichen irgend einer Vorſtellung in uns ſelber wären: demohngeachtet aber ſind ſie in der Sprache äußerſt wichtig, weil ſie erſt Wahrheit in unſere Gedanken bringen helfen, indem dieſe dadurch auf mancherlei Weiſe eingeſchränkt und beſtimmt werden, bis ſie in den Zuſammenhang aller unſrer übrigen Vorſtellungen paſſen.

Wie oft müſſen wir daher nicht zu dieſen Wörtern unſre Zuflucht nehmen, insbeſondre wenn wir über eine Sache urtheilen, weil wir dann eine jede einzelne Vorſtellung nach dem Zuſammenhange aller übrigen einzuſchränken und zu beſtimmen ſuchen müſſen.

In einer Erzählung kommen dieſe Wörter nicht ſo oft vor, weil darin mehr der Zuſammen-

hang

hang der Dinge außer uns, als der Zusammenhang der Vorstellungen in uns, dargestellt werden soll.

Das passende Verhältniß einer Vorstellung in den Zusammenhang aller übrigen, oder dasjenige, was wir die Wahrheit derselben nennen, bezeichnen wir nun im Allgemeinen durch das Wort ist. Und so wie wir bei dem Worte da die ganze nebeneinander bestehende Welt, und bei dem Worte jetzt die ganze Reihe aller aufeinander folgenden Zeiten, mit unsern Gedanken umfassen mußten, so müssen wir nun auch bei dem Worte ist jedesmal den ganzen Zusammenhang unsrer Vorstellungen überschauen, um denjenigen, die wir uns als wahr denken wollen, ihren gehörigen Platz unter denselben anzuweisen.

Dasjenige also, was wir durch das Wort ist bezeichnen, enthält den ganzen Grund unsres Denkens, und in so fern die Sprache ein Abdruck unsrer Gedanken ist, enthält wiederum das Wort ist den ganzen Grund der Sprache.

Bt. from Fund.
Fund from
University Bookseller (Bigl)
Feb. 1939.